

Göttingische gelehrte Anzeigen

volume: 1828,2

by unknown author

Göttingen; 1828

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@www.sub.uni-goettingen.de

Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweynte Band
auf das Jahr 1828.



Göttingen
gedruckt bey Friedrich C. G. Buchh.





G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

54. 55. Stück.

D e n 3. A p r i l 1 8 2 8.

L o n d o n.

Bey John Murray: State of the Cape of good Hope in 1822. 1823. 377 S. in 8.

Der Verfasser dieser Schrift hat sich nicht genannt. Unter der Zueignung des Buchs an Lord Caledon, ehemaligen Gouverneur der Cap-Colonie, wie auch unter dem ganz kurzen Vorworte an den Leser bezeichnet er sich als einen Civil-Beamten im Dienst der Colonie (a civil servant of the Colony) und hat sein Manuscript dem Herrn H. L. Colebrooke überlassen, um es zum Druck zu befördern. Letzterer bezeugt denn auch als Herausgeber nicht nur die Authentie der Schrift, sondern hat sie auch mit Anmerkungen, welche eigentlich Excurse über verschiedene Gegenstände und dem Buche angehängt sind, bereichert. Etwas auffallend mag es seyn, daß ein Schriftsteller der, bey unleugbar genauer Bekantschaft mit der ganzen Verfassung der Cap-Colonie, das mühsame und verdienstliche Geschäft der Darstellung dieser Verfassung oder des Zustandes

der Colonie im Jahr 1822 unternimmt; der einen wo nicht immer ganz mit ihm einverstanden doch ihn empfehlenden Beförderer seiner Arbeit an dem durch Schriften über Indien schon rühmlichst bekannten Colebrooke findet, dennoch Bedenken getragen hat, seine Angaben durch die Auctorität des eigenen Namens und der eigenen Verhältnisse am Cap zu unterstützen und zu beglaubigen. Vielleicht haben den Verf. die hin und wieder, doch immer bescheiden geäußerten freysinnigen Urtheile über einige Eigenthümlichkeiten der Capischen Verfassung z. B. daß die legislative und executive Gewalt in der Person des dortigen Gouverneurs sich vereinige, ohne daß demselben ein berathendes Collegium zur Seite stehe — welcher Anstoß jedoch seit Kurzem schon ist gehoben worden — ferner seine Urtheile über die neuerlich in die Colonie versetzten britischen Auswanderer — die der Verf. gewissermaßen als Betrogene und aller Hoffnung auf bürgerliches Wohlseyn Beraubte vorstellt — endlich seine Bemerkungen über die Unfähigkeit der Colonie sich zu einem ausgezeichneten Grade des Wohlstandes erheben zu können, zur Beobachtung der Anonymität veranlaßt, und jene Urtheile und Bemerkungen sind zugleich das Hervorstechende in vorliegender Schrift. Uebrigens findet man in derselben in XI Kapiteln, sehr genaue und ins Einzelne gehende Nachrichten zunächst über die Capische Regierung dann über die verschiedenen untergeordneten Behörden und öffentlichen Institute so wie über den bey denselben eingeführten gesetzlichen Geschäftsgang, ferner über die kirchlichen Verhältnisse wobey auch des Missionswesens und seines bedeutenden Umfangs kurz gedacht wird, endlich über die dortigen Sclaven, die zwar nicht mehr eingeführt werden dürfen,

deren Zahl jedoch durch natürliche Vermehrung im Zunehmen sich befinde, und welche nach dem Verf. und Herausgeber durchaus, doch nach und nach, frey gegeben werden sollten. S. 77. Im 6. Kap. findet man Nachrichten über den Ackerbau, den Weinbau, die Viehzucht, den Wallfischfang und andere zu den Erzeugnissen des Landes gehörige Gegenstände. Im 8. Kap. werden auch die in der Capstadt herrschenden Sitten, die dortigen öffentlichen Gebäude die Erziehungsanstalten, die Pferderennen u. dergl. kurz beschrieben, und die drey letzten Kap. enthalten mehrere mit Actenstücken belegte Angaben über die kürzlich nach dem Cap versetzten britischen Ansiedler (settlers) worauf denn in einem Anhange Verordnungen der Capischen Regierung und anderweitige Belege des im Buche Gesagten, und zuletzt die gehaltreichen Anmerkungen oder Excurse des Herausgebers Colebrooke folgen. Auf zwey hinzugefügten kleinen Aufrissen sieht man auf dem ersten den Grundriß der Capstadt an der Tafelbay und die Andeutung eines Hafendamms (mole) in derselben, der noch Project ist; auf dem andern den Grundriß von Grahamsstadt und der Umgegend am großen Fischflusse, wo sich die neuen Ansiedlungen hauptsächlich befinden.

Bermißt man nun auch in diesem Buche eine systematische Ordnung der behandelten Materien; findet man auch Nichts was zur Erweiterung der Bekanntschaft mit der Colonie in naturhistorischer, geognostischer oder geschichtlicher Hinsicht merklich beytragen könnte, ist selbst die gegenwärtige Eintheilung in Districte nicht einmal genau angegeben, befriedigt also der Verf. nicht ganz — so wird doch der Statistiker von Profession hier manches Neue und Wichtige finden,

und es ist unstreitig seit Barrow kein Buch über die Cap-Colonie erschienen, was in dieser Beziehung so reichhaltig wäre und so viel Belehrendes enthielte als diese Schrift. Der Verf. scheint auch Barrow allein als seinen Vorgänger anzuerkennen und nur auf die Angaben dieses Schriftstellers Rücksicht zu nehmen. S. 2. Im Gegensatz gegen Barrow und andere Schriftsteller ist indessen unser Verf. geneigt die Fähigkeit der Colonie ihren Bewohnern einen bedeutenden Wohlstand zu sichern, eine Menge neuer Ansiedler aufzunehmen und gemächlich zu ernähren, oder auch eine politische Wichtigkeit zu behaupten, höchlich in Zweifel zu ziehen. Was mit Vortheil in der Colonie angebauet werden könne, würde, nach dem Verf. S. 94, von den auf Gewinn so sehr bedachten holländischen Colonisten gewiß nicht vernachlässigt worden seyn, und die natürliche Beschaffenheit des Bodens (auch des neuerlich den Kaffern abgenommenen Landstrichs) die Unsicherheit der Häfen, die Schwierigkeit des Transports und der Küstenfahrt, der Mangel an Wasser, die Unthunlichkeit der Bewässerung selbst an den Flüssen, wären Gründe genug um alle lebhafteren Hoffnungen namentlich der neueren Englischen Colonisten, gänzlich niederzuschlagen. Wie nun aber schon der Herausgeber hierin mit dem Verf. nicht ganz einerley Meinung seyn zu können versichert (Anmerk. IV. S. 351); wie der Verf. sich hierdurch mehrere Angriffe, noch zu Anfange dieses Jahrs, in den Capischen Zeitungen zugezogen hat (worauf er indessen, ohne sein Incognito zu verlassen, und sich einen ruhigen Beobachter (a calm observer) nennend, in eben den Blättern antwortet), so scheint er auch dem Ref., zumal was die Producte des Ackerbaues betrifft, der Colonie zu wenig zuzutrauen,

nicht minder in Beziehung auf Ansiedlung allzu beschränkten Ansichten zu folgen. Warum wünscht auch der Verf. noch mehrere Begünstigungen für den Handel der Colonie von Seiten der Regierung und der Ostindischen Compagnie S. 129 ff. als die bereits neuerlich bewilligten, wenn dem Lande nicht aufzuhelfen wäre, wenn nicht gar Manches, auch was die Benutzung des Bodens und die Verhältnisse des Capischen Landmanns betrifft, in der Folge noch viel anders werden könnte als es gegenwärtig ist? Colonisten oder Ansiedler dürfen aber freylich nicht erwarten, wie etwa Abenteurer, fein rechnende Speculanten und geschmeidige Diener einer reichen Handelsgesellschaft, in entfernten Weltgegenden ein schnelles Glück zu machen; sie müssen vielmehr überall, in Canada wie in Brasilien, an der Wolga wie in Wandiemensland, darauf rechnen, Jahre und Jahrzehnde hindurch mit großen Schwierigkeiten und Entbehrungen zu kämpfen zu haben, wie sich dieß jetzt am Cap zeigt, und wie die Lage der Missionäre in allen Welttheilen schon im Voraus hätte vermuthen lassen können. Auch am Cap also wird Alles langsam gehen, unter begünstigenden Umständen aber, dürfte die Colonie sich dennoch heben.

Was nun aber den Zustand der Cap-Colonie im Jahr 1822 betrifft, so lernt man jene jetzt Englische Besizung durch vorliegende Schrift vorzüglich in drey Beziehungen genauer kennen, nach ihrem innern Haushalt oder Civil-Stat, nach ihren Erzeugnissen für den Handel und diesen selbst, endlich nach ihrer gegenwärtigen Bevölkerung. Allgemeineres Interesse dürften hierüber etwa folgende Angaben finden.

Die Bevölkerung der Colonie bestand S. 108 nach amtlichen Eingaben vom J. 1818 in 99,154

Einwohnern von allen Classen, wozu noch gerechnet werden 4000 nicht Einheimische als Soldaten, Matrosen und auswärtige Besucher, ferner seit 1820 u. 21 nicht-weniger als 4000 britische Ansiedler, so daß mit dem Zuwachs seit 1818 und den nach und nach eingeführten Preissnegern, die ganze gleichzeitig in der Colonie lebende Menschenmenge von dem Verf. berechnet wird auf 110,038 Seelen — unter denen sich S. 69 im Jahr 1820 befanden 34,329 Slaven oder Leibeigene. In runder Zahl möchte man, meint der Herausgeber — Anmerk. V. S. 374 — gegenwärtig füglich rechnen können 120,000 Einwohner von allen Classen. (Es würde demnach, die Größe der Colonie zu 120,000 Engl. Quadratmeilen gerechnet, auf jede Engl. Quadrameile ein Individuum kommen!) Diese Zahl, bemerkt der Herausgeber beträgt beynah das Doppelte von der, vor 26 Jahren von Barrow gleichfalls nach amtlichen Eingaben, zu 61,947 Seelen berechneten Volksmenge, diese scheint also schnell zuzunehmen. Von 50 soll nach dem Herausgeber S. 355 jährlich einer sterben, und auf weniger als 25 eine Geburt zu rechnen seyn. — Uebereinstimmend hiermit bemerkt die Capische Zeitung, daß an einem Sonntage im Febr. 1825, 45 rüstig aussehende Väter auf einmal, wie dort Sitte ist, ihre Kinder in der Kirche zu Graaf-Reinet zur Taufe brachten!

In der Capstadt wohnen nach dem Verf. S. 338 in 1478 Häusern gegenwärtig 18,422 Menschen, von denen 8003 (nach dem Herausgeber 9761 S. 360) Weiße oder Christen, die übrigen aber Farbige sind, nämlich Hottentotten, Freyschwarze, Malayen und Slaven, theils in der Colonie geboren, theils von der Küste Mosambique von Madagascar auch aus Java eingeführt.

Die Vermehrung der farbigen Bevölkerung ist nach dem Verf. und Herausgeber nicht geringer als die der weißen, die Creolen könnten wohl gar, meint der Herausgeber S. 358, die weiße Population nach und nach ganz verdrängen, womit die Bemerkung des Verfs. übereinstimmt, S. 74, daß die farbigen Schönen, dem blanken Liebhaber einen entschiedenen Vorzug geben. Die Zahl der Slaven dürfte sich durch natürliche Vermehrung S. 71 in 25 Jahren wohl verdoppeln! Am Cap hatte man sonst hierüber andere Ansichten, und ein Factum ist es daß die Zahl von einigen hundert Slaven beiderley Geschlechts, welche ehemals dem Gouvernement zugehörte und in der geräumigen sogenannten Slavenloge beisammen wohnte, fast gar keinen Zuwachs aus ihrer Mitte hatte.

Die Erzeugnisse der Colonie und die dadurch für den Handel und den Wohlstand entstehenden Hilfsquellen, sind hauptsächlich die des Ackerbaues, des Weinbaues und der Viehzucht, wozu jedoch auch Thran und Fischbein, Elfenbein, Straußfedern, Aloe, Weinstein und getrocknetes Obst kommen. — Einheimische Fabrik- und Manufacturwaaren, grobe Filzhüte und Schafleder ausgenommen, fehlen gänzlich. — Im J. 1821 wurden an einheimischen Wein 11,624 Legger und 566 Legger Brantwein in der Capstadt zu Markte gebracht. Ein Legger hält 16 Anker, also kamen zu Markte etwa 31,000 Orthost Wein. Davon wurden in der Capstadt consumiert 4680 Legger oder über 6500 Pipen, ausgeführt aber wurden 6877 Pipen oder 4584 Legger — es blieben also noch in den Händen der Weinhandler zurück 3693 Pipen. Dieser Borrath nebst dem von früheren Erndten übrig gebliebenen wird von dem Verf. den Werth einer Pipe zu L 10

angeschlagen, S. 116 berechnet zu einem Capitalbetrage von 110,000 Pfund Sterling, in Capischen Papiergelde 1,384,873 Nirdollars. So ansehnlich ist also schon jetzt der Ertrag des Weinbaues, und doch setzt der Verf. mit Grunde hinzu, nach der Fähigkeit des Bodens könne sich der jährliche Ertrag der Colonie an Wein ohne Schwierigkeit verdoppeln, wenn nur für die größere Quantität dieses Capischen Products ein Markt zu finden wäre! An Weizen producirt die Colonie in guten und mittlern Jahren, S. 104 ff., etwa 160 bis 170,000 Müdden (die Müdde enthält etwa 4 Scheffel oder 180 Pfund) eine beynabe gleiche Quantität an Gerste, Hafer und Roggen. Nach des Verf. Berechnung werden aber zu jährlicher Consumption für die Einwohner (in der Regel wird bloß Weizenmehl verbacken, das übrige Getreide aber verfüttert) 188,000 Müdden Weizen erfordert, weshalb der Verf. schließt, daß von den Producten des Ackerbaues für die Ausfuhr nichts übrig bleibe, da man überdieß alle 3 bis 4 Jahr auf eine unergiebige ja wohl ganz fehlschlagende Erndte rechnen müsse. Dieß mag seyn, doch wenn man auch auf den, nach Hn. Colebrooke's Meinung billig zu erweiternden Anbau des Mais und des Kafferkorns (Holcus) nicht besonders sollte rechnen wollen, leugnen kann man doch nicht, daß der Getreidebau in den von der Capstadt entfernteren Districten, wie George, Graaf-Reinet und Uitenhage für jetzt nur unbedeutend, wiewohl leicht zu erweitern und unter günstigen Umständen sehr ergiebig ist. Wie läßt sich also die Fähigkeit der Colonie, eine weit größere Bevölkerung als die gegenwärtige, mit dem ersten Bedürfniß des Lebens, nämlich mit Brotkorn zu versehen, mit Grunde bezweifeln, so bestimmt

dieß auch von dem Vf. geschieht? S. 106. Zweifelhafter mag es seyn ob auch Thee, Baumöl, Seide, Cochenille, Kermes, Indigo u. dergl. durch Einführung der dazu erforderlichen Gewächse, wie Herr Colebrooke Anmerk. IV. S. 353 glaubt, in einiger Menge am Cap möchte gewonnen werden können. Zwar ist die Seidenraupe und der schwarze Maulbeerbaum, die Thee- und Baumwollenstaude, auch der Kaffeebaum und die Dattelpalme schon jetzt nicht ganz fremd und unbekannt in der Colonie und mehrere Arten der Gattung, Olea und Indigofera gehören dort eigentlich zu Haus, das Uebel aber ist, daß die davon etwa zu gewinnenden Producte bey dem so hohen Preise des Arbeitslohns und dem weiten Transport, die Concurrnz mit den gleichen Producten anderer Länder nicht aushalten können. Die von veredelten Schafheerden am Cap gewonnene sehr feine Wolle hat dieß nicht gekonnt, eben so wenig der Taback, und man behauptet am Cap, daß americanisches Mehl und französische Weine selbst in Ostindien wohlfeiler als die gleichnamigen Producte am Cap, verkauft werden könnten. Doch kann dieß bey zunehmender Bevölkerung, bey besserer Vertheilung und Vereinfachung der Arbeit in der Folge sehr wohl anders werden. — Den Werth aller Colonial-Producte die vom 1. Januar bis 31. December 1821 in der Tafelbay eingeschifft und demnach ausgeführt wurden, berechnet der Verf. nach den Listen des Zollhauses zu 1,741,035 Nirdollars, den Werth der gleichfalls von dort ausgeführten nicht Colonial, also von auswärts eingeführten Producte zu 271,090 Nird. Gesammte Ausfuhr demnach zu 2,012,125 Nird. nach hiesigem Gelde etwa ein halbe Million Thaler. Zu diesem Einkommen der Colonie, ver-

mittelft der Ausfuhr von Producten, rechnet der Verf. S. 125 zunächst noch 10 Proc. als reinen Gewinn für die Verkäufer, ferner das Geld welches durch die am Cap verweilenden Herren aus Indien in Umlauf gesetzt wird zu 700,000 Rird. jährlich, dann die Lieferungen an das Commissariat zur Unterhaltung der Truppen u. s. w. überhaupt zu einem Werth von 1,932,855 Rird., endlich die Ausgaben der Missionäre zu 75,000 Rird., so daß die Summe welche die Colonie jährlich vom Auslande empfängt sich in Capischen Gelde beläuft auf 4,921,192 Rirdollars, nach hiesigem Gelde etwa zwey und eine halbe Million Thaler! Ein hübscher Ueberschuß wird man sagen, nach Abzug der eigenen Consumtion an einheimischen Producten, für eine Familie von etwa hunderttausend Köpfen, unter denen sich überdieß noch ziemlich viele befinden, deren ganzes Bedürfniß, außer den selbst gewonnenen oder aus der Hand der Natur zu habenden Nahrungsmitteln, auf ein Schaffell zur Kleidung, ein Feuerzeug, ein Messer und allenfalls auf etwas Taback und Branntwein sich beschränkt! Der Verf. belehrt uns indessen S. 125, und zwar allem Anschein nach aus zuverlässigen Quellen, daß die Einfuhr allein an britischen Kaufmannsgütern, nach dem Einkaufspreise im Zollamte berechnet, jährlich betrage 3,778,440 Rird. wozu noch die aus andern europäischen Reichen, aus Ostindien und China eingeführten Waaren kommen, deren Werth zu 2,281,782 Rird. gerechnet wird, so daß der ganze Werth der Einfuhr mit Hinzurechnung von 10 Procent für den Verkäufer sich jährlich beläuft auf 6,666,244 Rird. Hieraus folgt denn freylich, daß die Colonie weit mehr vom Auslande empfängt und bezieht als sie ins Ausland schickt, und daß sie

demnach — wie der Verfasser glaubt — auf einem guten Wege sey, sich mit der Zeit für insolvent erklären zu müssen. Dergleichen Behauptungen des Verfassers will man aber am Cap weder gern hören noch auch gelten lassen, wie aus den dort herauskommenden Zeitungen zu ersehen ist. Der ruhige Beobachter soll sich durchaus verrechnet haben — und wirklich mag nicht genau in Anschlag gebracht oder zu bringen seyn, was die Colonie jährlich an baarem Gelde durch den Zuspruch der Reisenden und der Schiffscapitäne gewinnt, deren Ausgaben auf den Zollhauslisten wohl nicht vollständig verzeichnet werden, und die doch beträchtlich sind, da nicht leicht ein Schiffscapitän das Cap besucht ohne im Durchschnitt tausend Thaler Silbergeld für Lebensmittel und sonstige Bedürfnisse theils unmittelbar für das Schiff und das Schiffsvolk, theils durch die Passagiere die sich am Lande aufhalten und vergnügen, aufzuwenden und zurückzulassen. Etwas bedenklich scheint indessen doch der seit 20 Jahren immerfort und jetzt sehr tief gesunkene Werth des Capischen Papiergeldes zu seyn. Der Vf. stellt die Geschichte dieses vor etwa 40 Jahren am Cap eingeführten, und gegenwärtig fast ausschließlich cursierenden Papiergeldes sehr befriedigend dar S. 31 u. ff. und findet den Grund seines gesunkenen Werths, wie es scheint mit Recht, theils in der übergroßen Masse des Papiergeldes, theils in der Nothwendigkeit in welcher die Capischen Kaufleute sich befinden, zur Zahlung für die vom Auslande bezogenen Waaren, sich Wechsel auf England zu jedem Preise zu verschaffen. Ob auch Privat-Interesse, namentlich der höchsten Beamten in der Colonie, denen ein niedriger Cours des Papiergeldes vortheilhaft ist, da sie ihre Besoldun-

gen in sterling money beziehen, hier mitwirken könne, bleibt unentschieden. Da es indessen bekanntlich jetzt im Werke ist, den Werth des Capischen Papiergeldes unveränderlich zu bestimmen, und zwar auf etwa ein Drittheil seines ursprünglichen Werthes herabzusetzen — ein harter Schlag für die Capischen Kapitalisten! — so werden die Vorschläge des Bfs., wie der gesunkene Werth des Papiergeldes wieder gehoben werden könnte, S. 37 u. ff., worüber sich auch der Herausgeber Anmerk. I. verbreitet, vor der Hand unberücksichtigt bleiben.

Was nun endlich den innern Haushalt oder den Civil-Stat der Colonie betrifft — den Stat des regelmäßigen Militärs unterhält das Mutterland, die Erhaltung der aus Eingebornen und Hottentotten bestehenden Miliz an den Grenzen fällt jedoch auch der Colonie zur Last — so werden die Angaben des Bfs. Jeden überzeugen, daß in der Colonie Alles einen gesetzlichen Gang geht, Alles gehörig controliert wird, und daß man auch auf Verbesserung in allen Zweigen der Verwaltung unablässig Bedacht nimmt. Freylich ist der Stat der im Dienst der Colonie angestellten und aus den Einkünften der Colonial-Kasse besoldeten Personen sehr bedeutend, auch läßt sich manches noch immer nicht abändern, so lange und so ernstlich es auch schon ist gewünscht worden, wie z. B. die Wein-Pacht, d. i. das Privilegium Capischen Wein und Brantwein auszuschenken oder in kleinerem Gemäß zu verkaufen. Jährlich wird dieß Privilegium dem Meistbietenden aufs Neue von der Regierung ertheilt und brachte der Kasse bis zum J. 1822 an 100,000 Rixd. und darüber ein, die ärmsten und geringsten Einwohner in der Capstadt müssen also den Wein am theuersten bezahlen und ihn nehmen wie ihn der

Weinpächter gibt! Die Ausgaben der Colonial-Kasse betragen nach dem Vf. S. 139 im J. 1821 die Summe von 1,249,908 Rird. die Einkünfte 1,463,510 Rird. Es ergibt sich also ein Ueberschuß, doch ist aus der Summe selbst einleuchtend, daß es am Cap nicht an directen und indirecten Abgaben fehlen müsse, wenn so viel jährlich einkommen soll, und vielleicht haben die Colonisten in Nordamerica in dieser Hinsicht Vorzüge vor den Capischen. Merkwürdig ist unter den Ausgabeposten besonders dieser: 'für die Capitane der Hottentotten-Kraale' zu 3306 Rird. jährlich. So gibt doch die Regierung den ehemaligen Eigenthümern des Landes eine Pension! — (Der schon von le Baillant beschriebene Stab, zur Bezeichnung der Capitainswürde, wird gleichfalls noch immer den Berechtigten ertheilt, wiewohl nur einige wenige dieser Häuptlinge noch unabhängige Leute unter ihrem Befehl haben.) Sehr nachdrücklich wehrt der Verf. S. 140 u. flg. die Beschuldigung ab, die auch wohl im britischen Parlamente sey gehört worden — wiewohl die Colonie von Seiten der Regierung in England für rein coloniale Zwecke noch nie einige Unterstützung empfangen habe, dagegen aber durch die Zollabgaben von den in England ein- und von da ausgeführten Gütern, wie auch durch Unterhaltung einer Miliz zu Pferde und zu Fuß, zur Deckung der Grenzen gegen die Kaffern, britisches Interesse fördere und sichre — 'daß man am Cap verschwenderisch haushalte und zu hohe Besoldungen gebe.' Der Gouverneur bekommt freylich 10,000 Pfund Sterling jährlich — nach jetzigem Cours des Papiergeldes nicht weniger als 140,000 Rird. der erste Secretair der Colonie bezieht jährlich einen Gehalt von L 3500 — mehrere andere Stellen bringen L 1000 jährlich ein. — die bey wei-

tem größere Zahl der Beamten wird indessen in Papiergeld bezahlt, und sämtliche Besoldungen stehen, nach dem Wf., mit den zu leistenden Diensten im Verhältniß und sind zum Theil gering ja unzureichend. So bekommt der Oberrichter oder Präsident des Justizcollegiums jährlich nicht mehr als 9000 Rixd. oder L 700. (Der jetzige war indessen vor einigen Jahren zugleich Präsident der Waisen-Kammer oder des Pupillen-Collegii mit einem Gehalt von 4000 Rixd. jährlich.)

Daß übrigens ein Land, welches einen so ansehnlichen und kostbaren Civil- und Militär-Stat als der am Cap wirklich bestehende ist, aus eigenen Mitteln zu unterhalten vermag, bedeutende Hülfquellen haben müsse, leuchtet ein, und werden also die Behauptungen des Wfs. gegen die Fähigkeit der Colonie ihren Wohlstand zu erhalten und zu vermehren, oder gar ihre Ausgaben zu bestreiten, nicht leicht beunruhigen. Sie können indessen, was sie vielleicht auch nur sollen, von leichtsinnigem Auswandern nach dem Cap und von übertriebenen Hoffnungen bey dortiger Ansiedelung, abschrecken. Unstreitig ist auch für jetzt noch immer das Erwünschteste für den Wohlstand der Colonie — wenn sie einmal mit einem auf dem halben Wege nach Ostindien gelegenen reizenden Wirthshause verglichen werden soll — ein zahlreicher Zuspruch nicht von Bleibenden — sondern von Gästen die Geld haben und verzehren. Wenn also die Engl. Regierung ein zahlreiches Militär am Cap unterhalten wollte — jetzt sind drey Linien-Regimenter, eine Compagnie Artillerie und eine halbe Comp. Ingenieurs dort in Garnison, für welche von Seiten Englands jährlich L 126,000 am Cap verausgabt werden S. 143 — wenn auch nur öfters die nach Indien bestimmten Truppen eine Zeitlang am

Cap verweilten — wenn die Schiffe aller Nationen durch Befreyung von Abgaben und Beschränkungen angelockt, das Cap gern und häufig besuchten; — der Verf. selbst hält es für möglich, daß das Cap eine Niederlage für die ostindischen und chinesischen Waaren werden, und daß alsdann ganz America von dort mit diesen Waaren versorgt werden könnte, S. 129 u. ff. (es scheint doch aber daß jede Nation, die einmal Seehandel treibt, immer auch aus der ersten Hand zu kaufen wünscht) — wenn reiche Herren aus Indien zur Erholung oder zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit das Cap zahlreich besuchen — so bringt dieß Alles einen so ansehnlichen Zufluß von baarem Gelde in die Colonie, daß dieser, verbunden mit dem Werth der Ausfuhr an Landesproducten, und den wahrscheinlich nach und nach steigenden Vortheilen des Handels, die dortige, wenn gleich dem Englischen und Indischen Luxus ziemlich ergebene Population, immer noch im ziemlichen Wohlstande scheint erhalten zu können. Mag es also auch immer bedenklich bleiben, auch auf dieß Resultat könnte die hier angezeigte Schrift führen, eine erträgliche Lage in einem heimathlichen Lande vor schon ausgebildeten gesellschaftlichen Verhältnissen, zu verlassen, um in einem fremden noch in der Ausbildung seiner gesellschaftlichen Verhältnisse begriffenen Lande, eine bessere Lage, zumal auf gut Glück, zu suchen, so möchten doch wohl die Meisten die das Cap kennen lernten, der Bemerkung des Verfs. S. 177 bestimmen: ‘daß Einer der mehrere Wohnsitz im Leben zu versuchen Veranlassung fand, am Ende doch den Theil seiner Wallfahrt den er am Cap zubrachte, nicht für den unerfreulichsten zu halten, geneigt seyn dürfte.’

G o t h a.

In Commission bey Carl Gläser: Ausführliche Methode mit dem Fraunhoferschen Heliometer Beobachtungen anzustellen, nebst Cometenbeobachtungen mit solchem Instrumente auf der Ernestinischen Sternwarte Seeberg angestellt von P. A. Hansen, Director der Sternwarte Seeberg. 1827. X u. 112 S. 4.

In dieser Schrift beabsichtigt der Vf. die Einrichtung, den Gebrauch und die zum richtigen Stande des Heliometers nothwendigen Correctionen ausführlich darzustellen, und zugleich die Astronomen zu einem öftern Gebrauch dieses Instruments, als bisher geschehen ist, aufzumuntern. Das Heliometer, dessen Zweck darin besteht, kleine Winkel am Himmel zu messen, wurde zuerst von Bouguer und Savary angegeben, welche zwey Objectivgläser anwendeten, dann von Dollond verbessert, der statt der zwey Gläser ein durchschnittenenes mit negativer Brennweite nahm, und dieses vor das Objectiv eines Fernrohrs setzte. Fraunhofer endlich, um dem bey der Einrichtung stattfindenden Lichtverluste vorzubeugen, nahm das durchschnittene selbst als Objectivglas des Fernrohrs an, indem er sich zugleich zur Verschiebung der Hälften, der Schrauben bediente, die zugleich die Größe der Verschiebung angeben, während bey den frühern Instrumenten die gezahnten Räder üblich waren. — Im ersten Abschn. gibt der Vf. eine Beschreibung dieses Instruments, nebst den zu seinen Berichtigungen gehörigen Operationen und Rechnungen. Der 2. Abschn. enthält die Formeln, welche zur Reduction der mit dem Heliometer gemachten Beobachtungen nothwendig sind, die der Vf. dann im 3. Abschn. auf ein Beyspiel anwendet, und zugleich eine Reihe von Cometenbeobachtungen, die mit diesem Instrument gemacht worden sind, aufstellt.

Östtingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

56. Stück.

Den 5. April 1828.

U p s a l a.

Palmblad und C. 1825: Svea rikets häfder af Erik Gustav Geijer. första delen. 605 Seiten in 8.

Man braucht nicht erst zu fragen, warum die bisherigen Bearbeitungen der ältesten nordischen Geschichte unbefriedigt lassen. Eine Geschichte, ärmer an dürren Urkunden und Annalen, aber reicher an lebendigen Sagen und Ueberlieferungen, als irgend eine, gehört ihrer Natur nach nicht zu denen, deren Schwierigkeiten bald überwunden werden. Ernster und anhaltender Bewerbungen werth, versagt sie sich spröde dem Leichtgläubigen, wie dem Schwergläubigen. Den Gehalt und Reiz vorhistorischer Tradition wird man an ihr recht gewahr. Glücklich die Völker, in deren Geschichte ein Vordergrund reicher Sage steht; die ihn entbehren, haben ihren Tag ohne Dämmerung und Morgenröthe erlebt und gleichen dem Mann, der sich aus seiner Kindheit und Jugend nichts zu erinnern weiß. Langsam

erhebt sich die Geschichte aus der Sage (wie es hier schöner heißt: löser sig ur Sagans älskande armar), wer sie mit Gewalt von einander reißen wollte, würde beide versehren. Neben der historischen Wahrheit gibt es eine Echtheit der Fabel und es ist nicht minder belohnend, eine Mythe ihrem eigentlichen Element zuzuweisen, als eine geschichtliche Thatsache zu sichern. Auch die Mythe will verglichen, gesichtet seyn, wenn ihr Studium Frucht bringen soll; bloß auszuführen, daß in Schweden König Yngvi, in Dänmark König Skjold nie wirklich geherrscht haben und daß Odin kein wahrer Gott gewesen sey, wäre gleich abgeschmackt. Wer aus Diplomen eine Masse historischer Facte zusammenstellt, dessen Arbeit wird einen unantastbaren Werth behaupten, sollte sie auch das wahre Leben der Begebenheiten über dem festgesteckten Gerüste aufzuspannen nicht vermögen. Wer sich in der Fülle von Sagen keiner critischen Haltpuncte zu bemächtigen weiß, dem zerrinnt alle darauf gewandte große Mühe.

Eins der mühsamsten Werke über die Anfänge altnordischer Geschichte, Suhms historie af Danmark fra de äldste tider til aar 803 ist, trotz dem überschwenklichen Lobe seines deutschen Uebersetzers, ganz und gar mißlungen. Bald bringt er der Geschichte auf, was sie sich nicht zueignen darf, bald schneidet er der Sage ab, was sie nicht entbehren kann; mitten unter dem Stoff, den seine große Belesenheit aufschichtet, wird man befallen von dem heimlichen Gefühl, daß er doch den rechten vorenthalten, verstellt oder weggeworfen habe. Was schwedische Geschichtschreiber an dem mythischen Zeitraum geleistet haben, zeichnet sich nicht einmal von Seite der Gelehrsamkeit aus. Der neueste deutsche Bearbeiter schwedischer Geschichte drängt ihn auf einige Bogen

Einleitung zusammen und auch diese wegzulassen wäre wohlgethan gewesen. Rübß hatte sich zur nordischen Mythologie in das sonderbare Verhältniß gestellt, daß er sie gegen Adelungs Angriff vertheidigen und dann wieder für ein großes Gewebe von Dichtung und Lüge erklären wollte. An dem Ast, welchen er abzuschneiden bemüht war, hielt er sich zugleich fest.

Mittlerweile haben Peter Erasmus Müllers Sagabibliothek und Untersuchungen über Saxo und Snorro wesentlich beigetragen, die Begriffe von dem Gehalt altnordischer Ueberlieferung aufzuklären. Die verschiedenen Stufen ihrer Glaubwürdigkeit und Echtheit sind nachgewiesen; wie rohe Volksfage und Volksdichtung und noch mehr der romantische Stil späterer Zeit von dem eddischen des Alterthums abweichen, ist durch Beispiele entwickelt. Geijers begeisterte Arbeit muß nun auch in Schweden die lebhafteste Wirkung hervorbringen. Der Verfasser verbindet mit ausgezeichneter Darstellungsgabe und warmer Vaterlandsliebe ein umfassendes Quellenstudium; seine Vorstellung von dem Verhältniß der Sage zur Geschichte ist ansprechend und durch lichtvolle Gedanken gehoben; seine Kenntniß altnordischer Sprache läßt einiges zu wünschen übrig.

Auf eine meisterhaft geschriebene geographische Einleitung folgen critische Untersuchungen über die Nachrichten der Alten von dem Norden, die Ansicht der ältesten schwedischen Schriftsteller, die Runen und die nordische Götterlehre. Dann erst beginnt eine Prüfung der Ynglinga Saga und der von Ragnar Lodbrok, womit der gegenwärtige Band schließt, so daß er, wie Suhms erster Theil, die Geschichte gleichfalls bis in das neunte Jahrhundert führt.

Da wir aus einer großen Menge von Gegen-

ständen lange nicht jeden hervorheben können, woben die Vorstellung des Verfs. besonders anspricht oder zu Einwendungen erregt, so beschränken wir uns hier auf die folgenden Bemerkungen.

S. 248 wird behauptet, daß in jedem andern nordischen Land ein Sammler der Volksüberlieferung, wie Saxo Grammaticus, damals noch reichere Ausbeute gewonnen haben würde, als in Dänemark. Es ist allerdings wahrscheinlich, daß das später bekehrte Schweden die heidnischen Sagen länger und ungetrübt bewahrte, aber seine Literatur hat durchaus nichts aufzuweisen, was sich Saxos unschätzbarem Werke nur von weitem vergleichen ließe. Für die Nachwelt konnte eben nicht glücklicher gesorgt werden, als durch ein Unternehmen, das den Fortgang und die Umgestaltung der alten Mythen so anschaulich macht. Man dürfte sogar aufstellen, ein Sammler der sich mehr der alten, reinen Auffassung, die wir aus den Edden und aus isländischen Sagen kennen, genähert hätte, würde uns weniger anziehen. Saxo lehrt unentbehrliche Stufen kennen, die zwischen jener frühen Recension und der folgenden des Volksliedes in der Mitte liegen; daß in Saxos acht ersten Büchern nichts historisch Glaubwürdiges ist, setzt seine Arbeit nicht herab, sondern begründet gerade ihren Hauptwerth. Geschichtliches über die alte Zeit konnte er weder forschen noch mittheilen und er hätte um Critikern, wie Gram, zu genügen, ganz davon ablassen und erst mit seinem neunten oder zehnten Buch anheben müssen. Dann aber entbehrte die nordische Literatur wichtige Aufschlüsse, wie wir sie in Deutschland entbehren, weil kein Geistlicher zu Bremen, Fulda oder Sanct Gallen den fruchtbaren Gedanken gefaßt hat, sächsische, thüringische, alamannische Traditionen aus dem

Munde des Volks zu sammeln; wir meinen im zehnten, neunten oder achten Jahrhundert, wo man allem Anschein nach dort noch so viel unchristliche Sage wußte, als zur Zeit des zwölften in Dänemark. Den Wahn, es sey nichts ausgezeichnet worden, weil nichts aufzuzeichnen vorhanden gewesen, widerlegt eben Schweden, wo auch keine Sammlung entsprungen ist.

Daß der scandinavische Odin auch bey andern deutschen Völkern und zwar bey den Sachsen unter dem Namen Woden, bey Hochdeutschen unter dem von Wuotan verehrt wurde, scheint ausgemacht, und von andern Göttern muß ähnliches behauptet werden. Suhms dreyerley Odine wird aber jede gesunde Critik ablehnen, wie sie keine sieben dänische Frode, zu denen schon Saxo Anlaß gibt, anerkennen darf. Hingegen finden wir in des Tacitus Ulysses (Germ. cap. 3) keine deutliche Spur (en ej otydlig hänsyftning S. 438) von Odin, da die deutsche Form Wodan schon beträchtlich von Odysseus abweicht und noch weniger aus Asciburg (Escheburg) ein Asburg, Asgard zu nehmen ist, letzteres würde in hochdeutscher Mundart Ansapurg, Ansiburg heißen haben. Seite 429. 430 wird die berühmte altsächsische Formel *ec forsacho Thunaer* (? Thunare) ende *Woden* ende *Saxnote* besprochen und die Deutung des letzten Worts durch sächsischen Odin mit Recht verworfen. Sie ist nach Grammatik und Sache gleich fehlerhaft, denn Woden ist gerade der sächsische Name Odins, wie könnte dieser noch einmal daneben genannt seyn und wie könnte *ote* Odin bedeuten, wollte man auch das unstatthafte *Saxn* unberührt lassen. Sächsischer Odin würde ausgedrückt seyn müssen: *Saxena* (*Saxono*, *Sahsono* verbietet der Gen. Pl. *hira*, nicht *iro*, der Formel) *Woden*. Was

bedeutet aber Saxnote? Rec. war, ehe er Ihre unter note aufgeschlagen, der Meinung, daß nôt hier nichts anders seyn könne, als das althochd. nōz, ginōz (particeps, consors) angelsächs. neát, altnord. nautr. Saxnôt durch sächsisches Gefolge (Oden och hans Saxiska följe) zu erklären scheint ihm gleichfalls bedenklich; es wäre höchst sonderbar, daß ein dem Thunar (Donner, Thor) und Woden abschwörender Christ ein sächsisches Gefolge, wovon sonst niemand weiß, nennen sollte, die hira genôtas folgen nach. Und gesetzt, es gäbe den treffendsten Sinn, so würde unerläßlich ende his saxiscum nôte stehen müssen. Wir deuten ganz anders. Saxnôt ist wörtlich Schwertgenos (althochd. Sahskindōz), sax war den Sachsen ein kleines Schwert und sie führen selbst den Namen daher. Unter dem Schwertgenos kann aber kein anderer heidnischer Gott gemeint seyn, als der altnordische Freyr, d. h. der altsächs. Froho, angelsächsische Frea, gothische Frauja. Dem Freyr legt die Edda das beste Schwert bey, und läßt es ihn in großer Bedrängniß weggeben, so daß er es nachher vermissen muß (Snorra edda p. 40. 41). Nun aber hat nautr im Altnordischen gerade die Bedeutung eines vormaligen Besitzers und Freyr könnte treffend den Beynamen Saxnautr, Sverdnautr führen, obgleich wir ihn aus altnordischer Quelle nicht nachzuweisen wissen. Bey den Sachsen mag er sich länger behauptet haben, die angelsächs. Geschlechtsreihen nennen ausdrücklich einen Seaxneát, Seaxnêt. Ohne Zweifel war es angemessen, daß die Abrenuntiationsformel die drey vornehmsten und verehrtesten Götter Thunar, Woden und Froho (Thor, Odin, Freyr) anführte.

Wir erlauben uns einen nicht der Mythe sondern der Geschichte wichtigen Punct umständlicher

zu berühren. Geijer stellt S. 430 ff. auf, daß die Gothen ältere Landesbewohner als die Schweden waren und von letzteren, als den später einwandernden zurückgedrängt wurden. Das ist höchst wahrscheinlich und alles, die südliche Lage der Gothen, der nationale Vorrang, den die schwedischen Herrscher vor den gothischen behaupten, stimmt dafür. Der Sitz des Reichs ist auch nach der Vereinigung beider Landschaften in Schweden (Upsala, Stockholm) und vermuthlich läßt sich ein ähnliches durchgeführtes Uebergewicht des schwedischen Sprachdialects über den gothischen darthun. Wir hätten gewünscht, daß von dem Verf. hier mancherley genauere Untersuchungen gepflogen worden wären oder wünschen, daß sie noch im Verfolg des Werks aufgenommen werden, um den Gegensatz zwischen Gothen und Schweden in ein helleres Licht zu setzen. Nicht nur müßte der heutige Volksdialect in den gothischen und schwedischen Provinzen und was sich aus Abweichungen der Tracht, Lebensart und Sage folgern läßt, Aufschlüsse geben, sondern auch die Verschiedenheit älterer Denkmale, namentlich wie sie in den gothischen und schwedischen Gesetzen offenbar ist, reiflich erwogen werden. Alles dieß ist jedoch mit einer weiteren und historisch noch eingreifenderen Frage nicht zu vermischen, mit der nach dem Zusammenhang zwischen scandinavischen und unscandinavischen Gothen. Unser Verfasser hält beide, wie viele vor ihm, für dasselbe Volk (S. 349) und zweifelt nicht, daß die wandernden Gothen aus Scandinavien ausgegangen sind. Stutzig machen muß aber schon die Sprache. Hält man die gothische Sprache des Ulfilas zu dem Typus der altnordischen und wieder zu dem der hochdeutschen, so zeigen Laute, Formen, Flexionen und

Fügungen einleuchtend, daß sie diesem und nicht jenem angehört. Das Althochdeutsche, dessen Consonanzlautverschiebung wahrscheinlich erst seit dem vierten oder fünften Jahrh. eingetreten war, läßt sich weit eher aus dem alten Gothischen herleiten, als das Nordische. Daß die Gothen in Dacien, Mösien, in Italien und Spanien ein deutscher Stamm sind wie die Marcomannen, Sueven, Langobarden, Baiern, Sachsen und viele andere, muß nur denen bedenklich vorkommen, welche scandinavische Völkerschaften ungern unter der allgemeinen Benennung germanisch mitbegriffen sehen. Beides ist gleichwohl noch sehr verschieden, man mag zugeben, daß der Scandinave weniger germanisch, als der Gothe deutsch sey. Ist aber der Gothe ein Deutscher, wie seine Verwandtschaft mit den in Schweden sitzenden Gothen zu erklären? Ehe wir unsere Meinung mittheilen, wollen wir einmal die Namen beider Völker näher beleuchten und eine bisher gar nicht berücksichtigte Verschiedenheit hervorheben. Wie die wandernden oder die deutschen Gothen ihren Namen selbst aussprachen und schrieben, konnte vor Bekanntmachung des neulich zu Mailand aufgefundenen Calenders bezweifelt werden. Es steht zweymal darin gut-thiuda (gens gothica) wobey das eddische goth-thiod (Saem. 4b 228a 266b 267b) vorerst aus dem Spiel gelassen werden muß. Hiernach ist zu vermuthen, daß sie sich Gutans (Sing. Guta) nannten, das th in Gothi scheint bloß von ausländischen (lateinischen oder griech.) Schriftstellern eingeführt. Bestärkt wird Gutans durch die angelsächs. Form Gotan (Sing. Gota), welche aus mehreren Gedichten zu erweisen ist, Aelfreds Boethius p. 1 und 151, Conybeares illustrations p. 12. 18. 19. 242 und den kurzen Vocal zu rechtfertigen

scheint selbst das litthauische guddas, was den Einwohnern ihren südöstlichen Nachbar, d. h. den heutigen Polen bezeichnet. In der altnordischen Sprache heißt goti ein Pferd (reidgoti Sattelpferd, Wagenpferd), mit dem Plur. gotar oder gotnar werden in der Edda häufig Männer und Helden benannt; der Name kommt aber auch von Völkern vor. Dänemark nach Skáldskaparmál (Rask p. 146) soll vor Alters Gotland genannt worden seyn, nach der Vorrede zu Snorros Edda S. 14 Jútland vor Alters Reitgotland, welches letztere laut Skáldsk. p. 195 meginland, das zusammenhängende Land der Odinischen Besitzungen im Gegensatz zu Eygotland, d. h. den Inseln bezeichnete; auch in der älteren Edda 32^a finden sich die Reidgotar, Hervararsaga cap. 11. p. 96 Reidgotland erwähnt und der angelsächs. Boethius weiß von einem goth. König Raedgota neben Ealeric (Marich). Grimhild heißt in der Edda (Saem. 233^a) gotnesc kona. Auf bestimmte Vertlichkeit aber führt, daß die Bewohner der Insel Gothland Gutar genannt werden, vergl. Schildeners Ausgabe des Gutalagh S. 106. 107 wo auch ein mythischer Guti, einer von Thielvars Söhnen vorkommt. Grammatisch ganz verschieden von diesen Gotar, Gutar, folglich auch dem Sinne nach, sind die altnord. Gautar (Sing. Gaur, was ein Name Odins ist), wie von den angelsächs. Gotan die angl. Geátas (Sing. Geát), welche Geátas öfter im Beovulf und zwar neben den Schweden genannt werden, gerade wie das Gedicht bey Conybeare Sveom und Geátum verbindet. Fälschlich scheint Bedas angelsächs. Uebersetzer Jutis mit Geátum zu verdeutschten (1, 15 S. 58). Diese Geátas würden in Ulfilas Sprache Gauds, also weit an-

ders lauten als jene Gutans. Die althochdeutsche Form Sing. Kautz, Kôz oder Gôz (sprich Gôls) läßt sich in zahlreichen Namensübersetzungen nachweisen, ein dem Guta, Gota, Goti entsprechendes Gozo, Cozo (sprich Golsso) findet sich gleichfalls in Urkunden als Eigennamen; als Volksname war es längst verschollen.

Dies vorausgeschickt können wir nun den nicht unwichtigen Satz aufstellen: die Gothen des heutigen schwedischen Continents sind keine Gutans, sondern Gautôs; sie heißen Gautar, schwed. Göter (mit langem Vocal) und nicht Gutar (mit kurzem), ihr Land heißt Gautland, verschieden von Gotland (der Insel) und in einer Stelle des Upländischen Gesetzes wird richtig unterschieden medh Götum ok Gutum (Kunungsbalker 2) d. h. nach unserer angenommenen Uebersetzungsweise cum Gothis et Gothlandis.

Des Ulfilas Gothen (Gutans) scheinen freylich gleich andern Völkern (Vandalen, Herulen, Gepiden, Langobarden) aus nördlichen Gegenden sich in südliche fortbewegt zu haben. Ob sie wirklich aus Scanzien (d. i. Schonen, Skåne, wovon ganz Scandinavien den Namen führt) ausgegangen sind, kann mit der Sage bey Fornandes nicht bewiesen werden. Möglich daß sie an entgegengesetzter Küste, da wo später Vitthauer und Esthen wohnen und nordische Gelehrte jenes Reitgotthland vermuthen, Siz und Heimath hatten und von da aus die Insel Gothland bevölkerten. Will man aber Gewicht legen darauf daß Danmark und Jütland früher Gotland geheißen haben sollen, so ist Möglichkeit gar nicht abzusprechen, daß wenigstens ein Theil ihres Stammes scandinavische Länder besetzt hielt und darauß vor andringenden neuen Völkern weichen

mußte. Dieser Andrang scheinen zunächst Gauen und Dänen, hinter ihnen aber Schweden zu seyn. Wie nun, unbeschadet ihrer verschiedenen Bedeutung, die Namen Gautós und Gutans eine Wurzel haben können (man denke nur an das Verbum giutan, gaut, gutun und daran, daß aus niutan, naut, nutun die Substantive nauts und nuta geleitet werden); so ist auch zwischen beiden Völkern, die einander örtlich berühren, vielleicht größere oder geringere Stammverwandtschaft gewesen. Zufall scheint, daß beide sich in den östlichen und westlichen Zweig spalteten; es wäre unthunlich hieraus ihre Identität herzuleiten, denn Amaler und Balthen werden nicht unter ganz anderm Himmelsstrich Ostgothen und Westgothen geheißen haben, weil angebliche Vorfahren in der Heimath sich durch diese Benennung unterschieden hätten, wie ja viele andere Völker thun (Ost- und Westsachsen, Ost- und Westphalen, Ost- und Westfriesen). Bey Jornandes ist Ostrogotha und Eástgota bey Conybeare p. 19 zugleich Mannsname.

Da bey der Völkerwanderung in der Regel immer die südlichen Stämme für älter, d. i. früher eingewandert anzunehmen sind, so scheinen Gutans älter als Gautós. Jene, ihrer Sprache nach, fallen zu dem deutschen Dialect, nicht zu dem nordischen; ob die Gautós schon dem nordischen angehörten und vor Alters dem deutschen und nur allmählich nordisch geworden sind, wird sich jetzt schwerlich aus der Volkssprache Oster- und Westergothlands entscheiden lassen. Haben doch die Gutans auf der Insel Gothland jetzt fogar nordischen Dialect, obgleich die Sprache ihres Gesetzbuchs einige merkwürdige Hinneigungen zum deutschen offenbart, z. B. in der Tertia Plur. Prät. Coniunctivi —ia statt des nord. —i.

Wir verlangen nach der Fortsetzung dieses Werks, die aber um so mehr reifen wird, je länger sie ausbleibt. Schon der vorliegende Band würde unter noch längerer Pflege des Verfassers manche Ausstattung gewonnen haben, allein, sagt er, dagen endast är vår, nattens och det slocknande ljusets timma oviss. Umständlichere Ausführung, meinen wir, müßte den Abschnitten VIII und IX bey einer zweyten Auflage besonders zu Statten kommen.

S u l z b a c h.

Bev J. E. von Seidel 1826: Schwedens Ur-geschichte von Erik Gustaf Geijer, aus dem Schwedischen. 502 S. in 8.

So weit wir diese Uebersetzung verglichen haben scheint sie treu und sorgsam. Es ist nicht leicht aus dem Schwedischen (dem wohl lautendsten Zweige unseres heutigen Sprachstamms) zu verdeutschern, manches Gedrungene können wir gar nicht erreichen, z. B. ein berättas ha varit (narratur fuisse) läßt sich noch ziemlich wiedergeben: soll gewesen seyn, aber ein berättar ha varit (narrat fuisse) wird schon im Deutschen: berichtet gewesen zu seyn, schleppend, und noch schleppender ist hier S. 462 sogar jenes übertragen: 'von dem erzählt wird, daß er gewesen sey', acht Wörter für drey schwedische. Unser haben, bleiben, geben dürfen die Schweden sehr günstig zusammenziehen in ha, bli, ge; dergleichen Kürzungen waren unserer älteren Sprache auch geläufig, namentlich hån, seltener gån (für geben, häufig gît für gibt) sind aber späterhin wieder aufgegeben worden. — Einige Versehen kommen doch vor, so sollte S. 19 für Nordland stehen Norrland (die schwedische Provinz) welches

S. 26 richtig beybehalten ist, um der Zweydeutigkeit des Begriffes Nordland willen, der in dem Zusammenhange auch allgemein das nördliche Land ausdrücken kann. Der Nordländer ist im schwed. Text ein Nordboe, der Norrländer ein Norrmann. S. 361 sollte entweder bloß stehen ting allra Svia, nicht å ting, denn å ist die Präposition, die im Zusammenhang des deutschen Sazes unverständlich wird, oder es war die ganze Parenthesis zu übersetzen: auf dem Ding aller Schweden.

W e i m a r.

Im Verlage des Industrie-Comptoirs, 1827: Geschichte des schwedischen Volks und Reichs von D. G. von Ekendahl. Erster Theil. LXXVIII und 730 S. in 8.

Ein Werk, von dem gesagt wird, daß es zu spät komme, pflegt seinen Vorgänger, der ihm in jeder Hinsicht den Rang abläuft, nicht zu kennen. Insofern ist jene Behauptung auf gegenwärtige Arbeit unanwendbar, deren Verf. in der ersten Hälfte des Buchs das Geijersche, in der zweyten (er führt die schwedische Geschichte schon bis auf die Calmarunion) andere Werke, namentlich die von Rühz, wörtlich ausschreibt. Vorgänger zu benutzen ist erlaubt und selbst lobenswerth, ältere mit ihren eigenen Ausdrücken anzuführen zuweilen rathsam; aber so wie hier geschieht frischen Vorgängern Schritt vor Schritt nachtreten, in dem Hauptgang, den sie einschlagen, wie in kleinen Ausweichungen, die ihnen gefallen, das kann nicht zur Empfehlung gereichen. Zwar wird in der Vorrede ausdrücklich gestanden, daß sich der Verf. für die alte Geschichte Schwedens Geijern zum Führer nehme,

aber niemand erwartet doch die Gedanken des Originals in derselben Folge und alle zufälligen Anmerkungen in derselben Reihe wieder anzutreffen. Es wird bloß ausgelassen und zusammengezogen. Selbst Fehler und Druckfehler sind nachgeschrieben. S. XLVI Note 1 aus Geijer S. 136 war höchst entbehrlich, man braucht nur aufzuschlagen bey Ulf. Luc. 7, 30 den Acc. Sing. rûna, Luc. 8, 10 den Acc. Plur. rûnôs, um sicher zu seyn, daß der Nom. Sing. rûna und nicht rûn lautet. S. 287. Not. 64 aus Geijer S. 600, aber Geijer mengt hier zwey ganz verschiedene Wörter mögr (oder mavgr, aber nicht magr) Sohn und mâgr Verwandter. S. 604 Note 96 aus Mühs 1 S. 55 die bekannte Stelle des westgothischen Gesetzes über den Lekare, aber im Gesetz steht von einer Kuh nicht von einem Kalb. Es möchte hingehen, daß Anführungen aus altnordischen Gedichten ohne Sprachkenntniß übertragen werden (ein Beyspiel S. 71: bis reif sind die Regenten! für unz riufaz regin), daß selbst Geijers Worte mitunter verfehlt werden, ist Herrn von Ekendahl, einem gebornen Schweden, fast nicht zu verzeihen. Wer versteht den oben von uns besprochenen Satz hier S. 12, wahrscheinlich würde auch der Geschichtschreiber in Scandinavien eine weit größere Fülle von heidnischen Ueberlieferungen gefunden haben als Saxo in seinem Vaterlande. Das lautet sinnlos, Saxos Vaterland war ja auch Scandinavien. Geijer sagt: troligen hade äfven i hvilket annat af de Skandinaviska rikena som helst, skörden af hedniska minnen för en upptecknare varit rikare, än i Saxos fädernesland. Die unterstrichenen Worte sind gar nicht gefaßt. Druckfehler, wo alte Stellen abgedruckt werden, sin-

den wir in Menge, z. B. Seite 510 Note 61 Thaugdreku für Thangbrecku. Wir dürfen es also kein Fehl haben, daß uns die ganze Art und Weise dieser schwedischen Geschichte, so wohlmeinend ihre Absicht seyn mag, bedenklich vor-
kommt; Grundsätze von Geijer und Rûhs, d. h. einander ganz unähnliche, sind hier in demselben Werk nicht verschmolzen oder bestritten, sondern ruhig hinter einander aufgestellt. Ueber die Einführung des Christenthums und die Folkunger wird Geijers zweyter Band wahrscheinlich ganz andere Nachrichten bringen. Vielleicht ist Hr. von C. in der neueren Geschichte Schwedens besser erfahren und hat auch in seinem zweyten Band mehr neues und eigenes mitzutheilen.

J. Gr.

C o m o.

Ex typographia C. Petri Ostinelli: Plantarum a Josepho Comollo M. D. in Lariensi provincia lectarum enumeratio, quam ipse in botanophilorum usu atque commodo exhibet uti Prodrumum Florae Comensis. 1826. XIX u. 208 S. in 8.

Es ist dieser Prodrumus ein 1323 Nummern enthaltendes Verzeichniß der phanerogamischen Gewächse und Farrenkräuter, welche in der auf dem Titel bezeichneten Gegend angetroffen werden. Diagnosen hat der Verf. gar nicht, Synonyme höchst selten den Namen beygefügt, auch hat er nur drey Arten, *Campanula Rainerii* Perpent. *Aconitum acutum?* Reichenb. und *Cnicus spathulatus* Morett. beschrieben: dagegen aber sind die Standorte und die Blüthezeit jeder Art, wie es scheint, mit großer Sorgfalt aufgezeichnet. Möglich wird also das Buch vor-

züglich denjenigen werden können, welche die durch Naturschönheiten berühmte Gegend von Como entweder selbst bewohnen oder doch dieselbe mit Muße zu besuchen Gelegenheit haben. Uebrigens geht doch auch aus diesem, wenn gleich nicht vollständigen und nicht mit gehöriger Rücksicht auf neuere Entdeckungen entworfenen Verzeichnisse hervor, daß die Vegetation um Como und auf den Gebirgen am Comer See fast dieselbe ist, als in Verona und am Lago die Garda oder an andern bereits genau bekannten Puncten des südlichen Alpenabhangs zwischen Friaul und Piemont, auf den höhern bis zu 8000 Fuß und darüber ansteigenden Gebirgen die gewöhnliche Alpenflora hin und wieder mit einzelnen Seltenheiten, auf den Vorbergen fast deutsche Vegetation mit mehreren subalpinen und eigenthümlichen Gewächsen vermengt, an den warmen trockenen Hügeln am Fuß der Gebirge oder in geschützten Thälern manche der süd-europäischen Flora angehörige Arten, in den cultivierten Niederungen endlich vorzüglich die Gewächse, welche allenthalben im südlichen und mittleren Europa die Cerealien begleiten oder sich neben den Wohnungen der Menschen ansiedeln; im Ganzen weniger eigenthümliche Formen als in Krain oder Piemont. — Es verdient noch bemerkt zu werden, daß der Verf. in der Vorrede eine kurze Darstellung der natürlichen Beschaffenheit des Landes und hauptsächlich der Gebirge gegeben hat, und daß man den angegebenen Höhen der letztern volles Zutrauen schenken darf, da sie von dem durch die Beschreibung des Monte Rosa hochverdienten Baron von Welden herrühren.

Bartling.

G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

57. Stück.

Den 7. April 1828.

H a m b u r g.

Bei Fr. Verthes: Theologische Studien und Kritiken. Eine Zeitschrift für das gesammte Gebiet der Theologie, in Verbindung mit Dr. Gieseler, Dr. Lücke und Dr. Nitsch, herausgegeben von Dr. C. Ullmann und Dr. F. W. C. Umbreit, Professoren an der Universität zu Heidelberg. Ersten Bandes erstes Heft. 1828. 292 S. in 8.

Bei der großen und fast lästigen Menge theologischer Zeitschriften scheint einer jeden neuen vor allem die Pflicht obzuliegen, das Recht ihrer Existenz gegen den Vorwurf, daß sie Ueberflüssiges vermehre, zu vertheidigen. Die vorliegende Zeitschrift hat eine solche Rechtfertigung ihrer Erscheinung nicht versäumt, aber freylich in ihrer ersten Ankündigung (die auf der Rückseite des Umschlages dieses ersten Heftes von neuem abgedruckt worden ist) mehr nur andeuten als ausführen können. Ref., einer der Mitherausgeber im weiteren Sinne, erlaubt sich darüber folgende kurze apologetische Betrachtung:

Die Klage über die unmäßige Vermehrung theologischer Zeitschriften aller Art und Form ist nicht ungegründet. Das Factum ist außer allem Zweifel. Wenn sonst für das ganze protestantische Deutschland eins oder zwey theologische Journale ausreichten, so scheinen jetzt zehn und darüber dem theologischen Publicum kaum zu genügen. Ist diese Vermehrung der zeitschriftlichen theol. Literatur nur etwas Schlimmes, so dient dem Theologen zu einigem Trost, wenn er sieht, daß es auf andern Gebieten der Literatur nicht besser geht. Indessen bleibt die Genossenschaft und Allgemeinheit eines Uebels immer ein leidiger Trost. Das wahre Gewissen verlangt mehr, verlangt wenigstens Entschuldigung, verlangt wo möglich Rechtfertigung.

Ist denn aber die Vermehrung der theol. Zeitschriften in jeziger Zeit wirklich nur ein Uebel und gar nichts Gutes daran?

Was auf natürlichem Wege, ohne Willkühr, wahrhaft gesetzmäßig entstanden ist, kann kein reines Uebel seyn und muß sein Gutes haben. Diesen Satz leugnet wohl Niemand. Eben so wenig aber wird Jemand in Abrede stellen, daß sich besonders seit der Mitte des 18ten Jahrh. die literarische Production und Regsamkeit im protest. Deutschland mehr als um das doppelte gegen frühere Zeiten vermehrt hat, somit auch das lesende Publicum so viel größer geworden ist, also auch der journalistische und kritische Zweig der Literatur als ein wesentliches Element literarischer Cultur hat wachsen müssen. Ref. ist überzeugt, daß, was ein geistreicher Literator unlängst in diesen Blättern zur Erklärung derselbigen Erscheinung auf dem Gebiete der juristischen Literatur bemerkt hat, — daß nämlich theils das gänzliche Abkommen wenigstens Ge-

ringerwerden academischer Programme und Dissertationen, theils die seit der Mitte des 18ten Jahrh. zunehmende Herrschaft der deutschen Sprache in gelehrten Untersuchungen und Verhandlungen sehr natürlich dazu beygetragen habe, die zeitschriftliche Literatur, gleichsam als Ersatz der programmatarischen zu vermehren, — vollkommen wahr ist und auf die theologische Literatur seine volle Anwendung leidet. So hängt also die Vermehrung der theologischen Zeitschriften mit dem Fortschreiten und Allgemeinerwerden der gelehrten Bildung in unserm Vaterlande aufs genaueste zusammen und ist also insofern offenbar etwas Gutes.

Indessen ist unleugbar, daß die Sache, wie sie jetzt liegt, sehr ihre schlimme Seite hat. Denn nicht nur wird durch die vielen theol. Zeitschriften, von denen es doch immer heißen muß *boni mixti malis*, das theol. Studium allzusehr zerstreuet und zerstückelt, sondern, was viel schlimmer ist, der Reiz und die Gelegenheit zu unberufener und unreifer Schriftstellerey übermäßig vermehrt. Die unberufene Schriftstellerey aber ist gerade in Zeitschriften der wahren literarischen Fortbildung um so nachtheiliger, da die Journale, zumal die recensierenden, der strengen critischen Wacht und Aufsicht fast gar nicht oder wenigstens nicht in dem Maaße unterworfen zu seyn pflegen, wie die größeren literarischen Producte. So kann auch Irrthum und allerley Halbschheit in Journalen sich schneller und weiter verbreiten, als es in größeren Werken möglich ist, welche in der Regel wenigstens gründlicher gearbeitet, seltener gelesen, mehr recht eigentlich studiert und von Meistern des Faches des Kritik unterworfen werden.

Allein wir dürfen auch die gute Seite der

Sache nicht übersehen, und dieß um so weniger, da das Schlimme doch am Ende nur im Mißbrauch liegt.

In einer Zeit, die wie die unsrige auch in der Theologie so vielfach gespalten und zertheilt ist, sind Zeitschriften immer ein gutes und fast nothwendiges Mittel, die der Gelehrsamkeit immer nachtheilige Isolierung der Einzelnen zu mindern oder zu verhüten, und dagegen literarische Gemeinschaften und Vereinigungen gleichgesinnter Gelehrten zu fördern, wodurch die Gelehrsamkeit zu allen Zeiten wahrhaft getragen und gehoben worden ist. Sodann fördern die Zeitschriften auf eine leichte, weniger kostspielige Art den gelehrten Verkehr der Nation, besonders für einzelne Forschungen und Entdeckungen, die wichtig und reif genug sind, um in größeren Kreisen zur weiteren Anregung und Prüfung mitgetheilt zu werden, und die doch nicht Stoff genug für größere Werke enthalten, oder, wenn sie dazu verarbeitet werden, leidige Wiederholungen allbekannter Dinge mit sich führen. In academischen Gelegenheitschriften, denen wir sonst sehr das Wort reden, verliert sich, weil sie selten ein größeres Publicum haben, oft das Beste, oder bleibt wenigstens Vielen unbekannt und unzugänglich. Die Zeitschriften bieten, so zerstreuend und verflüchtigend sie auch einerseits wirken, anderseits den mannigfaltigsten und kleinsten literarischen Productionen Sammlungspuncte und Aufbewahrungsmittel dar. Dazu kommt, daß sie dem aufstrebenden Talent eine leichte und sichere Gelegenheit gewähren, sich zu versuchen und bekannt zu machen.

Es wäre nun freylich schön, wenn statt zehn vielleicht eine oder zwey tüchtig redigierte und allgemein gelesene Zeitschriften das edle Geschäft,

Gemeinschaft und Verkehr der Wissenschaft zu bilden und zu fördern, verwalteten: die schlimmste Seite der Sache, die allerdings zum Theil in der Vielerleyheit liegt, käme dann gar nicht zum Vorschein. Allein wer weiß nicht, daß wir bey dem jetzigen Zustande der theologischen Literatur damit weit mehr einen frommen, als einen ausführbaren Wunsch aussprechen? Die theologische Welt ist jetzt mehr als je durch Verstand wie Mißverstand in die mannigfaltigsten Gegensätze und Richtungen gespalten, so, daß ein Journal, welches als ein wahres Katholikon ohne Unterschied der Parteyen die gesammte zeitschriftstellerische Thätigkeit aufnehmen und repräsentieren wollte, wenn es überhaupt möglich wäre, das seltsamste Gemisch von widersprechendem Lob und Tadel, Behaupten und Verneinen werden müßte. Es ist, wie die Sachen einmal liegen, eben so natürlich als wünschenswerth, daß die verschiedenen theologischen Richtungen und Gegensätze sich auch in verschiedenen Zeitschriften aussprechen und darstellen. Es gehört zur Gesundheit unserer Kirche und Theologie, daß das Verschiedene sich frey und rein äußere und im Streit der Meinungen und Forschungen die einigende Wahrheit gesucht werde. Nur darf die vereinigende, vermittelnde, wahrhaft irenische Thätigkeit auch in den Zeitschriften nicht ganz fehlen: bloßer Streit ohne Frieden und Wiedervereinigung führt auch in der literarischen Welt zur Vernichtung. Der gesundeste Zustand unserer Kirche und Theologie ist immer der, worin Streit und Frieden, Verschiedenheit und Vereinigung einander bedingen und begrenzen.

Diese und ähnliche Betrachtungen sind es, wodurch die einander befreundeten Herausgeber

sich über die Bedenklichkeiten einer neuen theologischen Zeitschrift hinwegheben, und das Recht für die Erscheinung der vorliegenden vertheidigen zu können geglaubt haben. Sie sind sich bewußt, mehr zu wollen, als etwa nur das Geschlecht der theologischen Journale durch eine neue Art gleichsam erschöpfen zu helfen. Ihre Hauptabsicht ist keine geringere, als die, durch eine neue, strengwissenschaftliche Forschung und Kritik vereinigende, Zeitschrift der unter uns unstreitig vorhandenen und immer mehr sich entwickelnden theologischen Richtung, welche zwischen den Extremen eine wahre lebendige Mitte und im edlen Streit wahrheitsuchender Forscher einen noch edleren Frieden zu gewinnen trachtet, ein Werkzeug und Förderungsmittel mehr zu verschaffen. Refer. kann zur genaueren Bezeichnung der Absicht und des Geistes dieser Zeitschrift sich seiner eigenen Worte aus der Ankündigung bedienen. 'Unsere Zeitschrift, heißt es darin, will keiner von den geltenden Parteyen angehören, noch weniger darauf ausgehen, eine neue zu bilden. Vielmehr will sie, obgleich nicht ohne bestimmten Ton und Character vor allen Dingen bestrebt seyn, unter den Parteyungen der Zeit, den freyen Standpunct zu gewinnen, worauf es möglich ist, das Gute und Wahre der verschiedenen Richtungen der neueren Theologie aufzufinden und zur Anerkenntniß zu bringen. Ihr höchstes Ziel und ihr innigster Wunsch ist, gleich weit entfernt von eclectischer Verwirrung des Verschiedenen wie von der Eitelkeit willführlicher Vermittlungen, durch treues Festhalten an dem positiven Grunde in der heiligen Schrift, durch freye und gewissenhafte, so historische wie philosophische Forschung, so wie durch Aus-

übung einer Kritik, welche unparteyisch eben so bescheiden und demüthig, als muthig und ernst das Wahre und Gute, wo es sich findet, anzuerkennen und zu benutzen weiß, immer mehr Vereinigungspuncte unter den Streitenden auszumitteln, wodurch es der evangelischen Kirche möglich wird, sich der wahren lebendigen Einheit ihrer Theologie immer mehr bewußt zu werden.'

Wie die Herausgeber dieses Ziel wenigstens angefangen haben zu erstreben, möge der Billige und Unbefangene aus vorliegendem ersten Quartalhefte selber ersehen und beurtheilen. Nur möge ein Jeder bedenken, daß ein solches Institut erst im glücklichen und durch den Beyfall des Publicums begünstigten Fortgange lernt, seinem Ideale näher zu kommen und die Fehler auf dem Wege dahin zu vermeiden.

Es bleibt uns nur noch übrig den Inhalt des ersten Heftes kurz anzugeben. Der Leser kann daraus zugleich die äußere Einrichtung des Journals kennen lernen. Die Zeitschrift hat folgende vier feststehende Abtheilungen: 1. Abhandlungen; 2. Observationen, kurze Bemerkungen; 3. Recensionen; 4. Uebersichten der theologischen Literatur des In- und Auslandes, als Ergänzung der dritten Abtheilung, worin nur größere und bedeutendere Werke beurtheilt werden sollen. Auch soll unter dieser Rubrik alljährlich eine Uebersicht der Hauptscheinungen des kirchlichen Lebens gegeben werden. Das erste Heft nun enthält in der ersten Abtheilung folgende Abhandlungen: 1. Ueber die Unschuldigkeit Jesu. Eine apologetische Betrachtung von Dr. Ullmann. 2. Noch ein Ber-

such über Gal. 3, 20., mit besonderer Rücksicht auf Winers, Schleiermachers und Schmieders Auslegungen dieser Stelle, von dem Referenten. 3. Beitrag zur Geschichte der Wirksamkeit der Bettelorden im 13ten Jahrhundert, von Dr. Gieseler. In der zweiten Abtheilung: 1. Einige Gedanken über den Geist der neueren protestantischen Theologie, von Dr. de Wette. 2. Dr. Ullmanns Bemerkung und Wunsch, die Augsburgerische Confession und die symbolischen Bücher der reformierten Kirche betreffend. In der dritten Abtheilung: 1. Recension von Kaisers und Ewalds Erklärungen des hohen Liedes, von Dr. Umbreit. 2. Recension von Hugs Einleitung ins N. T. 3te Auflage, von Dr. Ullmann. 3. Anzeige von Dr. Gieselers Lehrbuch der Kirchengeschichte, 1. B. 2. Auflage, von dem Verfasser selbst. 4. Recension von Dr. Ewestens Vorlesungen über die Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche, 1. Band, von Dr. Nisch; und 5. Recension von Baumgarten-Crusius Lehrbuch der christlichen Sittenlehre, von Dr. de Wette. In der vierten und letzten Abtheilung: Ueberblick der neuesten theologischen Literatur in Frankreich, während der ersten Hälfte des Jahres 1827, von Dr. Matter in Straßburg.

Möge das mit Vertrauen und Liebe angefangene Werk den gewünschten Fortgang haben und sich der Unterstützung, des Beyfalls und der Nachsicht recht vieler erfreuen!

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

58. 59. Stück.

Den 10. April 1828.

G ö t t i n g e n.

Bei Vandenhoeck und Ruprecht, 1828. auf XXVIII und 484 S. gr. 8.: Das Römische Privatrecht in seiner heutigen Anwendung, von Dr. Albrecht Schweppe, ehemaligem Professor zu Kiel und zu Göttingen, jetzigem Oberappellationsrathen zu Lübeck. Vierte über das Doppelte vermehrte, und als Handbuch bearbeitete, Ausgabe. Erster Band. Einleitung und allgemeiner Theil.

Der Zufall hat es schon wieder gewollt, daß auch dieses Buch des Verfs. gerade zu der Zeit hier gedruckt worden ist, wo es das Amt des Unterzeichneten war, darauf zu sehen, daß bey juristischen Schriften Nichts gegen die Religion, gegen den Staat und gegen die guten Sitten hier gedruckt würde, mit einem Worte, als er hier juristischer Decan und Censor war. So leicht nun bey einem Buche dieser Art, und bey diesem Verf. dieses Geschäft seyn mußte, da das imprimatur wohl unbesehen gegeben werden

konnte; so war dieß doch eine Veranlassung, daß der Unterzeichnete viel früher als sonst der Fall gewesen wäre, jeden Bogen in die Hände bekam, und so durch die Vorrede veranlaßt wurde, das Buch hier anzuzeigen, was er sonst gewiß nicht gethan hätte. Es ist als eines der ersten ausführlichen in deutscher Sprache erschienenen Lehrbücher (Andere sind S. VI nicht ganz vollständig und nicht genau nach der Zeitfolge, da Herr Prof. Seufert vor Herrn H. v. Wening-Ingenheim und dem lateinischen des Herrn G. R. Mühlenbruch steht, angegeben), seit den vorigen Ausgaben bekannt genug, wenn gleich der Unterzeichnete nicht dazu gekommen ist, seine größtentheils schon geschriebene Anzeige der ersten Auflage drucken zu lassen, mit welcher er übrigens wohl nicht mehr Dank verdient hätte, als mit der gewiß nicht böß gemeinten Anzeige des Concurseß. Bey den beiden folgenden Auflagen mußte schon sein Verhältniß zu dem Verf., erst als seinem Collegem, dann als einem Schriftsteller, der ihn in der Rechtsgeschichte angegriffen, und um dieselbe Zeit auch in der dritten Auflage 'einen bekannten academischen Lehrer' nicht sehr freundlich erwähnt hatte, ihn davon abhalten. Der Verf. zählt die Recensionen auf, die von seinem Buche erschienen seyen, so wie die hohen Schulen, wo man darüber gelesen habe. Das Verhältniß der vierten Auflage zu den vorigen ergibt sich schon aus dem Titel, und daß es daselbe sey wie bey der zweyten Auflage des Concurseß und der Rechtsgeschichte, bestätigt sich auch dadurch, daß der Verf. hier S. VI ganz mit denselben Worten: 'durch den veränderten Plan ist nun ein Buch entstanden, von einer Art, wie es mir am liebsten ist' u. s. w. es angibt, wie S. VIII der Rechtsgeschichte, wo

ein Gegner des Verfs. die auch beynahe wörtliche Uebereinstimmung mit dem Concourse S. III und IV. für eine literarische Merkwürdigkeit gehalten hatte. Da der Verf. diese Recension nachher bey einer andern Gelegenheit selbst anführt, so scheint der dritte Abdruck derselben Worte bey einem dritten Buche wohl absichtlich geschehen zu seyn, um zu zeigen, der zweyte sey kein Fehler. Etwas Aehnliches findet sich S. XII, wo der Verf. sagt, die stete Berücksichtigung und Benutzung der Quellen sey leicht das Unterscheidende und Verdienstliche seiner Arbeit, gerade so wie er schon in diesen Anzeigen 1819 S. 623 die Wiedergewinnung des echten Römischen Rechts durch dessen quellengemäßere Darstellung leicht für das Unterscheidende seiner Arbeiten hielt. (Was andere Bearbeiter des Römischen Rechts zu diesem unterscheidenden Merkmale sagen werden, sey ihnen überlassen. Auch werden sie vielleicht gegen die Behauptung des B., bloße Lehrbücher kämen nicht auf die Nachwelt, sich auf Gajus, die summa novellarum constit. Just., Wesembecius, Struve und so viele Andere berufen, die wenigstens noch nach ihrem Tode gebraucht worden sind.) Dieß Mal ist der Verf. zweifelhaft, ob er 'dem Buche auch noch für die Zukunft Recensenten wünschen soll.' Jetzt hätten wir zu Recensenten Leute, 'welche so eben die Hörsäle verlassen' u. s. w., wo immer die Tugend der Hauptvorwurf ist. Der Fehler des Unterzeichneten ist wohl diese in der That nicht, denn der Verf. meint wohl sicher bey denen, die den Hörsaal eben verlassen haben, nicht die Lehrer, sondern die Zuhörer. Aber, daß es mit diesem 'Verfall unsers Recensionswesens' so gar arg sey, ist doch kaum zu glauben, da jetzt so viele juristische Recensenten ihren

Namen unterschreiben und es sich schon daraus ergibt, daß sie nicht mehr so jung sind, als zu seiner Zeit sowohl der Unterz. als der Verf. war, als wir beide Professoren wurden, und gegen einen Professor wird doch Niemand leicht die Einwendung machen, er sey zum Recensieren zu jung. Auch die Verminderung der Facultätsarbeiten könnte nun auch ältere juristische Professoren zu dieser Beschäftigung zurückführen, wie denn allerdings der Unterzeichnete manche neue Anzeige auch mit Vergnügen und Belehrung liest, wie der Verf. sagt, daß er sich der von Savigny, Thibaut, Heise, Erb und Niebuhr (juristischer von diesem?) erinnere.

Doch es ist hier nur um die Vorrede zu thun, in welcher der Unterzeichnete drey mal namentlich vorkommt, so daß es ihm doch wohl erlaubt seyn wird, wenigstens auf zwey Punkte zu antworten, wo es auch darauf ankommt, Mißverständnisse über Vorlesungen zu berichtigen, die schon mehr oder weniger lange Jahre in unsern Anzeigen angekündigt worden sind. Der dritte Punct gehört zwar auch hierher, in so fern, als er eine Anti-Critik im *Hesperus* gegen eine Anzeige des Unterz. betrifft. Er gesteht, daß er sich geirrt haben muß, als er, jedoch nie gedruckt, den Verf. für den Ungenannten hielt. Er könnte aber doch sagen, daß hier und da ein Leser lieber, aus Gründen, die nicht hierher gehören, wie der Unterz., geirrt, als, wie der Verf., den Irrthum berichtigt haben möchte. Den Ungenannten, ihm ganz Unbekannten, nennt der Verf. einen der entschiedensten Freunde seiner Schriften. — Der Ton des Vfs. ist übrigens gemäßiger, als er sonst bey solchen Schriften zu werden pflegt, wo gar oft jede folgende noch heftiger ist, als die vorhergehende. Man könnte

sagen, da der Verf. damit angefangen habe, von kindischer Eitelkeit zu sprechen, so möchte es freylich schwer seyn, dieß noch zu überbieten. Ge-
wissermaßen findet sich hier sogar bey allen drey Puncten eine Art von Lob für den Unterz., der aber doch nicht übersieht, was ihm dabey eben nicht Lößliches zugeschrieben wird.

Der erste Punct ist, daß der Verf. nun S. III u. X selbst sagt, seine Anordnung habe sich im Ganzen (worauf es natürlich bey solchen Dingen allein ankommt) an des Unterz. heutiges Römisches Recht angeschlossen. Der Unterz. hatte diese Erfindung für sich in Anspruch genommen, weil man ihm diese Ordnung gegen die, welche er nun so lange bey dem heutigen Röm. Recht befolgt, angepriesen hatte, und man sich doch nicht gern mit seinem eigenen Fette beträufeln läßt, sondern die Antwort: wo Ihr hinwollt, da bin ich schon lange gewesen, gar zu natürlich ist. S. X heißt es, der Unterz. habe 'seitdem diese Ordnung keineswegs mit Ehren erwähnt.' So arg ist es in der That nicht. Bey dem heutigen Römischen Rechte hat diese Ordnung nur Das gegen sich, daß sie, mehr als nöthig ist, von der der Institutionen abweicht; sonst aber hält sie der Unterz. noch immer für so gut, wie eine andere, und er hat sie schon lange damit vertheidigt, daß sie mit der Ordnung der Digesten, wo ja auch Familienverhältnisse und Verlassenschaften hinter den Contracten stehen, übereinstimmt. Nur bey der Rechtsgeschichte (und es hat sein Gutes, wenn diese in der Ordnung der einzelnen Lehren mit dem heutigen Rechte übereinstimmt) zieht er das Institutionensystem auch ohne Rücksicht auf das so oft benutzte, und nun durch die Entdeckung von Gajus noch so viel wichtigere Muster desselben vor, wie er denn von Anfang an es vor-

gezogen hat, die Lehre von den servi, der potestas und der Vormundschaft, bey dem alten Römischen Rechte, wo es servi gibt, und die potestas so wichtig ist, voranzuschicken. Auch hat er schon bey dem Grundrisse des Herrn Prof. Pernice, welcher sich selbst, als Savigny's Ordnung befolgend, angibt, es getadelt, daß die Lehre von den servi darin keine rechte Stelle habe. — Nun aber bemerkt der Verf., das Buch des Unterz. sey 'Einleitung in das Römische Privatrecht, erst Institutionen, dann Pandecten, hierauf wieder Institutionen, und zuletzt wieder Pandecten genannt.' Den Namen Einleitung hat der Unterz. nie gebraucht, so wenig wie den: in das Römische Privatrecht, weil beide allerdings Mißverständnisse veranlassen; des Scheins von Veränderlichkeit aber, in Ansehung der ehemals bey dem Römischen Rechte fast allein gangbaren Collegien-Namen erkennt er sich schuldig, doch ist auch dieß nicht so arg, da er seit der fünften Auflage 1816 nur beide Namen 'Institutionen oder Pandecten,' und in der neuesten auch noch 'der Form nach Institutionen, oder vielmehr Anti-Institutionen, dem Inhalte nach Pandecten, oder vielmehr Anti-Pandecten' auf dem allgemeinen Titelblatte, nicht einmal auf dem besondern, hinzugesetzt hat. Zu seiner Rechtfertigung dient aber, daß, als er vor vierzig Jahren hier zu lesen anfing, man hier und auf den meisten Universitäten keine andern Institutionen als die nach der Titelfolge, und eben so keine andern Pandecten kannte, und daß er sich des Ausdrucks 'Pandecten nach dem kleinen Struv' nur als etwas ganz Einzelnen erinnert. An Anti-Pandecten, wie sich das Wort nach dem damals so ganz unbekanntem Muster: Anti-Papinian, als Etwas, was an die Stelle des Andern tre-

ten solle, machen läßt, dachte man vollends nicht, und so war jeder Lehrer in Verlegenheit, der das neue Collegium lesen, und doch einen bekannten Namen dafür brauchen wollte. Beide hatten ihre Unbequemlichkeit; bey Institutionen dachte man leicht an die Rücksicht auch auf altes Recht, bey Pandecten an einen großen, unordentlichen, nicht für Anfänger passenden Vortrag. Vom breve systema oder dem System, welches damals in unsern Verzeichnissen von Vorlesungen erschien, weiß die neue Welt, zu welcher der Vf. in so fern mitgehört, als er S. IX. glaubt, seit dreißig Jahren habe es sich 'plötzlich' geändert (noch 1821 ist auch in Berlin über Westenberg gelesen worden), vollends nichts, die es uns alten Leuten zu danken hat, daß man jetzt eine andere Ordnung als die der Titel im Corpus Juris für etwas sich von selbst Verstehendes hält. Bey dem Unterz. trat noch der besondere Umstand ein, daß er neben dem heutigen Römischen Rechte auch noch das, was man diesem, unter dem Namen Pandecten-Recht, oder wie er es nannte: 'classisches Pandecten-Recht' entgegensetzte, las; nachher aber auch den Text von Justinians Institutionen und zuletzt die Digesten, von welchen gleich weiter die Rede seyn wird. Nun aber zwey Vorlesungen, wohl gar in demselben halben Jahre, unter demselben Namen zu halten, ist doch wohl nicht ohne Verwirrung möglich, und so hat der Unterz. es sich erlaubt, außer dem für den Inhalt gewiß sehr passenden Namen: heutiges Römisches Recht, bald den einen bald den andern bekannten zu brauchen, was ja auch in der That fast noch unbedeutender ist, als eine Aenderung in der Zahl der Bände oder in der Stunde, die zu einer Reihe von Vorlesungen genommen wird.

Das Zweyte, was der Verf. von dem Unterz. erwähnt, ist, daß er die Einleitung in die Digesten, verbunden mit den Beweisstellen, welche der Unterz. bald Institutionen bald Pandecten genannt habe, nur ein exegetisches, wenn gleich sehr nütliches, Collegium nennt. Hier ist nun eine, bey dem Verf., der wußte, daß der Unterzeichnete beide Vorlesungen in demselben halben Jahre hielt, unbegreifliche Verwechslung derselben, denn Institutionen hat der Unterzeichnete die Vorlesungen nach der Ordnung der Digesten nie genannt, er wußte auch nicht, wie er irgend zu diesem Namen kommen sollte. Pandecten auch nicht, sondern Digesten; allein da beide Namen von Justinian selbst gleichbeutend gebraucht sind, so ist nichts dagegen zu erinnern, wenn der Verf. den Unterschied der Digesten, als des großen Werks schon der Römischen Rechtsgelehrten, von den Pandecten, als dem jetzt gewöhnlichen Collegium über das heutige Römische Recht, nicht anerkennt. Aber darin hat der Vf., wenn auch hier seine Darstellung quellengemäß ist, aus ganz falschen Quellen geschöpft, daß er erzählt, der Unterzeichnete hätte dieser Methode zum Vortrage des Systems schon nach dem ersten Versuche wieder entsagen müssen. Nicht nur hat der Unterz. nie ein System so vortragen wollen, so wenig als Westenberg systematisirt hat; sondern seine Einleitung in die Digesten, nicht nur Titel für Titel, von welchen der Verf. mit Recht sagt, daß man sie selten wissenschaftlich erläutert habe, sondern partes für partes und sogar Drittel für Drittel, in Verbindung mit Westenberg, hat der Unterz. als ein doppeltes Collegium zwey halbe Jahre gelesen, und nachher, zum Theil weil er seine andern Vorlesungen darüber zurücksetzen mußte, ohne Westenberg

als ein einfaches Collegium auch wieder zwey halbe Jahre, wo er immer bey einem Titel auch die Stellen erklärte, welche daraus in der Chrestomathie abgedruckt waren. Die Veränderung, welche er vor zwey Jahren damit vorgenommen hat, die Chrestomathie erst auf die ganze Einleitung folgen zu lassen, hat einen höchst zufälligen Grund, und durchaus keinen, welchen der Verf. unter seinem Entfagen-Müssen verstanden haben kann, und wenn irgend Jemand diese Vorlesungen des Unterzeichneten halten wollte, so könnte ihm dieser mit voller Ueberzeugung nach seiner Erfahrung es völlig frey stellen, ob er es so machen wolle, wie der Unterz. jetzt, oder wie einige Jahre früher.

Hugo.

L o n d o n.

Bey G. Mawman, 1825: Wanderings in South America the Northwest of the United States and the Antilles in the years 1812, 1816, 1820 and 1824, with original instructions for the perfect preservation of birds etc. for cabinets of natural history, by Charles Waterton Esq. 326 S. in 4.

Das Titelfupfer dieses Werkes stellt zwar nicht den Verf. vor, sondern eine Art von Waldmenschen den er entdeckt haben will, aber nächst diesem Noudescriptum ist Hr. Charles Waterton ohne Zweifel einer der wunderlichsten Heiligen die uns vorgekommen sind. Um in bessere Gesellschaft zu kommen, wandert er, so oft es sich machen läßt, in die Urwälder von Guyana und Surinam und hat seine ganz absonderliche Freude an allem was da wächst, kriecht und fliegt. Seine Bärtlichkeit für Urwaldbewohner aller Art geht so weit, daß er förmlich den *advocatus diaboli* macht; denn da ist

kein Unthier oder Ungeziefer dem er nicht eine gute Seite abgewonnen hätte, und von den Culcanara's und Klapperschlangen versichert er: sie seyen wenigstens nicht schlimmer als die Riesenschlange; 'denn — bemerkt er sehr richtig — es kömmt eigentlich ziemlich auf eins heraus, ob wir durch das Gift der erstern sterben, indem es unser Blut in Fäulniß bringt und uns in einen abscheulichen Gestank verwandelt, oder ob wir von der andern zu einem Brey gequetscht und so verschlungen werden.' Nur der Kaiman hat es mit Hn. Waterton verdorben, und er versichert, der habe die allermalicidöseste Physionomie die ihm vorgekommen. Aber hier ist der wackere Mann unbillig, denn er sollte bedenken, daß wohl noch Niemand dem Kaiman solche Dinge zugemuthet hat, wie sich Hr. Waterton herausnimmt, der ihn mit einem sehr scharfsinnigen Apparat us angelt, ans Ufer ziehen läßt, und sich dann auf seinen Rücken schwingt, indem er die Vorderpfoten als Zügel braucht bis er ihm sehr sanft die Kehle abschneidet. Was ein rechtlicher Kaiman zu solchen Scherzen für ein Gesicht machen mag, läßt sich abnehmen. Zweifeln gibt der kühne Reiter zu bedenken, er habe früher mit Lord Darlington's Hunden Füchse gejagt, und dagegen läßt sich allerdings nichts einwenden; noch weniger aber wenn man sieht wie er mit zwanzig Fuß langen und eben so giftigen Schlangen umgeht, die er durch den Hals an die Erde spießt und dann lebendig nach Hause trägt — allerdings nicht allein, sondern mit Hülfe einiger Neger — wenn das aber auch nicht wäre, würden wir Hn. Waterton doch gern aufs Wort glauben, denn es wäre unbillig es so genau mit einem Manne zu nehmen der es so wenig genau nimmt. Seine Schreibart ist eine der abenteuer-

lichsten die man sich denken kann, voll Citationen aus lateinischen und englischen Dichtern, die er eben so künstlich wie seine Crocodile herbenzuziehen weiß, voll pathetischer Ausrufungen, Auswüchse und Anreden, die er bald in eigener Person an den Leser, bald in derjenigen des ehrwürdigen Paters Noguera, jesuitischen Andenkens, an seine Landsleute, bald in der des großen Waldspechtes an die ganze Menschheit hält. Doch möchten wir ihm nicht vorwerfen seine Schreibart sey affectiert, denn es geht durchhin eine so ernstliche, warme Liebe für die Gegenstände von denen er spricht, daß man sich gern mit einem Lächeln begnügt und weiter liest. — Es ist übrigens schade, daß dieß Buch nicht einige Jahre früher erschienen ist, denn so lebendig Hr. Wazerton auch die großartige Natur der Urwälder mit ihren gesiederten und ungesiederten Bewohnern beschreibt, so hat man in den neuesten Reisebeschreibungen nach Brasilien von diesen Dingen so viel und so oft sprechen hören, daß sie — wenigstens als Beschreibungen — kein großes Interesse mehr haben. In naturhistorischer Hinsicht vermißt man dagegen eine genauere wissenschaftliche Bestimmung und Benennung, denn die indianischen Namen Casique, Guia, Bocloro, Cotinga, Trupiale, Tangara, Yawaracori, Wacaraba u. möchten schwerlich unter europäischen Naturforschern allgemein verständlich oder bekannt seyn. Bey alle dem enthält dieß Werk schätzbare Beyträge zu der — wenn man so sagen darf — Sittenkunde von manchen der Bewohner jener Urwälder z. B. der Vampyre, der Ziegenmelker, der verschiedenen Arten Schlangen, der Ameisenbären, der Faulthiere, der Ameisen u. Dem Faulthier scheint der Verf. besonders gewogen zu seyn und thut zur Genüge dar, daß es nur auf

der Erde so faul ist, dagegen aber von Ast zu Ast und von einem Baum zum andern sich flink genug bewegen kann. Die natürliche und bequemste, ja fast einzig angemessene Stellung dieses Thiers ist, an der untern Seite der Nester zu hängen. Hr. Waterton bemerkt, daß der Mastdarm und die Harnblase des Faulthiers nur eine gemeinschaftliche Oeffnung haben. — Merkwürdig ist unter andern Nachrichten auch die von dem sogenannten Mock-bird (Spottvogel) der auf einem Baum in der Nähe einer Wohnung nicht nur die Stimmen fast aller andern Vögel, sondern auch das Blöcken der Schaafe, das Meckern der Ziege, mit einer Art von muthwilliger Freude nachahmt. Mehreren Arten der Ziegenmelker legt Herr Waterton vaterländische Töne in den Schnabel, z. B. Who are you, who-who-who are you, oder: work away, work-work away, oder Willy come go, Willy-Willy-Willy come go, oder gar Whip poor Will, whip-whip-whip poor Will, was unstreitig eben so sehr zu Ehren der englischen Sprache als dieser niedlichen Vögel gereicht. — Der Campanero dessen auch brasilianische Reisende erwähnen, findet sich ebenfalls in den Wäldern von Demerara. Er gibt einen Ton von sich, ganz dem einer Glocke ähnlich, der drey engl. Meilen weit gehört wird (?). —

Der Hauptzweck der ersten Reise des Verf. ist der, sich über die Bereitung und Wirkung des Bourallaittes zu unterrichten, womit die Indier von Guiana ihre Pfeile vergiften. Dieß gelingt ihm auch nach Wunsche. — Der Hauptbestandtheil ist der Saft einer wilden Rebe, Bourali genannt, das Gift einiger Arten von Ameisen und die Giftzähne und Beutel der Labarri- und Culcanaraschlangen. Hiezu kommen einige

Wurzeln die einen bittern klebrigen Saft enthalten, und eine Art von scharfem Pfeffer. Alles dieß wird zusammen gestoßen, ausgedrückt und dann der Saft zu einem dunkelbraunen Syrup eingekocht, der dann in einer Calabasse sorgfältig und an einem trockenen Ort aufbewahrt wird. Die Bereitung dieses Giftes geschieht jedoch auf eine sehr geheimnißvolle Art. Weiber und Kinder müssen ferne bleiben, um den Zorn des Yabahu oder bösen Geistes nicht zu reizen. Wer das Gift bereitet muß den ganzen Tag fasten, und sich besonders vor den aufsteigenden Dämpfen hüten, und dennoch ist er einige Tage nachher krank oder stellt sich wenigstens so; auch darf die Hütte worin das Gift bereitet worden nicht ferner bewohnt werden. Mit diesem Gifte bestreichen die Indianer die Spitzen ihrer Pfeile und einer Art von Bolzen die sie mit Blasrohren schleudern. Die Wirkung des Bouraligiftes scheint einigen Symptomen nach rein narkotisch zu seyn und unmittelbar das Nervensystem zu afficieren. An dem Blut zeigt sich keine Veränderung und der Genuß des Fleisches ist ganz unschädlich. Kleinere Thiere, z. B. Vögel sterben wenige Minuten nach der leichtesten Verwundung mit einem vergifteten Pfeil oder Bolzen, und die betäubende Kraft wirkt so plötzlich, daß sie in dem Augenblick wo sie die Wunde fühlen, keinen Versuch zur Flucht machen, sondern ruhig sitzen bleiben, bis sie völlig betäubt zu Boden fallen. Ein starker Ochse erhielt drey Wunden mit vergifteten Pfeilen, eine in jeden Hinterschenkel und eine durch die Nase, so daß keine an und für sich tödtlich werden konnte. Schon nach vier Minuten zeigte sich die Wirkung des Giftes. Als wenn er schwindlich würde und zu fallen fürchtete stemmte sich das Thier mit ausgespreizten Füßen fest gegen

die Erde und blieb so ruhig stehen, bis nach etwa vierzehn Minuten es einen Schritt zu thun versuchte, aber auch sogleich schwankte und auf die Seite fiel. Seine Augen wurden matt und schienen alle Sehkraft verloren zu haben, obgleich sie weit geöffnet blieben. Der Kopf und die Glieder zuckten zuweilen krampfhaft, aber das Thier machte keinen Versuch sich aufzuraffen. Es athmete schwer und Schaum trat aus seinem Maule. Die krampfhaften Bewegungen wurden allmählich schwächer, die Hinterfüße zuerst steif, und einige Minuten nachher die Vorderfüße und der Kopf. Der schwache unregelmäßige Herzschlag war nun das einzige Lebenszeichen und 25 Minuten nachdem es die Wunden empfangen hatte war das Thier todt. —

Für ein Gegengift hält man den Saft des Zuckerrohrs in großer Menge gegeben; auch glaubt man die Wirkung des Giftes werde gehemmt wenn man das verwundete Thier eine Zeitlang bis an den Hals ins Wasser hält; doch beweisen die Erfahrungen unseres Reisenden das Gegentheil. Günstiger und sehr merkwürdig war der Versuch den er in England mit einem andern Gegenmittel an einer Eselin vornahm. Sie ward mit einem vergifteten Pfeil in die Schulter verwundet und schien nach zehn Minuten todt. Nun ward ihr durch eine Oeffnung in der Luftröhre Luft in die Lungen geblasen, worauf sogleich das Leben wiederkehrte; sobald mit dem Lufteinblasen eingehalten ward hörten die Lebenszeichen wieder auf. Dann wurde die Operation noch zwey Stunden lang fortgesetzt und das Thier stand endlich auf und schien keinerley Art von Uebelfeyn zu empfinden. Die Wunde heilte nach einiger Zeit; doch blieb das Thier noch lange Zeit kränklich und mager, ward aber nach Jahr

und Tag wieder vollkommen gesund und munter. Ein Esel starb an einer ähnlichen Wunde in zwölf Minuten. Ein anderer ward in den Schenkel verwundet, nachdem oberhalb der Stelle ein Band umgebunden worden war. Das Gift zeigte keinerley Art von Wirkung bis das Band gelöst und die Circulation des Blutes hergestellt war, worauf das Thier in zehn Minuten starb. —

Die Reise des Hn. Waterton von Neu-York nach Albany auf dem großen Kanal, dann nach dem Niagara, Quebek, Philadelphia u. ist der am wenigsten interessante Theil seines Werkes. Wie sehr er auch die Dampfboote und die liebenswürdigen Americanerinnen zu schätzen weiß, so sucht er die Leere die der Mangel an Affen, Faulthieren und Papageyen in seiner Seele läßt, vergänglich durch gehäufte Citate aus Alten und Neuen zu bergen, die diesem Theil seines Werkes das Aussehen einer Chrestomathie geben; auch kehrt er bald nach seinen guianschen Urwäldern zurück. —

Angehängt ist dem Werke eine Anleitung zum Ausstopfen und Aufbewahren von Thieren besonders Vögeln. Dieß scheint auch das Hauptfach des wackern Hn. Waterton zu seyn und um sich wohlerhaltene specimina zu verschaffen, scheut er keine Mühe noch Gefahr, reitet auf Krokodillen und spießt Klapperschlangen; dafür nimmt er sich aber auch die Freyheit den geneigten Leser ein wenig zu mystificieren, indem er in sehr dunkeln Ausdrücken von einem Geschöpfe spricht, von dessen vollkommen menschlichem, aber mit Haaren bedecktem Haupt das Titeltupfer eine Abbildung gibt, was aber am Steiß mit einem langen haarigen Schweif begabt seyn soll. Dieser Kopf soll gegenwärtig in England seyn, und wenn er auch nichts wäre als ein Ausstopferkunststück unsers Reisenden, so wäre er doch merkwürdig genug.

L e i p z i g.

Bei Leopold Voss: Aegidii Corboliensis Carmina medica ad fidem manu scriptorum codicum et veterum editionum recensuit, notis et indicibus illustravit Ludovicus Choulant, Medicinae Doctor et in Academia medica Dresdensi Professor. 1826. VI u. 215 S. in 8.

Die Schriften des Petrus Aegidius aus Corbeil, der zu Ende des zwölften Jahrhunderts lebte, sind sowohl für die allgemeine Geschichte der Medicin, als auch für die der Arzneymittel und der in jener Zeit sich bildenden ärztlichen Schulen zu Salerno, Montpellier und Paris sehr wichtig. Darum war es gewiß ein lobenswerther Gedanke, von dem seltenen und noch dazu sehr selten gedruckten Buche eine neue und berichtigte Auflage zu veranstalten; und die Sorgfalt, mit der sie unternommen, die vielen Zugaben, mit welchen sie ausgestattet ist, verdienen allen Beyfall. In den Prolegomenen (S. XII — XLII) wird von dem Leben und den Werken des Aegidius gehandelt, die bisher erschienenen Ausgaben angezeigt und beurtheilt, und dann die gedruckten und handschriftlichen Hülfsmittel aufgezählt, welche bey der neuen benutzt worden. Hierauf folgen die in Hexametern verfaßten Gedichte de urinis (bis S. 19); de pulsibus (bis S. 45); de laudibus et virtutibus compositorum medicaminum (bis S. 199). Die vielen Anmerkungen beschäftigen sich theils mit der Erklärung, theils mit der Berichtigung des Textes und der Aufzählung der verschiedenen Lesarten. Die reichhaltigen und zweckmäßig eingerichteten Register (bis S. 215) erleichtern den Gebrauch dieses Buches ungemein. Druck und Papier sind ausgezeichnet gut.

Stuttgarter gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

60. Stück.

Den 12. April 1828.

París.

Bey Gabon et Compagnie: Clinique médicale, ou Choix d'observations recueillies à la Clinique de M. Lermnier, Médecin de l'hôpital de la Charité etc. et publiées sous ses yeux par G. Andral fils, Agrégé à la Faculté de médecine de Paris etc. Deuxième Partie. Maladies de Poitrine. 1824. XXIV u. 591 S. Troisième Partie. Maladies de Poitrine. 1826. 588 S. Quatrième Partie. Maladies de l'Abdomen. 1827. 694 S. in 8.

Der erste Theil dieser Schrift, welcher Beobachtungen über die Fieber enthält, ist von uns bereits in diesen Blättern (1824. St. 26) angezeigt worden. Die drey stärkern Theile, welche unterdessen gefolgt sind, enthalten zwar wie der erste manche interessante Beobachtungen, dabey aber auch sehr viele gemeine, längst bekannte Sachen. Der Vf. bezieht sich zwar auf Stoll's Ausspruch, wonach nicht sowohl die seltneren als vielmehr die am gewöhnlichsten vorkommenden

Fälle, welche am meisten die Hülfe des Arztes erfordern, vor andern berücksichtigt werden sollen. So, gegründet dieser Ausspruch in Bezug auf den Anfängern zu ertheilenden klinischen Unterricht ist, so kann er doch nicht zur Rechtfertigung der öffentlichen Mittheilung umständlicher Krankheitsgeschichten, die die gemeinsten Fälle betreffen, wie sie in so manchen klinischen Tage- und Jahrbüchern vorkommen, dienen. Uebrigens möchte die Erinnerung an Stoil, wenn man auf dessen schöne Beschreibung der Volkskrankheiten, auf so viele seiner geistreichen Bemerkungen über die Natur und Behandlung der Krankheiten in seiner *Ratio medendi* wie in seinen Aphorismen Rücksicht nimmt, für unseren Verf. eben nicht vortheilhaft seyn. Bey aller an letzterem, wie an vielen neueren französischen Aerzten, zu lobenden Rücksicht, auf die Resultate der Leichenöffnungen und bey den oft freylich sehr in das Spitzfindige gehenden Bemühungen die Diagnose der Krankheiten durch das Stethoscop ic. zu vervollkommen, vermißt man gute Grundsätze der Pathologie und Therapie und bemerkt besonders in denen Fällen, wo nicht Blutausleerungen, zumal durch Blutegel, Senfumschläge, Blasenpflaster, Tisanes delayantes, adoucissantes ic. hinreichen können, eine höchst dürftige und schlechte Behandlung, wovon man hier manche Beyspiele finden wird.

In dem zweyten Theile wird zuerst von der Bronchitis gehandelt. Unter diesem Namen begreift der Verf. aber auch Fälle, die nur Katarrhe und zwar auch solche, bey denen nicht mehr die entzündliche Reizung hervorsticht, sondern die sich mehr zum passiven Zustande der Verschleimung hinneigen und chronisch sind. In solchen Fällen braucht man sich wohl nicht darüber

zu verwundern, daß bey der Leichenöffnung die Schleimhaut ganz weiß gefunden wurde (S. 3). — Bey Gelegenheit der Beobachtung einer leichteren chronischen Bronchitis, zu der ein tödtlicher Anfall von Asthma hinzugekommen sey, vertheidigt der Verf. (S. 79 flg.) mit Recht die Existenz des nervösen krampfhaften Asthma's, wiewohl er dasselbe für eine seltene Krankheit hält.

Hierauf (S. 85 flg.) folgen Beobachtungen über die Pleuropneumonie. In mehreren Fällen fehlten die Zeichen, die die Auscultation und Percussion bey der Lungenentzündung geben, und auf welche auch der Verf. ein größeres Gewicht legt, als Rec. bey dieser Krankheit thun kann. Der Verf. glaubt noch (S. 317), daß bey der Lungenentzündung kein Schmerz Statt finde, außer wenn zugleich die Pleura entzündet sey. Was Triller, Morgagni, Haller, Stoll, Tissot, Portal u. A. hierüber bemerkt haben, wird nicht beachtet. Daß der Kranke bey der Lungenentzündung am besten auf der leidenden Seite liege, sey nicht richtig, finde vielmehr bey gewissen Ergießungen in das Brustfell Statt (S. 351). Die Meinung, daß der Auswurf die gewöhnlichste und heilsamste Krise der Lungenentzündung sey, könne man (S. 361) heutzutage nicht mehr gelten lassen (?). — Die Blutegel läßt Perminier gleichzeitig mit den Aderlassen bey der Lungenentzündung anwenden (S. 379). Auf die Regel, daß, wenn allgemeine entzündliche Diathesis Statt findet, diese erst durch die allgemeine Blutausräumung (nach deren gehöriger Anwendung auch bey der Lungenentzündung die Blutegel meistens überflüssig sind) gehoben werden müsse, wird keine Rücksicht genommen. Auch hält es der Vf. für gleichgültig, an welchem Orte Blut gelassen werde.

Das dritte Kapitel enthält Beobachtungen über die Entzündung des Brustfells (Pleurésie). Der Streit über den Sitz des Seitenstichs wird hier (S. 389 flg.) sehr oberflächlich dargestellt. Wenn Auswurf dabei Statt findet, schreibt ihn der Vf. der zugleich Statt findenden Bronchitis zu! Das entzündete Brustfell soll (S. 535) meistens nicht an Dicke zunehmen; wenigstens will es der Verf. sehr selten wirklich verdickt gefunden haben. Die Schriftsteller, welche von Verdickung der serösen Häute als von einer sehr gemeinen pathologischen Erscheinung gesprochen, hätten offenbar die seröse Haut selbst mit falschen Membranen, die sie bedeckten, verwechselt. Sollte dieser Vorwurf wohl einem Baillie, Sömmerring u. mit Grund gemacht werden können? Als ein Zeichen der durch die Entzündung des Brustfells veranlaßten Ergießung gibt der Verf. nach Laennec's Vorgange die Erweiterung der leidenden Seite (welche man bekanntlich früher auch für ein Zeichen des Empyems gehalten hat) an und empfiehlt mit jenem das Messen der beiden Seiten mit einem Bande. In keinem Falle sah er die Erweiterung mehr als anderthalb Zoll betragen.

Zwey Drittel des dritten Bandes beziehen sich auf die Lungenschwindsucht, und zwar die tuberculöse. Die Lungenknoten erklärt der Verf. für das Product einer krankhaften Secretion, hält es aber nicht für schicklich sie mit dem Namen eines Gewebes zu bezeichnen, da die anatomischen Zeichen desselben fehlten. Der vor der Secretion hergehende pathologische Zustand sey eine active Congestion, ähnlich der, welche vor anderen normalen oder abnormen Secretionen hergehe. Aber es sey nicht nothwendig eine Lungenentzündung in dem gewöhnlichen Sinne des

Wortes. Diese Absonderung könne in mehreren Geweben der Lungen Statt finden, es könne die tuberculöse Materie auf der freyen Oberfläche der Bronchien, so wie in dem Zellgewebe, welches die verschiedenen Theile der Lungen vereinigt, abgesondert werden. Es sey wahrscheinlich, aber nicht erwiesen, daß die lymphatischen Drüsen der Lungen zuweilen der Sitz der Tuberkeln seyen. Meistens gehe eine einfache Entzündung der Schleimhaut der Luftwege (wobey jedoch auch eine Disposition zur Bildung der Tuberkeln anzunehmen sey), außerdem aber der Bluthusten, manchmal auch eine Pleuro - Peripneumonie vorher. Rec. hat sich schon bey einer andern Gelegenheit in diesen Blättern (1825. №. 144. 145) wie auch in einer früheren Schrift sowohl gegen die Annahme, wornach die Knoten bloß die Folge der Entzündung seyn sollen und der Einfluß der Disposition auf die Bildung derselben geleugnet wird, als gegen die entgegengesetzte, wonach man den Einfluß der Entzündung auf die Bildung derselben leugnen wollte, erklärt. Er hat auch in seinem Handbuche der spec. Pathologie u. Therapie (dritte Ausg. B. 2. S. 1038) die Meinung geäußert, daß die Entstehung der Knoten sowohl auf erblicher Anlage beruhen, als auch, selbst ohne solche Anlage, durch vernachlässigte Katarrhe, unterdrückte Hautkrankheiten, Sicht und andere Ursachen, welche eine krankhafte Absonderung in den Lungen bewirken, seltener durch wahre und heftige Lungenentzündung, veranlaßt würden, — In Bezug auf die Zeichen, welche die Percussion und Auscultation verschaffen, gesteht der Verf. vorerst (S. 60 flg.), daß die Percussion bey Tuberkeln oft keine Aufklärung geben könne, daß manchmal die Brust dabey den hellen Ton, wie er im Normalzustande

existiere, behalte, ja daß er bey größeren Höhlen und Erweiterung der Lungenbläschen, wie auch bey der Abmagerung der Brustmuskeln heller werde. Er will in manchen Fällen, wo die Percussion keine Aufklärung gab, bloß durch das Auslegen der Hand auf die Wände des Thorax den Ort, wo die Höhle des Tuberkels existierte, eben so sicher wie hernach durch die Auscultation entdeckt haben, indem, wenn man die Finger abwechselnd auf verschiedene Punkte der Wände des Thorax brachte, manchmal an mehreren dieser Punkte bey jedem von dem Kranken ausgesprochenen Worte in der Spitze der Finger ein eigenes Zittern oder Beben empfunden werde, das der bey der Berührung eines in Schwingung befindlichen metallischen Drahtes ähnlich sey, und sich mehr oder weniger durch die Länge der Finger und der flachen Hand fortsetze. Es soll dieß Zittern auch bey vielen Individuen, die eine starke und helle Stimme haben, im gesunden Zustande in geringerem Grade zu bemerken, aber wenn es stärker und besonders wenn es nicht in gleicher Hefigkeit an denselben correspondirenden Punkten des Thorax bemerkt werde, als eine Erscheinung der Krankheit zu betrachten seyn. Hiernach möchte es wohl ein feines Gefühl voraussetzen und oft leicht täuschen. — Ferner gesetzt der Verf. auch (S. 67 flg.), daß die Auscultation nicht in allen Fällen ein hinreichendes und untrügliches Zeichen sey. Er bemerkt nicht nur, was auch Rec. schon an anderen Orten zur Sprache gebracht hat, daß die Tuberkeln in großer Menge vorhanden seyn und selbst zum Theil erweicht seyn können, ohne daß ihre Gegenwart durch die Auscultation zu erkennen sey, sondern fügt auch, was besonders zu beachten ist, hinzu (S. 81. 82), daß in einer großen Zahl

von Fällen bedeutende Höhlen existieren können, ohne daß der Brustton (Pectiroloquie) gehört werde. Man könne wohl glauben, daß die Beschaffenheit und Menge der in der Höhle enthaltenen Flüssigkeit und die Art, auf welche die Luftröhrenäste sich daselbst öffnen, einigen Einfluß auf die mehr oder weniger offenbare Hervorbringung des Brusttones ausüben. Auch scheine der Zustand des Parenchyms der Lungen um die Höhle des Tuberkels viel zur mehr oder weniger leichten Bildung desselben beizutragen. Der Brustton sey auch besonders scharf, wenn eine beträchtliche Verhärtung um die Höhle Statt finde. Wenn diese nicht existiere, scheine sich der Brustton nur zu äußern, wenn die Höhle sehr oberflächlich ist; wenn dagegen Verhärtung vorhanden sey, könne der Brustton gehört werden, wenn auch die Höhle weit von dem Punkte, wo das Stethoskop appliciert wird, entfernt sey; er scheine dann weniger in der Höhle selbst als in dem verhärteten Theile des Parenchyms, der zwischen der Höhle und den Wänden des Thorax liege, zu entstehen. In diesem Falle könne eine sehr kleine Höhle zu einem höchst starken Brusttone Veranlassung geben. Endlich könne, ohne daß eine Spur von Knotenhöhle da sey, allein durch die Existenz einer beträchtlichen Verhärtung des Parenchyms der Lungen die Stimme oft eine Resonanz haben, die sich mehr oder weniger dem vollkommenen Brusttone nähere; dieß sey dann die bronchophonie, nach dem glücklichen Ausdrücke von Laennec. Der Verf. fühlt übrigens selbst, daß da diese Zeichen wenig von einander verschieden seyen, dieselben oft zu einer Verwechslung Veranlassung geben müssen und daß sie oft nur durch ein im höchsten Grade geübtes Ohr unterschieden werden könnten. Außer

Dem ist von ihm (S. 71) die Bemerkung gemacht worden, daß bey vielen Gesunden das respiratorische Geräusch kaum wahrzunehmen sey, und daß man sich daher hüten müsse, den Mangel desselben für ein Zeichen des kranken Zustandes zu erklären. Nach allem diesem glaubt Rec. noch mehr als früher Grund zu der Behauptung zu haben, daß der Werth der Auscultation eingeschränkt sey. — In seltenen Fällen wurde (S. 112) durch die Tuberkeln kein Husten erregt. — Bey der Betrachtung der Zeichen, die der Bluthusten darbietet, läßt der Verf. (S. 164 flg.) sich über Laennec's Apoplexie pulmonaire, die er lieber pneumo-hémorrhagie nennen will, aus. Wir finden indessen hier nichts, was ausgezeichnet zu werden verdiente. — Endlich wird noch von den Krankheiten, die mit den Tuberkeln compliciert vorkommen (was zum Theil sehr zufällig ist), so wie von dem Gange und insbesondere der Dauer der Tuberkeln gehandelt. Der Verf. glaubt, daß nicht bloß eine hitzige Magenentzündung häufiger bey den Schwindsüchtigen vorkomme, als man lange Zeit geglaubt habe, sondern daß besonders eine chronische bey ihnen sehr gewöhnlich sey, und daß wegen der davon abhängenden Empfindlichkeit des Magens selten tonische und antispasmodische Mittel passen (?). — Ein von Fouquier behandelte seltener Fall wird (S. 353. 354) mitgetheilt, wo Tuberkeln in dem Körper der Wirbelbeine gefunden worden seyen. Uebrigens werden (S. 382 flg.) auch Fälle angeführt, die die Vernarbung der Knotenhöhlen bestätigen.

Dann kommen (S. 305 flg.) einige Beobachtungen von Hydatiden in den Lungen. Es sollen die von Laennec (freylich unschicklich) sogenannten *Acephalocystes* gewesen seyn und sie

werden auch für entozoaires vesiculaires erklärt, was bekanntlich schon Rudolphi bestritten hat. Ihre Existenz in den Lungen konnte auch hier durch keine bestimmten Zeichen erkannt werden. In einem Falle sollen sie in den Lungenvenen sich befunden und die gewöhnlichen Zufälle der Herzkrankheiten bewirkt haben. In einigen Fällen wurden sie durch Husten ausgeworfen.

Die Geschichte der Krankheiten des Herzens, auf welche sich die letzte Abtheilung dieses Bandes bezieht, hält der Verf. durch die Untersuchungen von Corvisart und die zahlreichen Arbeiten, die auf jene gefolgt sind (unter denen indessen nur die von französischen Aerzten, namentlich die von Laennec, Bertie und Bouillaud ihm bekannt zu seyn scheinen, wenigstens die von Testa, Burns, Kreyzig u. nicht einmal genannt werden), für beynahe vollendet! Er wollte daher die Aufmerksamkeit nur auf einige Punkte derselben lenken, die ihm noch durch neue Thatsachen aufgeklärt werden zu können schienen. Rec. hat indessen in dem hier Mitgetheilten keine bedeutenden Aufklärungen finden können. Unter den Beobachtungen über die Entzündung des Herzbeutels kommt (S. 437 flg.) eine vor, wo ein Mensch von 20 Jahren schon seit mehreren Jahren beym Steigen oder Laufen eine leichte Dyspnoe empfunden, dann, nachdem er mehrere Nächte anhaltend gearbeitet und seit einigen Tagen gehustet hatte, plötzlich von großer Dyspnoe befallen wurde. Es wurde ihm an demselben Abend Blut gelassen. An den folgenden Tagen nahm die Dyspnoe zu, er begab sich in die Charité, wo ihm von Neuem Blut gelassen wurde. Hierauf schwoll das Antlitz an und wurde bleyfarbig, die Lippen waren violett, er

Konnte nur, halb sitzend, auf dem Rücken liegen u. Schmerz war weder früher in der Brust empfunden worden, noch jetzt vorhanden; der Schlag der Herzens und der Puls sollen sehr regelmäßig, nur letzterer hart gewesen seyn. Bey der Percussion war nur in der Gegend des Herzens ein dumpfer Ton zu bemerken, und man nahm bey dem Auflegen der Hand auf diese Gegend ein Geräusch wahr, woraus man auf Ergießung in dem Herzbeutel schloß. Auch unter diesen Umständen wurde der dritte Aderlaß vorgenommen, es wurden zugleich 30 Blutegel auf die Herzgrube gesetzt (!) und Abends Senfpflaster auf die Waden gelegt. Am Abend hatte der Kranke einen allgemeinen und sehr starken Schweiß, der aber keine Erleichterung bewirkte, die Erstickungsgefahr war am folgenden Morgen immer größer und Abends erfolgte der Tod. In dem sehr ausgedehnten Herzbeutel fand man bey nahe 16 Unzen einer hellen, ungefärbten Flüssigkeit, aber weder Röthe, noch sonst eine Spur von Entzündung desselben. Der Verfasser sagt daher auch, die Flüssigkeit schiene mehr das Resultat einer einfachen activen Aushauchung als einer eigentlichen Entzündung gewesen zu seyn! In dessen seyen die Grenzen zwischen beiden schwer zu bestimmen. Wie dem auch seyn mag, so ist der Verf. (S. 440) zufrieden damit, daß die Existenz der Ergießung durch den dumpfen Ton und das Geräusch angezeigt wurde. Er fügt auch selbst die Frage hinzu: ob bey dem gänzlichen Mangel des Schmerzes hier wohl nur Wassersucht des Herzbeutels Statt gefunden habe? Ob es aber rathsam war, unter den angegebenen Umständen so verschwenderisch Blut zu lassen und andere Mittel zu vernachlässigen, darüber werden keine Betrachtungen mitgetheilt. — Dem

Verf. scheint (S. 459 flg.) eine gewisse Zahl von Hypertrophien des Herzens mit oder ohne Veränderung des Umfanges der Höhlen von einer hitzigen oder chronischen Entzündung des Herzbeutels, oder der innern Haut des Herzens oder der Aorta auszugehen. Wenn er die Schriften von Testa, so wie von Kreyzig und anderen deutschen Aerzten gelesen hätte, würde er ersehen haben, daß die Verdickung der Substanz des Herzens wie die Erweiterung der Herzhöhlen längst auch als eine Folge einer durch vorhergegangene Entzündung oder einen derselben sich nähernden Zustand veranlaßten krankhaften Vegetation angesehen worden und daß Corvisart's Ansicht vor dem Aneurysma schon von Kreyzig widerlegt worden ist. — Bey der Betrachtung der Verletzungen der Organe oder der Verrichtungen, welche von der Störung des Kreislaufes des Blutes durch die Arterien in den Krankheiten des Herzens abhängen, wird (S. 484 flg.) besonders der darin oft eintretende große Wechsel in dem Pulse und zumal der Häufigkeit desselben hervorgehoben. Dieser müsse auch in Anschlag gebracht werden, wenn man die Wirkungen gewisser Arzneimittel, insbesondere der Digitalis, beurtheilen wolle. Man habe derselben oft Wirkungen auf den Puls, und zwar sowohl die Verminderung als die Vermehrung der Häufigkeit desselben, zugeschrieben, die davon ganz unabhängig waren. In manchen Fällen habe er sich indessen überzeugt, daß das Langsamwerden des Pulses eine Wirkung der Digitalis war. Dieser Einfluß der Digitalis sey aber überdem auch nach der Natur der Herzkrankheit und dem Zustand der Verdauungswerkzeuge verschieden. In letzterer Hinsicht behauptet er, daß die Digitalis den Puls nur langsamer mache,

wenn sie den Magen nicht reizt. Er führt einen Fall an, wo, nachdem durch starke Gaben der Tinct. Digital. aether. ein leichter Schmerz im Magen und Erbrechen bewirkt worden waren, der Puls eine außerordentliche Häufigkeit erhielt und noch einige Zeit nach dem Verschwinden jener Symptome besonders beschleunigt blieb. Rec., der seine Ansicht von der Wirkung der Digitalis schon in seinem Handbuche der Therapie und bey anderen Gelegenheiten geäußert hat, will hier nur bemerken, daß nach seinen Beobachtungen gewöhnlich die Digitalis nicht geradezu, sondern dann erst die den Puls langsamer machende Wirkung äußerte, nachdem sie bey stärkerer Anwendung das Nervensystem angegriffen und Erbrechen erregt hatte. Uebrigens paßt die ätherische Tinctur der Digitalis natürlich weniger zu solchen Versuchen als das Pulver oder der Aufguß derselben.

Im vierten Theile werden von den Beobachtungen über die Krankheiten des Unterleibes, die auf die Krankheiten der Leber sich beziehenden (worin auch viele längst bekannte Sachen vorkommen) vorausgeschickt. Hier läßt sich der Verfasser über eine Meinung aus, die jetzt, vorzüglich in England, viel Anhänger habe, wornach eine gewisse Zahl von Verdauungsschwerden als von einem Fehler der Secretion der Galle abhängig angesehen wird. Er meint doch, daß Broussais's Theorie hier nicht allein anzunehmen sey, daß wohl auch ausleerende Mittel helfen können. Man sieht übrigens schon hieraus, daß man einen Arzt vor sich hat, der doch eigentlich durch eine einseitige Lehre von der Irritation gebildet worden ist, und es möchte überflüssig seyn, auf seine Bemerkungen weiter einzugehen. — Bey der durch Leidenschaften erregten

Gelbsucht hält er es (S. 53) doch auch für zweifelhaft, daß immer eine duodénite Statt finde, und meint, daß auch eine Nervenaffection Einfluß auf die Secretion der Galle haben könne! Die Resorbtion der Galle bey der Gelbsucht leugnet er (S. 56). Eine mit Fieber verbundene Gelbsucht, wobey keine bestimmten Zeichen der Leberentzündung vorhanden waren, aber eine Congestion sanguine active du foie und Irritation sympathique du cerveau Statt gefunden haben soll, wurde bloß mit Uderlassen, wiederholter Application von erst 25, dann 20 Blutegeln, demulcierenden Lisanen, Sinapismen und Klystieren behandelt; der Kranke starb. In einem anderen Falle, wo nach der Application der Blutegel Säfte von cichorienartigen Gewächsen, Pillen von Seife und Calomel und das Wasser von Vichy angewendet wurden und der Kranke geheilt wurde, meint der Verf., daß doch wohl keine Entzündung des Darmcanals habe Statt finden können, indem jene Mittel sonst nicht hätten helfen können! Man sieht, daß er doch noch Empfänglichkeit für andere Grundsätze als die der Lehre von der Irritation hat. Die Resultate, welche der Verf. aus seinen Beobachtungen über die Krankheiten der Leber zieht, können wir nicht mit ihm für so interessant halten, daß sie uns bestimmen könnten, sie hier näher anzugeben. — Auch in den Untersuchungen über einige Krankheiten des Darmcanals (S. 367 flg.) haben wir wenig bedeutendes gefunden. Einige Fälle von beträchtlicher Erweiterung des Magens werden (S. 423 flg.) mitgetheilt. Die Beobachtungen und Bemerkungen von Wichmann u. A. über diesen Gegenstand sind dem Verf. unbekannt. — Er glaubte doch auch (S. 456 flg.) Beobachtungen über krankhafte Zustände

des Magens und der Gedärme, die eine andere Behandlung als die mit antiphlogistischen Mitteln zuließen, mittheilen zu müssen, was nur für solche, die bloß an Broussais glauben, interessant seyn kann. Diesen mag auch zur Belehrung dienen die Beobachtung (S. 465), wo man einem Kranken, der seit drey Wochen Kopfsweh in der Stirngegend, Betäubung, gänzlichen Mangel an Eßlust, belegte Zunge, bitteren Geschmack, starke Verstopfung, einen wenig beschleunigten Puls ohne Hitze hatte, erst acht Blutegel an den Hals setzte, am folgenden Tage zur Ader ließ und, da keine Besserung erfolgte, an den drey folgenden Tagen nur Fußbäder, Klystiere und verdünnende Tisane gebrauchte, am siebenten Tage nach seiner Aufnahme von neuem zwölf Blutegel an den Hals setzte, die eben so wenig wie die früheren den Zustand veränderten, den endlich, nachdem die Krankheit etwa einen Monat gedauert hatte, die klügere Natur durch freywillig erregtes Erbrechen einer großen Menge von grünlicher Galle und einen gallichten Bauchfluß schnell heilte! Der Fall hat jedoch auf den Verf. den Eindruck gemacht, daß er am Schlusse dieser Krankheitsgeschichte fragt: 'Dans ce cas, ne peut-on pas raisonnablement se demander si de pareilles evacuations, artificiellement provoquées, n'auraient pas hâté le moment du retour à la santé? — So wurden (S. 467) durch Onanie verursachte Verdauungsbeschwerden und Kopfsweh einer gastrite chronique zugeschrieben und mit mehrmals auf die Magengegend gesetzten Blutegeln und strenger Diät behandelt. Als diese Behandlung, wie natürlich, keinen guten Erfolg hatte, änderte man sie und wandte eine kräftige Diät an, worauf es dann besser wurde. Daraus zieht der Verf. den

Schluß, daß die gastrischen Symptome, die so oft durch Ausschweifungen im Beyschlaf und durch Onanie veranlaßt würden, doch nicht beständig und nothwendig einer Reizung des Magens zugeschrieben werden dürften! Dieß mag genug seyn, um diese Clinique médicale, wie sie noch im J. 1827 in einem der angesehensten Pariser Hospitale gelehrt wird, zu characterisiren. Wir bemerken nur noch in Bezug auf die in der Charité besonders häufig vorkommende Bleycolik, daß bey den wenigen, die an der mit dem bekannten Traitement des Pères de la Charité gewöhnlich glücklich behandelten Krankheit starben, keine Spur von Entzündung des Darmcanals gefunden wurde, daß auch der Vf. die antiphlogistische Methode hier für zu langsam oder gar nicht helfend erklärt und die Krankheit vielmehr für eine Nervenkrankheit hält, und daß gegen Lähmungen die Nux Vomica, das Strychnin und Brucin mit sehr verschiedenem Erfolge angewendet wurden.

J. W. H. Conradi.

M ü n c h e n.

Regesta sive rerum Boicarum Autographa ad annum usque MCCC e Regni scriniis feliciter in Summas contracta, juxtaque genuinam terrae stirpisque diversitatem in Bavarica, Alemannica et Franconica synchronistice disposita cura Caroli Henrici de Lang, S. Coronae Bavaricae Equitis aurati. Vol. III. 479 S. 1825. Vol. IV. P. I. et P. II. 782 S. 1828. 4.

Mit vieler Theilnahme zeigen wir zugleich die Fortsetzung und auch die Vollendung dieses für die diplomatische Geschichte Bayerns so wichti-

gen Werkes an. Aus den Anzeigen der beiden ersten Theile (S. g. N. 1822 St. 157 und 1825 St. 19) ist sowohl der Umfang als auch die Einrichtung desselben hinreichend bekannt. Es ist ein kritisches Inhaltsverzeichnis der in den Königl. Archiven befindlichen echten Urkunden bis auf das Jahr 1300, chronologisch zugleich und geographisch geordnet. Da es nämlich das ganze jetzige Königreich Bayern umfaßt, so werden die von Schwaben und Franken hinzugekommenen Stücke unter eben so viele Rubriken gebracht; so daß auf jedem Blatt die eine Seite Bayern; die gegenüberstehende in zwey Columnen Schwaben und Franken gewidmet ist. Daß mit dem Fortgange der Zeit die Zahl der Urkunden sich sehr vermehrte, wird man leicht im voraus erwarten. Der dritte Band umfaßt den Zeitraum von 1251 bis 1275; die erste Hälfte des vierten bis 1290; und die zweyte Hälfte das Decennium bis 1300 nebst einer Reihe von Supplementen. Daß die Columne Franconica besonders für Würzburg, Bamberg und Nürnberg sehr reich ist, wird man auch ohne unser Erinnern leicht einsehen. Die Entwerfung von Registern will der Verf. laut der Vorrede Andern überlassen. Wir sehen freylich auch kaum ein wie sie verfertigt werden können, ohne das Werk gleichsam zum zweyten Mal zu schreiben. Auch läßt die strenge chronologische und geographische Ordnung sie weniger vermissen. So bleibt uns nur übrig, dem gelehrten Verfasser, der sich um Diplomatik und deutsche Specialgeschichte schon so vielfach verdient gemacht hat, zu der Vollendung seines mühsamen Werks herzlich Glück zu wünschen.

Sn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

61. Stück.

Den 14. April 1828.

L e i p z i g.

Bey Hartmann: *Hellanici Lesbii fragmenta e variis scriptoribus collegit, emendavit, illustravit, commentationem de Hellanici aetate vita et scriptis in universum praemisit et indices adiecit* Fr. Guil. Sturz ed. altera auct. et emend. 1826. XIII u. 260 Seiten in 8.

Die erste Ausgabe dieser geschätzten Fragmentensammlung erschien 1787, und da wir ihre Einrichtung als bekannt voraussetzen können, so beschränken wir uns in dieser Anzeige auf die Erwähnung der bedeutenden Verbesserungen und Zusätze, welche diese zweyte Ausgabe erhalten hat. Der Herausgeber nennt sie die zweyte, denn die Ausgabe von 1796, in welcher der *Hellanicus* mit mehreren anderen Schriftstellern unter dem Titel *Auctores Graeci minores* herauskam, ist die unveränderte erste mit einem neuen Titelblatte und ohne Vorwissen des Ver-

fassers veranstaltet. Die neueren Untersuchungen von Kreuzer, Dahlmann und anderen haben seitdem über das Leben und die Geschichtschreibung des Hellanikus treffliche neue Aufschlüsse gegeben (die kleine gehaltreiche Schrift von Nic. Falk de historiae inter Graecos origine et natura scheint dem Verfasser entgangen zu seyn). Auch wurde eine Zusammenstellung der Fragmente im Mus. crit. Cantabrig. N^o. V. 1815. geliefert, doch enthielt dieselbe keine neuen Fragmente sondern nur eine genauere Anordnung der schon bekannt gemachten, und es wäre zu wünschen gewesen, daß der Verf. an manchen Stellen seiner neuen Ausgabe dieselben genauer geprüft und benutzt hätte. Dasselbe müssen wir von der neuen Ausgabe des Pherecydes in Ansehung der Matthiä'schen Anordnung bemerken. Die Fragmente sind wieder nach alphabetischer Folge der Titel, aber genauer als in der ersten zusammengestellt und ungefähr um zwanzig neue vermehrt, auch hat der Herausgeber ein Verzeichniß der Schriftsteller, aus welchen sie entlehnt sind, und Register hinzugefügt. Bedeutende Verbesserungen und Zusätze haben die Untersuchungen über das Leben des Hellanikus und die Anmerkungen zu den Fragmenten erhalten, z. B. S. 7 die Bemerkung gegen Dahlmann, S. 4 die Untersuchung über *επιβάλλειν*. S. 30 ff. über den Dialect des Hellanikus. S. 127 über *Ἄρεστον κρισις* und den Talos. Zu dem was S. 12 über den Theopomp gesagt wird, ist Krüger und Pflugk zu vergleichen. S. XVI — XVIII erhalten wir noch einige schätzbare Zusätze zu der neuen Ausgabe von den Fragmenten des Pherecydes und Acusilaus, die Fragmente aus dem neuen Scholasten des Pindar (bey Böth). Endlich haben

wir noch als einen Anhang der neuen Ausgabe zu erwähnen S. 175 — 246. *Guilielmi Canteri de ratione emendandi Graecos auctores syntagma recens auctum*. Der Verf. hatte in einer Note zur ersten Ausgabe versprochen, diese Schrift mit Verbesserungen und Zusätzen einzeln herauszugeben, in der Folge aber diesen Entschluß aufgegeben, weil er erfuhr daß ein Anderer damit beschäftigt sey. Da dieser aber nicht damit zu Stande gekommen ist, entschloß sich der Herausgeber jetzt die sehr selten gewordene und immer noch sehr schätzbare Schrift als Anhang zu dieser Fragmentsammlung abdrucken zu lassen, freylich ohne die ehemals beabsichtigten Zusätze von neueren Bemerkungen, aber nach der neueren vermehrten Ausgabe von Canter (hinter der dritten Ausgabe der *novae lectiones*, Antwerpen 1571). Jebb hatte dieselbe hinter seinem *Aristides* nach der älteren Ausgabe von 1566 abdrucken lassen. Der Herausgeber hat beide sorgfältig verglichen und auch alles was in der älteren Ausgabe steht, und in der zweyten von dem Verfasser weggelassen war, wieder eingeschaltet, auch hin und wieder eigene Bemerkungen beygefügt. Besonderen Dank verdient die Sorgfalt, mit welcher er die von Canter angeführten Beweisstellen aufgesucht und genauer citiert hat. Noch immer ist diese Schrift, in welcher der treffliche Critiker die in den Handschriften gewöhnliche Verwechselung ähnlicher Buchstaben (nach alphabetischer Ordnung) so wie die gewöhnlichen Auslassungen und Zusätze von Buchstaben, Sylben, Glossen, Accenten u. s. w. ganz practisch an sicheren Beyspielen zeigte, ein brauchbares Repertorium für den Critiker. (Sie ist deshalb auch 1812 im Clas-

sical Journal wieder abgedruckt.) Sehr viele treffende Verbesserungen von Canter wurden später durch Handschriften bestätigt und bewiesen die Richtigkeit dieses von vielen der folgenden Critiker verlassenen Weges. In jenem Zeitalter (1566) war diese Schrift eine ausgezeichnete Erscheinung und verdient dem gerühmten und selten gewordenen Buche des Passeratius de litterarum cognatione ac permutatione (Paris 1606) an die Seite gesetzt zu werden. In den folgenden Zeiten sind diese Regeln der Critik in Ansehung der paläographischen Wahrscheinlichkeit im Ganzen mehr von den Herausgebern der lateinischen Schriftsteller berücksichtigt. Der Duid von Heinsius, die Indices der Drakenborch'schen Ausgaben, die Arbeiten der Heusinger u. a. liefern Beweise davon. Aber die genauere Berücksichtigung der Schreibarten und Schriftzüge in den verschiedenen Zeitaltern, und eine solche paläographische Critik wie in neuerer Zeit hauptsächlich Perz bey einigen Schriftstellern des Mittelalters angewendet hat, lag außer dem Vermögen jener Zeiten, und ist bisher noch bey keinem lateinischen Classiker durchgeführt. In den neuesten Zeiten ist dagegen für die Critik der griechischen Schriftsteller auch in dieser Hinsicht mehr geleistet und durch Willoison's Andeutungen (zum Longus S. 262 ff.) durch Bast's vortreffliche Commentatio palaeographica, durch Böhrs Bemerkungen über die älteste Orthographie der Werke des Pindar haben diese Untersuchungen eine ganz andere Gestalt bekommen, wogegen jene Zusammenstellungen von Canter, Kobortellus, Passeratius einen sehr untergeordneten Standpunct einnehmen.

Göttingen und Leipzig.

Kreta: ein Versuch zur Aufhellung der Mythologie und Geschichte, der Religion und Verfassung dieser Insel, von den ältesten Zeiten bis auf die Römerherrschaft. Von Karl Hoepf, Professor und Biblioth. Secret. I. Band, Göttingen 1823, bey Karl Rosenbusch. XIV und 454 S. (mit einer Karte und zwey Kupfern). — II. Band, Leipzig 1828, bey Wilhelm Lauffer. XL und 447 S. in 8.

Wider Erwarten verzögerte sich die Fortsetzung dieses Buchs, und so unterblieb auch die Anzeige des ersten Theils, die der Verf. zugleich mit der des folgenden Bandes zu geben beabsichtigte. Jetzt umständlich nachzuholen, was früher versäumt war, würde um so zweckloser seyn, da andere Blätter ausführlichen Bericht vom ersten Bande gegeben haben. Es möge daher nur kurz bemerkt werden, daß, nach einer geographischen Schilderung der Insel, und nach einer Darstellung des Verhältnisses, in welchem Kreta zu Aegypten, Phönicien und Phrygien stand, Zweck des ersten Theiles war, die frühesten Culturzustände der Insel zu untersuchen. Hauptgegenstand ist der orgiastische Zeusdienst sammt den damit eng verbundenen mythischen Wesen, den Kureten und Idäischen Dactylen. Mit jenen hing die Untersuchung über die älteste religiöse Musik zusammen, mit diesen die Frage nach den Anfängen der Metallurgie. Die specielleren Forschungen über Minos und dessen Zeit waren noch von dem ersten Theile ausgeschlossen; sie blieben dem jetzt erschienenen zweyten Bande vorbehalten, den größ-

tentheils Buch II., das Minoische Kreta, einnimmt. Abschnitt I. Von den Volksbestandtheilen. Die Einwohner der Insel in Minoischer Zeit, d. h. den beiden letzten Jahrhunderten vor dem Troerkriege, sind, der größeren Masse nach, dieselben mit den frühern Bewohnern. Außerdem läßt aber das Band zwischen den Kretern, Karern, und Lelegern, nicht an dem Vorhandenseyn der beiden letzten Völker auf Kreta selbst zweifeln. Die Frage nach der angeblichen Dorier-Einwanderung aus Thessalien, bereits vor Minos, wird verneinend beantwortet. Unhellenisch ist die überwiegende Volksmasse, ein Barbarcultus die herrschende Religion dieser Zeit. Dieß ergab sich dem Verfasser vorzüglich durch die Betrachtung des Minoischen Mythen- und Religionskreises, dem Abschnitt II. gewidmet ist. Die später verbundene Sagenreihe in ihre ursprünglich getrennten Theile zu zerlegen, mußte hier Hauptgeschäfft seyn, um zum richtigen Verständniß zu gelangen, welches durch Diodors historisierende Manier so verdunkelt ist. Zuerst Allgemeines über den Minoischen Stamm. Dann Pasiphae und Minotauros: ein Mythos aus dem Kreise der Sonnen- und Mondsverehrung, geweckt durch alte Naturanschauung; dem ursprünglich wenigstens die Idee jener Schandmähre fern lag, wozu späterer Unverstand ihn deutete. Androgeös in Athen, so wie was um Minos Krieg gegen diese Stadt und Theseus sich dreht, bewährt ein altes religiöses Verhältniß des Minoischen Kreta mit Athen; jedoch sind auch andere historische Momente nicht zu verkennen, welche auf die Knüpfung der bekannten Sagenmasse einwirkten. Britomartis hängt gleich-

falls mit dem Minoischen Mythenkreise zusammen; sie gehört, wie die Europa, dem ältesten Naturdienst der Insel an und mußte hier ihre Behandlung finden. Abschnitt III. Minos der König und Meerbeherrscher. Wie sehr auch Minos vom Mythus umschlungen und in das Gebiet der Religion gezogen ist, so sind doch mehrere historische Elemente der Sage nicht zu verkennen. Was von dem hohen Alter und der Vortrefflichkeit Kretischer Gesetze, was von Rhadamanthys strenger Gerechtigkeitspflege einstimmig berichtet wird, führt zu dem Schluß, daß bereits in Minoischer Zeit auf Kreta ein Staatsverhältniß sich gebildet hatte, wodurch die Insel vor manchen Theilen des Hellenischen Festlandes hervorragte. War nicht des allgemeinen Lobes Anlaß dort früh gegeben, nimmer in dem Maße konnte die rühmende Sagenmasse erwachsen. Noch weniger ist im Allgemeinen zu bezweifeln die Seeherrschaft der Kreter. Abschnitt IV. Kolonien und Verkehr. Die auswärtigen Siedelungen der Kreter sind nach einem andern Maßstabe zu messen, als die Hellenischen Kolonien historischer Zeit. Nirgends ist durch jene ein Hellenisches Volk entstanden; weder auf Troas noch in Karien, weder in Lykien noch sonst wo, ward in Folge der Kreter-Einwanderungen ein Hellenischer Staat gegründet. Allein das Hingelangen dieser Insulaner, nicht nur nach den nähern Gegenden, sondern selbst nach Sicilien und Italien, ist aus Gründen der Kritik nicht zu leugnen. — Den Schluß des zweyten Bandes macht der Anfang des dritten Buches aus. Um eine zu ungleichmäßige Stärke des letzten Bandes zu vermeiden, sind schon hier

die Zustände kurz vor und nach dem Heraklidenzuge behandelt. Zuerst von der Einwanderung der Magneten nach Kreta; dann von den Dorischen Kolonien daselbst. Den Beschluß macht endlich eine Uebersicht der Hellenischen Gründungen auf der Insel. — Der dritte und letzte Band wird gänzlich dem Dorischen Kreta gewidmet seyn, und im Verlauf dieses Sommers erscheinen.

Als bereits über die Hälfte des zweyten Theils gedruckt war, erschienen die *mythologischen Forschungen* von Boss. Mehrfach erstrecken sich die Behauptungen dieses Gelehrten über die wichtigsten Punkte des Minoischen Religions- und Mythenkreises. Die von ihm dargelegten Ansichten stehen im strengsten Widerspruch mit den Resultaten vorliegender Untersuchungen. Berücksichtigung, die früher nicht genommen werden konnte, erschien dem Verfasser als Pflicht gegen die Sache, gegen den Leser und gegen sich selbst. In der Vorrede sind daher Bossens Behauptungen in Bezug auf Kreta zusammengestellt und die Gegengründe hinzugefügt.

Karl Hoeck.

B r a u n s c h w e i g.

Von der neuen Englischen Sprachlehre des Hn. Prof. Wagner in Marburg, deren erster Theil St. 40 d. J. angezeigt ist, erhalten wir den zweyten practischen Theil, 'welcher Uebungen über die einzelnen Regeln' enthält. Nach dem so vortheilhaften Urtheil, welches über den ersten Theil gefällt ist, halten wir es für überflüssig diesen zweyten aufs neue zu empfehlen.

Hn.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

62. 63. Stück.

Den 17. April 1828.

Leipzig.

Bey Hahn: Commentarius in Apocalypsin Johannis exegeticus et criticus auctore Georgio Henrico Augusto Ewald Professore Göttingensi. 1828. IV u. 328 S. in gr. 8.

Das letzte Buch der Bibel ist auch das scheinbar dunkelste unter allen. Nie ist wohl ein Buch, durch Zeitumstände veranlaßt und einen durchaus löblichen Zweck in sich tragend, den Zeitgenossen so nützlich und verständlich, nach dem Aussterben des Menschenalters aber, für welches es eigentlich bestimmt war und für dessen Heil es gewiß wohlthätig wirkte, bey gänzlich veränderten Zeitumständen und Zeitideen so völlig und so lange verkannt und gemißdeutet als die Apocalypse: nur das Buch Daniel läßt sich seiner Entstehung und seinen Schicksalen nach entfernt mit diesem vergleichen. Geschrieben (nach der Untersuchung dieses Commentars) im J. 69 und durch die damaligen heftigen mehr äußern als innern Gefahren, welche dem Christenthum dro-

heten, besonders durch die blutigen Verfolgungen der unschuldigen Bekenner der neuen Lehre veranlaßt, verknüpft diese Schrift ihrem Hauptzwecke nach mit der Schilderung der damaligen Zeitumstände Wünsche und Hoffnungen für die nahe Zukunft und Aussichten in bessere Zeiten, die auf die Leiden und Unebenheiten der Gegenwart nothwendig folgen müssen und an deren Bilde sich der unschuldig Leidende erhebt und tröstet: sie reicht Lob, Ermunterung und Trost den stets treuen, weder innern noch äußern Versuchungen unterliegenden, fleckenlosen Bekennern Christi, und droht gewaltig schreckend den Unstreuen und Frevelnden; ohne solche begeisternde Stimmen, wie eine in diesem Buche ertönt, hätte sich der schwache Anhang der Lehre und der Schüler Christi unter den zerstörenden Stürmen jener Zeit kaum erhalten und einer ruhigeren Zeit entgegen gehen können.

Hätte nun der Verf. dieser Schrift seine Ermahnungen und Tröstungen nach der gewohnten Weise der frühesten christlichen Lehrer, in Briefform, nahen und entfernten Christen vorgetragen, wie Jacobus und Petrus in dem ersten der seinen Namen tragenden Briefe, deren Sendschreiben nach des Ref. Untersuchung um dieselbe Zeit und auf sehr ähnliche Veranlassungen verfaßt sind: so würde die Folgezeit seine Gedanken nie so gänzlich haben verfehlen können wie es leider geschehen ist. Aber ihn trieb eine höhere Begeisterung und eine ungewöhnliche Kraft in kunstvoller phantasiereicher Darstellung: mit der Briefform, die er der Sitte seiner Zeit gemäß und weil er seine Schrift auch Fremden bestimmte, beybehält, verbindet er die prophetische Kraft, Form und Sprache; und zwar gerade die prophetische Form und Sprache, welche sich in den spätern nur

geschriebenen künstlichen prophetischen Darstellungen (im Daniel, Henoch u. a.) findet: er zeichnet nicht bloß die Zukunft, deren einzelne Züge keiner anders als in Bildern und Ahnungen darstellen kann, sondern auch die Vergangenheit und Gegenwart in Bildern, uneigentlichen Namen und fingierten Schilderungen; geleitet von der Idee und Fiction, daß die Gottheit dem Propheten einen ganzen großen Kreis von zukünftigen Thaten und deren Ausgängen voraussehen oder ihm in Bildern zeigen lasse, obgleich diese Thaten nach dem wahren (nicht poetischen) Standpunct des Verfassers schon vergangen oder gegenwärtig sind, also obgleich in Bildern (weil ja der Fiction nach alles zukünftig ist), doch nach der Geschichte und Erfahrung, und so historisch erkennbar gezeichnet werden; und nur die Ausgänge wahre Zukunft sind und nach bloßen Ahnungen und Hoffnungen geschildert werden. Und in diesem Visionenkleide, welches der Phantasie einen unendlichen, hier zu einigen schönen und ergreifenden Darstellungen gebrauchten Raum verstattet, und besonders durch die dadurch möglich gemachten längsten und kräftigsten Schilderungen der Zukunft der Frommen und Bösen und durch die Theilnahme der Gottheit an Allem den Leser, jener Zeiten besonders, wunderbar erregen, trösten oder schrecken muß, spricht der Verf. fast überall nach den damals in ähnlichen jüdischen Schriften gangbaren Ideen, die er jedoch so zart und weise, wie man es von einem edeln Anhänger der neuen Lehre erwartet, auf das Christenthum überträgt.

Wie leicht nun später die Bilder eines solchen Buches mißverstanden werden konnten, leuchtet von selbst ein. Seit dem zweyten Jahrhundert trennten sich Christen und Juden äußerlich immer

mehr, und damit verlor sich allmählich unter den gelehrten Christen die Kenntniß oder doch das lebendige Gefühl der jüdischen Ideen und Formen: und da sich mit der Zeit, worin die Apocalypse geschrieben und der sie verständlich war, auch die Erinnerung an die unter Bildern geschilderten Zeitumstände und die Kenntniß der historischen Veranlassung verlor, und zugleich sich die Meinung bildete, daß alles in dem Buche Geschriebene künftig zu erwarten sey: ist es Wunder, daß schon vom Ende des zweyten Jahrhunderts an, wie Trenäus zeigt, und allmählich immer mehr, wie die folgenden Kirchenväter zeigen, der höchste Sinn und Zweck des Buchs verkannt wurde? Jene Meinung in ihrer starresten Consequenz aufgefaßt, erhielt sich durch das Mittelalter bis auf unsere Zeiten, und es ist bekannt, daß sie den Sinn dieses Buchs oder vielmehr einzelne seiner Worte auf merkwürdige historische Thaten aller Zeiten bezogen hat. Herdern und Eichhorn bleibt das große Verdienst, zuerst zu einer vernünftign Erklärung eingelenkt zu haben, indem jener annahm, daß der Prophet den Untergang des Judenthums, dieser, daß er den des Juden- und Heidenthums beschreibe (oder ahne). So bleibt der Prophet wenigstens ein Prophet seiner Zeit und behandelt einen denkbaren Inhalt. Aber die Vorstellung, daß der Prophet den Sturz des Judenthums beschreibe, welche sich indeß schon vor Herder bey Wetstein angedeutet findet, beruht auf gezwungenen, unmöglichen Erklärungen einzelner Stellen; und überhaupt ist in jenen Commentaren des Willkürlichen und Unbegründeten noch viel. Indem Ref. eine auf den klaren Sinn aller Kapitel und Worte sicher begründete Erklärung des höchsten Sinnes und Zweckes suchte, kam er zu dem Re-

sultat, daß der Prophet nur das Heidenthum und das Böse im Ganzen als strafwürdig und der gänzlichen Vernichtung entgegen gehend dem Christenthum gegenüber stelle, von Jerusalem aber nicht gänzliche Zerstörung, sondern vielmehr Bekehrung (zum Christenthum) nach leichter Strafe ahne; und daß seine Schrift nur diesen Sinn dem historischen Anlasse und dem Zwecke nach haben könne. Auch die ganze kunstvolle, wenn auch nicht streng kunstgerechte, Anlage und Eintheilung des Ganzen führt nur auf diesen Sinn; in dem Haupttheile der Schrift, 4, 1 — 22, 5 wird eine einzige große Begebenheit, nämlich der nothwendige Sturz der strafwürdigen Sünder (besonders der Heiden) und die damit anfangende und erhöhte Ruhe und Beglückung der Frommen (Christen), in einer fortgehenden Reihe von Visionen allmählich immer deutlicher entwickelt. Einige richtige Zweifel an den vorigen Erklärungen hatte schon Hr. Pf. Bleek in seiner (vom Ref. später gelesenen) Abhandlung über die Apocalypse erregt: aber der Vorstellung dieses Gelehrten über die Entstehung des Buchs aus unzusammenhängenden, in verschiedener Zeit geschriebenen Theilen konnte sich Ref. nicht befreunden. Obgleich die Vorstellung von einem Drama aufgegeben ist, so zeigt das Buch doch eine hier entwickelte große Kunst in der Anlage des Ganzen und in der Vertheilung des Einzelnen; und die Trichotomie und Heptatomie hat der Verf. wegen der Heiligkeit dieser Zahlen in die kleinsten Theile verflochten. Für den Verfasser hält Ref. wirklich den Johannes, der sich in diesem Buche ohne alle Spuren einer Fiction dafür ausgibt; das Buch ist gewiß nicht (wie das Buch Daniel) im Namen des Propheten oder Lehrers geschrieben, der darin genannt wird: aber für den Apostel

Johannes konnte ihn Ref. nach der sorgfältigsten Prüfung aller Gründe, besonders der Sprache des Buchs, nicht halten; das Buch selbst will auch nicht auf einen der 12 Apostel zurückgeführt seyn und die Stelle 21, 14 führt auf einen die Zwölf hoch verehrenden und von ihnen verschiedenen Verfasser. Für die Erklärung wurden auch früher ungebrauchte Hülfsmittel, wie das Buch Henoch, benützt; und es war ein angenehmes Geschäft der Erklärung, zu zeigen, wie das Buch, seinem Geiste, Zwecke, Zeitalter und seiner Sprache nach weder überschätzt noch auch gering geschätzt werden dürfe, wie beides nur zu oft geschieht.

Ewald.

P a r i s.

Chez Bachelier Libraire, successeur de Mme. V. Courier, 1827: Forces productives et commerciales de la France; par le Baron Charles Dupin. Tome I, 330 Seiten Tome II, 336 S. in 4.

Der berühmte Verfasser der Voyages dans la Grande Brétagne und vieler anderen geschätzten Werke, liefert uns hier eine Uebersicht desjenigen, was in Frankreich die vereinigten Kräfte der Menschen, der Thiere und der Natur in Bezug auf Ackerbau, Handel und Industrie aller Art bereits geleistet haben, und leisten könnten. Er nennt sein Werk eine statistique comparée, weil er die individuellen Kräfte mit ihrem Producte vergleicht, und macht demnach auf die Ehre, für die Statistik eine neue Bahn bereitet zu haben, Anspruch. Sich der Hoffnung hingebend, bald in allen Ländern Europas Nachahmer zu finden, sieht er schon im Geiste das Tableau des forces productives et commercia-

les de l'univers, erscheinen. Wer sich in das dunkle Feld der Statistik gewagt hat, wird die großen Schwierigkeiten, durch Vergleichen zu sichern Resultaten zu gelangen, nicht verkennen; denn die erste Aufgabe bleibt immer: sind die Daten, auf welche die Vergleichen basiert werden, als zuverlässige Quellen anzusehen? Unstreitig liefern England und Frankreich, vermöge ihrer freien Verfassungen mehrere Quellen der Art, als die übrigen Staaten Europas. Wenn wir noch Regierungen finden, die die Statistik ihrer eigenen Länder zu erforschen, sich nicht einmal die Mühe geben; oder andere die es gefährlich halten statistische Nachrichten der Welt mitzutheilen: so gehört Dupin's Idee von einem Tableau de l'univers vor der Hand noch wohl zu den frommen Wünschen. — Der Verf. rechnet, daß sich in Frankreich 12 Millionen Einwohner vermittelst Industrie aller Art nähren, daß diese jährlich für 1800 Millionen Fr. producieren, und 400 Millionen Abgaben zahlen. Im Allgemeinen liefern seine Berechnungen für den zunehmenden Flor Frankreichs glänzende Resultate. Die Kriege gegen die französische Revolution haben diesem Lande 1,500,000 Menschen, und die beiden feindlichen Invasionen neun Milliarden Fr. gekostet. In dem Zeitraum von 1818 bis 1827 ist jede Spur dieses Verlustes gänzlich ausgelöscht. Vergleichen wir inzwischen diese Erscheinung, mit dem was wir in mehreren andern Ländern, die noch härter als Frankreich durch die Kriege mitgenommen worden sind, erblicken: so scheint sich die Wahrheit der alten Inschrift, die wir über den Thüren vieler Bauerhäuser lesen, zu bewähren: 'Krieg und Brand, segnet Gott mit weiser Hand!' So wie nach heftigen Ungewittern, sanfte Regen den Boden zu be-

fruchten pflegen, so blüht nach verheerenden Kriegen der Wohlstand der niedergedrückten Völker, gleichsam mit verjüngter Kraft hervor. Und in welchem Lande vereinigen sich so viele natürliche Vortheile für Handel, Ackerbau und Gewerbe = Thätigkeit, als in Frankreich? Es hat Producte, die dem Auslande unentbehrlich sind, z. B. Weine; nicht weniger gute Seehäfen, innere Schifffahrt, gute Landstraßen, vortreffliche natürliche Grenzen, ist arrondiert, und besitzt eine der Vertheidigung des Landes angemessene Volksmenge. Die Regierung muß grobe Fehler machen, wenn Frankreichs Flor im Genusse des Friedens nicht blühet! — Aus der *Hommage aux habitants de la France méridionale*, die dem Werke vorgedruckt ist, geht die Ansicht des Verfs. deutlich hervor: daß die bisherige Regierung an dem wachsenden Wohlstande Frankreichs wenig oder gar keinen Antheil habe. Das südliche Frankreich genoß die Vortheile der vermehrten Industrie nicht; sogar der öffentliche Unterricht ward dort vernachlässigt. Was im Norden geschah, war Folge der Industrie der Nord = Franzosen. Auf diese *Hommage* folgt die *Introduction, montrant la situation progressive des forces de la France*. Das 1. Buch ist überschrieben: *Evaluation, denombrement des forces*; das 2.: *Amélioration des forces*; das 3., 4. und 5. beschreibt die Kräfte der einzelnen Departements, aus welchen Frankreich besteht. Das 6. enthält eine *Parallele de la France du Nord et de la France du Sud, avec toute la France* und das 7. führt die Ueberschrift: *sur la circulation intérieure de la France du Nord*, womit der zweyte Theil beschlossen wird.

Wir wenden uns zu der *Introduction*, als demjenigen Theil des Werks, der am besten geeig-

net ist, unsern Lesern eine kurze Uebersicht von den Resultaten des Verfs. und der Art wie er zu selbigen gelangt ist, zu geben.

Die Fortschritte der Kräfte Frankreichs von 1818 bis 1826 drückt der Baron Dupin nach Procenten berechnet, in nachstehender Tabelle aus:

	Procente
1. Der Bevölkerung	$\frac{3}{4}$
2. Der Zahl der Pferde	1
3. Der Zahl der Schaafse	$1\frac{1}{2}$
4. Des Verzehrens, angezeigt durch directe Steuern	3
5. Des Verzehrens, angezeigt durch die Octrois	$3\frac{1}{2}$
6. Der Abkommnisse, angezeigt durch die Stempelsteuer	$3\frac{1}{2}$
7. Der Betriebsamkeits = Operationen, angezeigt durch die Einkünfte von der Post	$3\frac{3}{4}$
8. Des Handels, angezeigt durch die Zollgefälle	4
9. Der Betriebsamkeits = Operationen, angezeigt durch den Steinkohlenbedarf	$4\frac{1}{2}$
10. Desgleichen durch Fabrication des Eisens	$4\frac{1}{2}$
11. Der Bekanntmachung der periodischen und nicht periodischen Presse	$9\frac{1}{2}$

Gehen wir nun die einzelnen Positionen durch, so erregt gleich die erste, der Bevölkerung, die nur zu $\frac{3}{4}$ Procent berechnet ist, Befremden. Der Verf. stellt folgende Vergleichung des Verhältnisses der Vermehrung mit andern Ländern, auf eine Million der Einwohner gerechnet auf:

	Köpfe
In Preußen	27,027
— Großbritannien	16,667
— den Niederlanden	12,372
— den beiden Sicilien	11,111
— Rußland	10,527
— Oestreich	10,114
— Frankreich	6,536

Die Bevölkerung Frankreichs, die der Baron Dupin zu 31,600,000 anschlägt, scheint demnach mit den Nahrungsquellen dieses Landes in einem solchen Verhältnisse zu stehen, daß sie keiner auffallenden Fortschritte mehr fähig ist. Die Verschiedenheit der Vermehrung der Population in Frankreich, seit Necker, berechnet der Verf. folgendermaßen: von 1775 bis 1780 war diese jährlich 154,718
von 1817 bis 1823 199,295

Vergleichen wir diese Fortschritte mit denen die England, das man schon längst überbevölkert zu seyn erklärte, in dem nämlichen Zeitraum gemacht hat, so ergibt sich die Vermuthung, daß die Fortschritte der Kräfte in England viel bedeutender gewesen seyn müssen, als in Frankreich. Jedoch wollen wir dem Verf. einräumen, daß die Vermehrung der Volksmenge, wenn sie wie in Frankreich zur Vertheidigung genügt, nicht als ein wirklicher Zuwachs der Kräfte angesehen werden darf, 2. Position. Die Pferdezuucht hat sich von 1812 bis 1825 um 324,000 Pferde vermehrt. Doch steht Frankreich hierin andern Ländern noch sehr nach. Im Hannoverschen kann man z. B. auf 1000 Menschen 193, in Frankreich aber nur 79 Pferde rechnen. 3. Position. Die Rindviehzucht hat keine Fortschritte gemacht, dagegen die feine Schafzucht. Im J. 1812 verarbeitete die französische

Industrie 35 Millionen Kilogrammes französischer Wolle; im J. 1825, 42 Millionen französische und 8 Millionen ausländische Wolle. Die Erwartungen die der Verf. von der Einführung der Tibetischen Ziegen hegt, scheinen uns höchst zweifelhaft. Bey der 4. Position legt der Verf. das Product der Verkaufe aller Art unter der Benennung von indirecten Steuern zum Grunde. Die der Kammer vorgelegten Budjets zeigen, daß diese von 1818 bis 1826 allmählich um mehr als 25 Procent gestiegen sind. Als Folge dieser Vermehrung des innern Verkehrs hat sich auch die innere Circulation vergrößert. Frankreich zählte im J. 1818 an Unternehmern für Wassertransporte 105 und 1825, 286. Im J. 1818 waren gestempelte Fuhrwerke 6670 und 1825 14,256. 5. Position, der Octrois. Diese Abgabe (nach unserer Ansicht eine höchst nachtheilige für den Flor der Städte) betrug im J. 1818, als sie in 2275 Städten eingeführt war, 3,597,931 Fr., 1825 aber, als sie nur noch in 1349 Städten beybehalten war 4,983,351 Fr. Gegen die 6. Position, den Ertrag der Stempelsteuer, müssen wir erinnern, daß vielleicht eine verstärkte Controlle der Perception auf eine Vermehrung bedeutenden Einfluß gehabt haben könne, wie sich z. B. letzteres bey der Stempelsteuer im Hannoverschen bewährt hat. Das Product der Douanes war im J. 1818 114,000,000 Fr.
 — — 1825 148,231,766 —

7. Position, Post-Einnahme. Diese belief sich im J. 1820 auf 23,790,710 Fr.
 — — 1825 — 27,552,641 —

8. Position. Zölle. Der Ertrag der Zölle betrug 1818 114 Millionen und 1825 148 Millionen. Wenn auch hier nicht verstärkte Controlle oder Abänderungen der Zollgesetze, die Vermehrung

bewirkt haben: so würde man sich allerdings berechtigt halten müssen, auf Fortschritte des Handels zu schließen. Im Uebrigen erscheint uns der Finanzzustand Frankreichs nicht so blühend, wie der Verf. ihn schildert. Der Baron Dupin gibt folgende Vergleichung der Revenüen und der Ausgaben:

Im J. 1820 waren die <i>revenus publics</i>	977,695,489 Fr.
und die Ausgaben	963,083,794 —

Im J. 1826 wurde im Budget veranschlagt:

das Total der <i>recettes</i>	986,135,905 —
und das der <i>Depenses</i>	984,191,603 —

Verglichen mit 1820 hatte die
Einnahme zugenommen 8,440,416 —
dagegen aber die Ausgabe 21,107,809 —

Weit entfernt in diesem Verhältniß mit dem Verf. un *accroissement admirable dans la richesse et prosperité de la France* zu finden, scheint uns diese stufenweise erfolgte Vermehrung der *Depenses* zu einem Deficit zu führen. In der That ist die Existenz eines solchen Deficits der Kammer bey ihrer diesjährigen Sitzung (1828) bereits zur Kenntniß gebracht. Es darf aber nicht übersehen werden, daß die Grundsteuer, die Personen- und Mobiliensteuer, so wie die Abgaben von Thür- und Fenstersteuern seit 1820 jährlich um 47 Millionen Fr. vermindert sind. Durch Erlaß der Grundsteuer hat man vorzüglich diejenigen Districte zu erleichtern gesucht, die am härtesten durch sie gedrückt wurden. 9. Position. Die Betriebsamkeits-Operationen, angezeigt durch den Steinkohlenbedarf. Frankreich verbrauchte 1826 einmal so viele Steinkohlen als 1814. Allein der vermehrte Verbrauch eines Gegenstandes, ist nicht immer ein sicherer Maafstab für eine

vermehrte Industrie; es fragt sich hier: ob nicht die Consumption anderer Brenn-Artikel, als Holz, Torf u. s. f. sich in eben dem Verhältnisse vermindert habe? 10. Position. Fabrication des Eisens. Im J. 1814 fabricierte Frankreich 100 Millionen Kilogrammen Eisen, im J. 1825 160 Millionen. 11. Position. Die Bekanntmachung der periodischen und nichtperiodischen Presse. Bey dieser Position verweilt der Verf. mit sichtbarem Wohlgefallen und entlehnt aus ihren Resultaten die Bürgschaft für das künftige Wohl seines Vaterlandes. Die Zahl der Druckschriften (die Journale nicht eingerechnet) haben sich von 1814 bis 1820 um 774, und von 1820 bis 1826 um 787, für jedes Tausend vermehrt.

1814	wurden gedruckt	45,675,039	Bogen
1815	—	55,549,149	—
1820	—	80,921,302	—
1825	—	128,010,483	—
1826	—	144,561,094	—

Wenn die Zahl der jährlich herauskommenden Werke mit Sicherheit die Fortschritte der Kräfte der Völker andeutete, so beweisen die Leipziger Meß-Cataloge, daß die Deutschen den Franzosen nicht nachstehen. Wichtig ist allerdings der Gewinn den die Letztern seit 40 Jahren für die Bildung des Geistes gemacht haben, wenn es wahr ist, daß, wie Dupin behauptet, damals nur sieben, jetzt aber zwölf Millionen Einwohner Gedrucktes zu lesen vermögend sind. Wie befremdend muß aber die Bemerkung erscheinen, daß in dem wegen seiner Bildung so berühmten Frankreich, noch 15,000 Gemeinden vorhanden sind, die keinen Schulmeister haben! Dem Einfluß der Presse schreibt der Verf. die auffallende Verbesserung der Sitten und die Verminderung der groben Verbrechen zu. Im J. 1821 waren

die Kosten der Gefängnisse in den

Departements	3,640,000 Fr.
im Jahr 1827	3,450,000 —

Im J. 1820 waren zu den Ga-

leren Verurtheilte	11,000
im J. 1827	9,000

Ueber England und Frankreich finden sich meh-

rere interessante Vergleichenungen:

Von 31,600,000 Franzosen treiben	
Ackerbau	21,000,000
von 22,500,000 Engländern	9,000,000

Die Producte des Ackerbaus in England wer-

den zu sechs Milliarden, die in Frankreich zu

vier ein halb Milliarden veranschlagt; aber die

Kornpreise stehen gemeiniglich in England um

60 bis 70 Procent höher. (Ob diese hohen Preise

den Ackerbautreibenden wahrhaft vortheilhaft sind

ist in unsern Tagen sehr bestritten worden.) Die

Zahl der Einwohner die sich in beiden Ländern

aus den Quellen der Industrie ernähren, ist bey-

nah gleich; allein die Handelspreise sind so sehr

zum Vortheile der Engländer, daß ihr industri-

ler Reichthum zweymal den der Franzosen über-

trifft. Baron Dupin rechnet die Zahl der Men-

schen, Pferde, des Rindvieh und der Esel, nach

den Arbeitskräften der Menschen. Die Kräfte

eines Pferdes rechnet er gleich 4, die eines Zug-

ochsen gleich $2\frac{1}{2}$ und die eines Esels gleich 1 Men-

schen. Nach dieser Berechnung sind les forces

agricoles vivantes

von Frankreich	Arbeiter
von Gr. Brit. und Irland	37,278,537
In Frankreich wird Land bebauet	47 Mill. Hect.
in Großbritannien	21,643,000 —

Auf 1000 Hectaren verwendet Frankreich die Kräfte

von 878 und Großbritannien von 1138 Arbeitern.

Aber der große Unterschied ist, daß die Englän-

der die Menschenkräfte zwölfmal durch den Gebrauch der Thiere, die Franzosen aber nur fünfmal verstärken. Das Verhältniß der Forces industrielles vivantes zwischen beiden Ländern ist:

in Frankreich 6,303,019

in Großbritannien und Irland 7,275,497

Auffallender noch ist der Vorzug der Engländer in Betreff der Forces inanimées

in Frankreich 5,233,333

in England 19,840,000

Dies Resultat gründet sich auf folgende Berechnung:

	France.	Gr. Bret.
Moulins et machines		
hydrauliquis	1,500,000	1,200,000
Moulins à vent	253,333	240,000
Vent et navigation	3,000,000	12,000,000
Machines à Vapeur	480,000	6,400,000
	<hr/>	<hr/>
	5,233,333	19,840,000

Die Kräfte der Maschinen sind hier gleichfalls nach ihrem Verhältnisse zu der Arbeitsfähigkeit der Menschen veranschlagt. Demnach sind nach des Verfs. Berechnung die Forces industrielles et commerciales von England um das dreifache der Kräfte der Franzosen, ungeachtet des geringern Flächeninhalts und der wenigern Volksmenge überlegen. Seit 1780 bis 1826 ist die Vermehrung dieser Kräfte gewesen:

in Frankreich 22,323,394

in England 64,345,607

Baron Dupin macht hier folgende merkwürdige Aeußerung über England: 'Beaucoup d'observateurs superficiels croient, que la prospérité de la Grande-Bretagne est arrivée au terme de la rétrogradation. Aussi longtemps que l'accroissement de ces forces fera

les pas gigantesques dont nous venons d'offrir la mesure loin que la richesse de la Grande Bretagne puisse diminuer ou rester stationnaire, elle s'accroitra de plus en plus; malgré les imprudences, la folie même, d'un grand nombre de ses spéculateurs.' —

Statt 21 Millionen Einwohner, die sich gegenwärtig in Frankreich mit dem Ackerbau beschäftigen, könnten $10\frac{1}{2}$ Millionen, wenn sie ihn wie die Engländer trieben, das nämliche Product erzeugen, und die übrigen $10\frac{1}{2}$ Millionen durch Industrie sich Nahrungsquellen eröffnen. Die Verbesserungen, deren die productiven und Handelskräfte in Frankreich fähig sind, welche anzuführen uns der Raum nicht gestattet, handelt der Baron Dupin in folgenden Abschnitten ab: Verbesserung der physischen Kräfte; so wie der intellectuellen Fähigkeiten der Menschen in Bezug auf Production und Handel; ferner durch Unterricht der Landbewohner; durch Bildung und verbesserte Lage des weiblichen Geschlechts; durch Bervollkommnung der großen Hausthiere; durch eine Reform des Ackerbaues sowohl im Wirthschaftssystem, als vermehrter Gebrauch der Thiere und Anwendung zweckmäßiger Maschinen; endlich durch Bervollkommnung der Manufacturen und Werkstätten aller Art. — In dem 7. Buche befinden sich außer genauen Nachrichten über die Land- und Wasserstraßen, sehr interessante Details über die projectierte Wasser-Communication von Havre über Paris nach Straßburg, und ferner nach der Donau, ein Project, das von dem Baron Dupin entworfen zu seyn scheint. Mit Erfolg bekämpft er das Vorurtheil: der Flor der Hauptstadt könne nur durch den Ruin der übrigen Städte des Landes erzeugt werden.

Stettingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

64. Stück.

Den 19. April 1828.

Paris.

Chez J. B. Ballière, libraire - éditeur:
 Traité théorique et pratique des Maladies de la Peau, fondé sur de nouvelles recherches d'Anatomie et de Physiologie pathologiques. Par P. Rayer, Médecin titulaire des Dispensaires de la Société philanthropique, Médecin du Bureau central des Hôpitaux etc. Tome premier. XLIV u. 688 Seiten. Tome second. 330 S. nebst 10 Planches mit besonderer Erläuterung. 1826. 8.

Es wird schwerlich zu behaupten seyn, daß in der neueren Zeit die krankhaften Umbildungen der allgemeinen Bedeckungen, die Hautkrankheiten, häufiger vorkommen, als früher, oder daß die inneren Allgemeinleiden, die Fieber, Entzündungen und Cachexien häufiger nun als sichtbare örtliche Uebel sich darstellen; aber auffallend ist es, wie vielfältig man mit denselben sich beschäftigt, welch eine Menge neuer Namen an die Gegenwart, neuer Formen erinnert. Ohne

Zweifel hat der Eifer, der im ganzen Gebiet der Medicin und ihrer Hülfswissenschaften sich thätig erweist, die Wichtigkeit jener Klasse von Krankheitsformen und gewiß am allermeisten ihr so auffallendes äußeres Hervortreten, ihre Aehnlichkeit mit selbstständigen animalischen und vegetabilischen Gebilden die Aufmerksamkeit und den Fleiß so Vieler auf sie gelenkt. Man kann nicht umhin zuzugeben, daß hierdurch das Vielartige ihrer Erscheinung sehr beachtet, untersucht, bestimmt und erläutert worden und manche Rückfichten ihres Ursprungs zu näherer Besprechung und Entscheidung gekommen sind. Doch ist hierbey ein eigenes Mißverhältniß, ja ein Mißgriff zum Vorschein gekommen. Der Versuch, die Hautkrankheiten als ein rein naturhistorisches Phänomen zu betrachten und sie demnach einzutheilen, hat etwas sehr Verführerisches. Man glaubt hiermit sich dem strengen Ernst ausgebildeter und gegliederter Wissenschaft zu nähern, und das Ohr wird geschmeichelt durch den Klang Linneischer Benennungen. Aber bedenke man doch ja, welcher wesentlicher Unterschied zwischen regelmäßigen Individuen, die aus eigenen und sich beständig wiederholenden Keimen gleichartig sich erzeugen und zwischen Ausbrüchen eines angegriffenen oder zerrütteten Organismus Statt finde. Zwar werden in letzterem Fall wohl auch gleiche Ursachen so ziemlich wieder gleiche Erscheinungen hervorrufen, und somit gewisse Arten ein constanter äußerer Character eigen bleiben; aber wo treffen wir zum zweyten Male bey körperlichen Leiden eine gleiche Verbindung von Ursachen an, wo ist die Sphäre dieselbe, in der sie wirken, wo die Bedingungen die nämlichen, unter denen sie zusammentreten? Ein sehr belehrendes Beyspiel gewährt

uns hier, bey einem auch äußerlich verwandten Gegenstande, aus dem botanischen Fache die Lichenographie. Welche zahllose Menge von Geschlechtern und Arten der Flechten haben uns hier die Schwedischen Naturforscher aufgenöthigt, so daß ihr Studium weitaus das schwerste in der Botanik geworden war. Wie sehr erleichtert aber ist es durch die Entdeckung unseres Herrn Deconomie-Rath Dr. Meyer geworden, die er in seinem neuesten Werke bekannt gemacht, daß eine große Zahl von specifisch getrennten Flechten nur verschiedene Entwicklungsstufen eines und desselben, durch Alter, Umgebung und Standort mannigfach modificierten Individuums sey. Findet Solches Statt in dem normalen Verlauf eines wesentlichen Glieds des großen Gewächreichs, wie wird es dann um den namenreichen Stammbaum der Schmarotzergebilde des krankhaft umgestimmten Körpers stehen? Unter den früheren Versuchen einer systematischen Eintheilung der Hautkrankheiten verdienen die von Peter Frank und Plenck am meisten berücksichtigt zu werden. Jener gab eine sehr einfache, nämlich erstens in acute, die er in glatte und rauhe; zweytens in chronische, die er in fleckige und um sich greifende abtheilte. Plenck stellte 14 Hauptunterschiede auf, und darin folgten ihm Willan und Bateman, die um die Feststellung des Begriffs dieser Formen sich unstreitige Verdienste erworben haben. Sie nehmen zwar nur 8 Ordnungen an (nämlich Blätterchen, Schuppen, rothfleckige Ausschläge, Blasen, Eiterblasen, Bläschen, Knoten und mißfarbige Flecken), aber unter diese stellen sie eine große Menge von Geschlechtern und Arten. Soll jedoch ein medicinisches Werk einen practischen Werth haben, so muß es dem Anfänger das

Auffassen und Festhalten, dem Erfahrenen das Wiederfinden des Mitgetheilten nicht zu schwer machen; sonst geht es aus dem Gebiet unmittelbarer Belehrung in das einer allgemeinen Systematik hinüber. Von letzterer Art ist aber die Eintheilung und Anordnung der Hautkrankheiten, wie sie die neuesten auswärtigen Werke liefern. Nicht die inneren, sondern die äußeren Kennzeichen liegen ihnen zum Grunde, und bey der unbestimmten Menge von Benennungen dafür thäte es Noth einen eigenen Nomenclator und einen großen Band mit Abbildungen mit sich zu führen. Es ist jedoch hier wie anderwärts nicht die Natur, sondern die Schule, welche trennt und verwirrt. In dieser gilt das einzelne abgerissene Factum, die ausgesprochene Regel; in jener das fortschreitende Leben, welches durch eine Reihe mitwirkender Nebenursachen jeder Erscheinung successiv ihr eigenthümliches Gepräge aufdrückt. Die Form der Hautkrankheiten wird unverkennbar bestimmt durch die Constitution, durch die besondere Beschaffenheit des Hautorgans, durch den Sitz, durch die längere oder kürzere Dauer, durch das Klima, durch die Lebensweise, durch Complication und Nebenkrankheit. Nothwendig werden also manche zuweilen sehr verschieden aussehende Formen in einander übergehen, manche ihrem Wesen nach stets dieselben, je nach dem Zustand der Hautstelle, nach dem Stadium ihrer Entwicklung und nach einer Menge anderer Bedingungen einen ganz verschiedenen äußeren Typus zeigen und somit fortwährend die Basis der Eintheilung erschüttern und die Abbildungen, die doch immer nur einzelne Zustände einzelner Subindividuen darstellen, für die Diagnostik unsicher machen. Ohne also diesen Bemühungen ihren Werth als Naturschilderungen abzustreiten, glau-

ben wir doch, daß für die wissenschaftliche Forberung sowohl wie für die heilkundige Anwendung in dieser Krankheitsklasse vornämlich folgende Fragen ins Auge zu fassen sind: Inwiefern ist eine spezifische Krankheitsursache anzunehmen? ist die Form nach der Hautstelle verschieden? findet ein Unterschied im Verlaufe Statt? Worin besteht das Wesentliche der Anlage? worin die idiopathische oder consensuell wirkende Ursache? unterscheiden sich die, welche als selbstständige Krankheit entstehen, von denen, die bloß als Symptom eines andern Uebels hervortreten? inwiefern und wie weit wirken gewisse als bestimmt schädlich angenommene Einflüsse, wie z. B. Unreinlichkeit nachtheilig ein? welches sind die constanten pathognomonischen Zeichen? bey welchen ist ein Ansteckungsstoff anzunehmen? in welchem Zusammenhang stehen die Folgekrankheiten mit dem ursprünglichen Ausschlage? was ist von dem sogenannten Zurücktreten der einzelnen Formen zu halten? welche Hautgebilde leiden constant bey den einzelnen Arten? wie wird die Haut dabey verbildet? welche werden durch die Natur geheilt? welches ist die einfachste und sicherste Heilungsmethode? gibt es specifisch wirkende Mittel dagegen? welche und wie lange dürfen sie örtlich behandelt werden? welchen Temperaturgrad müssen die angewandten Bäder bey den verschiedenen Formen und Ingredienzen haben? wie muß die Behandlung verschieden eingerichtet werden nach der verschiedenen Form, Ausdehnung und dem Grad der Hefigkeit?

Wenden wir uns nun an das vorliegende Werk, so finden wir, daß sein Verfasser zum Theil diese Fragen gekannt und im Einzelnen beherzigt, aber bey weitem nicht zum Zielpunct seiner Untersuchungen gemacht hat. Er tritt

ganz in die Fußstapfen von Alibert und Willan; Aufstellung und Beschreibung sehr vieler Krankheitsformen ist ihm das Wichtigste, und in der Methode ihrer Behandlung bewegt er sich innerhalb der Schranken eines Systems, das jetzt auf viele französische Aerzte einen zu entscheidenden Einfluß ausübt. Doch hat er vieles mit eigenen offenen Augen beobachtet und mit eigenem Urtheil geprüft. In der Einleitung gibt er einen kurzen Ueberblick des jetzigen Standpunctes der Lehre so wie seiner eigenen bey ihrer Darstellung befolgten Grundsätze, und hierauf ein Schema seiner Eintheilung. Diese besteht aus 4 Abschnitten: 1) Krankheiten der Haut, nämlich: die Entzündungen dieses Organs, Zustand desselben mit Congestion oder Blutfluß, Nervosen, Umänderungen der Hautfarbe, krankhafte Absonderungen, Fehler der Bildung und Textur. 2) Umänderungen der Hautanhänge, nämlich der Nägel und der Haare. 3) Fremde leblose oder belebte Körper auf oder in der Haut. 4) Krankheiten ursprünglich der Haut fremd, aber die ihr zuweilen besondere Umänderungen aufdrücken, wie die Elephantiasis der Araber. Jeder Abschnitt zerfällt in Kapitel, dieses in Ordnungen, Geschlechter und vielerley Arten. Die Ordnungen und Geschlechter des ersten Kapitels sind: 1) Exanthemateuses: rougeole, roséole, scarlatine, urticaire, érythème, érysepèle. 2) Bulleuses: vésicatoire, ampoule, pemphigus, rupia, zona. 3) Vésiculeuses: herpes, gale, eczema, suettemiliaire. 4) Pustuleuses: varicelle, varirole, vaccine, vaccinnelle, ecthyma, couperose, mentagre, impetigo, teignes, pustules artificielles. 5) Furonculeuses: orgeolet, clou, anthrax. 6) Papuleuses, strophulus, lichen,

prurigo. 7) Tuberculeuses: lupus, cancer, élephantiasis des Grecs. 8) Squameuses: lèpre, psoriasis, pityriasis. 9) Linéaires: gerçures. 10) Gangréneuses: pustule maligne, charbon. 11) Multiformes: brûlure, engelure, syphilides. Er bemerkt voraus, daß er nur solche Krankheiten aufgeführt habe, die er selbst beobachtete. Es stand ihm also ein ausgedehnter practischer Wirkungskreis offen und man erkennt auch die eigene Erfahrung in den vielen, oft jedoch zu weitschweifig erzählten Krankheitsgeschichten von sehr vielfachen und leichten so wie von sehr verwickelten und schlimmen Fällen. Obgleich Willan sein Vorbild und Muster ist, so begnügt er sich doch nicht mit der äußeren Erscheinung auf der Haut, sondern die Bildung, die Structur und die Phänomene dieser Umänderungen dienen ihm zur Basis. Sein Standpunct ist der anatomisch = physiologische; bey den Leichenuntersuchungen öffnete er zwar alle Höhlen, sah aber weg von den mehr zufälligen Erscheinungen und behielt nur die Ver- bildung des in Frage kommenden Organs im Auge. Auf die Mithülfe der chemischen Analyse der krankhaften Stoffe zur Diagnose legt er einen geringen Werth. Die Symptome der ab- gehandelten Krankheiten gibt er genau und in der Ordnung an, wie solche successiv erscheinen. In der Schilderung ist mit Sorgfalt auf das verschiedene Verhalten nach den Altern Rücksicht genommen und bey den sich epidemisch verbreitenden ist angegeben, wie sie sich nach den Jahreszeiten und Ländern gelinder oder heftiger zeigen. Die Complicationen so wie die Bedingungen, welche die Krankheiten gutartig machen oder verschlimmern, sind ausführlich erörtert. Seine Behandlungsweise ist einfach, allein mit

großer Vorliebe für die antiphlogistische Methode, Von örtlichen Blutentziehungen behauptet er große Wirkungen gesehen zu haben bey eczema, impetigo, psoriasis guttata, lichen, prurigo localis, herpes phlyctenoides, und ebenso von der Anwendung kühler narkotischer Bäder in chronischen und schmerzhaften Entzündungen der Bedeckungen.

Da der Verf. auf seine Bearbeitung der Masern, des Rothlaufs, der Blattern, des Grindes und des Fischschuppen-Ausschlags besondern Werth legt, so wollen wir, um nicht zu ausführlich zu werden, einen Augenblick bey der zuerst erwähnten Krankheitsform verweilen. Für den Sitz der Masern wird mit Recht nicht die Epidermis, sondern das Gefäßnetz der Haut und die Schleimmembran der Lungen und des Magens erklärt. Der Zeitraum des Ausbruchs ist nicht weit genug ausgedehnt; der Verfasser spricht vom dritten bis sechsten Tage; allein das Exanthem erscheint zuweilen erst am vierzehnten, ja am achtzehnten Tage nach der Ansteckung. Die von einigen Beobachtern aufgeführten Masern ohne Catarrh hält er für Rötheln; die vorgeblichen Masern ohne Ausbruch glaubt er besser Catarrh ohne Masern nennen zu können. Die Vermuthung Laennec's, daß die erstickende Orthopnoe, an der zuweilen Kinder in Folge dieser Krankheit sterben, das Resultat eines idioopathischen Oedems der Lunge sey, konnte er nach seinen bisherigen Erfahrungen nicht bestätigen. Die Anwendung der Blutentziehungen dehnt er viel zu weit aus; in allen Perioden der Krankheit hält er sie für wichtig, und wenn gastro-entérite oder laryngite mit im Spiele, Blutegel auf das Epigastrium und auf den vorderen Theil des Halses für angezeigt. Daß

Bläß- oder Dunkelwerden des Ausschlags, die Petechien, das Sinken der Kräfte, wogegen andere Aerzte reizende und stärkende Mittel anwenden, schreibt er einer intensiven Entzündung der Brust und der Eingeweide zu, wogegen die antiphlogistische Methode die sicherste und rationellste Behandlung sey. Uebrigens macht er an einer Stelle selbst darauf aufmerksam, wie durch eine zur Unzeit angewandte Blutentziehung die Reconvalescenz erschwert werde, wie die unterdrückte Respiration mit dem Erscheinen des Exanthems verschwinde, und wie die Entzündung der Lunge und des Magens, die durch Kälte oder eine andere Ursache entsteht, weit mehr die stark antiphlogistische Methode erheische, als die Masern. Bey dem zurückgetretenen Ausschlage will er, bevor Blut entzogen, kein Dampf- oder Wasserbad, so wie keine Senf- oder Blasenpflaster angewendet wissen.

Was in Deutschland für die Hautkrankheiten geschehen, besonders die vortrefflichen pathologisch-therapeutischen Darstellungen einiger der bekanntesten und für die Praxis bedeutendsten Formen, ist ihm fast gänzlich unbekannt geblieben.

Die beigegebenen in einen engen Raum zweckmäßig zusammengedrängten schön gearbeiteten und colorierten Abbildungen stellen nicht nur die primitiven Formen der Entzündung der Haut, sondern auch die Veränderungen, welche ihnen folgen, dar.

Die etymologischen und historischen Nachweisungen in Bezug auf die Benennungen der Krankheiten, die er in einem eigenen Wörterbuche dem Ende des Werks anhängen wollte, so wie eine kritische Geschichte mehrerer Affectio- nen, von denen man behauptete, daß sie gewissen

Bändern eigen seyen, die aber wahrscheinlich auch in Frankreich vorkämen, nur unter andern Namen, sind uns noch nicht zu Gesicht gekommen, obgleich schon zwey Jahre seit Erscheinen der ersten Bände verfloßen sind.

M . . r.

L e i p z i g.

Ben Hartmann, 1826: Thüringische und Ober-sächsische Geschichte bis zum Anfälle Thüringens an die Markgrafen von Meißen im Jahre 1247 mit strenger Sichtung aus den Quellen dargestellt von Dr. Ferdinand Wächter, Privatdocenten in Jena. Th. I. 339 S. Th. II. 436 S.

Eine kritische Nachlese, wie sie der Verf. hier liefert, auch wenn der Ton derselben minder scharf ist, darf immer Anerkennung erwarten; sie ist nirgends nöthiger als in der thüringischen Geschichte, deren bisherige Dunkelheit (so wichtig und folgenreich auch der Sturz des alt-thüringischen Reiches war) eben sowohl der Seichtigkeit der Quellen, als der nachlässigen Leichtgläubigkeit einiger Bearbeiter zuzuschreiben ist. Der Verf., indem er der letzteren nicht schont, liefert jedoch keine fortlaufende ermüdende Widerlegung, sondern begnügt sich mit Recht, den Ertrag seiner Quellen bald forschend, bald darstellend (besonders wo er sich auf Annalisten wie Lambert von Hersfeld stützen kann) zu geben. Diese Quellen sind jene bessern Chroniken, deren Ergänzung und vollständigere Zusammenstellung wir jetzt von guter Hand erwarten; hin und wieder benutzt der Verf. Bruchstücke altdentscher Dichter (ein bisher zu wenig betretener Weg); weniger eigentliche Urkunden; welche auch zum Theil noch verborgen liegen. Da der Verfasser

einen Nachtrag über seine Quellen liefern will, so wird er es hoffentlich nicht ungern sehen, wenn wir ihm einige Lücken seiner Forschungen andeuten. Wir beschränken uns dabey auf ein Nachbarland, welches von jeher mit Thüringen in genauer Verbindung stand (Hessen). Neben den Sammlungen und Auszügen, welche Gudenus (Codex Diplom.) und Würdtwein (Dioecesis moguntina) aus den maynzischen Archiven gegeben, scheint es uns, daß der Verf. der urkundlichen Nachrichten und Provincial-Chroniken nicht entbehren kann, welche, außer Wendt, F. C. Schmincke (Monum. Hassiaca), Kuchenbecker (Analecta Hassiaca), Ketter (hessische Nachrichten) und andere Bearbeiter der hessischen Geschichte (S. Schmidt und Rommel) mitgetheilt oder quellenmäßig benutzt haben. Besonders ist der in Thüringen hineinstreifende Bezirk der Abtey Hersfeld nicht zu vernachlässigen (Schlegels Mscr. auf der Gothaischen Bibliothek, und seine Abh. de nummis Hersfeld. und über Göltingen der neulich vom Prof. Hesse in Rudolstadt in dem dortigen Landes-Kalender 1827 mitgetheilte Aufsatz). In einzelnen Bemerkungen wollen wir mit dem Verfasser nicht rechten, sondern ihm unsere Zweifel mittheilen. Zuvörderst ein Wunsch, daß die zweydeutige Stelle des Venantius Fortunatus, wo von dem Doppelsieg der Franken und der Tapferkeit Siegberts die Rede ist (quam Nabis ecce probat, Thuringia victa fatetur, perficiens unum gemina de gente triumphum) noch einmal gemustert werden möchte; wobey freylich erst nöthig ist auszumachen, wer damals an der Nab (im Ober-Main-Kreis) saß. Unser Verf. versteht unter dem an der Nab besiegten Volk die Awaren (Th. 1. S. 45. 46) eben so, wie es

scheint, Schmidt (I. 36); Wend die Bayern; Mannert (Bayr. Gesch. 1826. Th. I. S. 25) um die Bayern ganz aus dem Spiel zu lassen, die auch damals so weit nicht reichten, läßt die Thüringer als zwey Abtheilungen zugleich an an der Elbe und der Rab (in der Oberpfalz) schlagen; eben so Rommel (I. 50. der hessisch. Gesch. wo es heißen muß, diese schlug (nicht: schlugen) Siegbert an der Rab. vergl. Anmerk. S. 55). Vielleicht aber war dem Dichter (leider der einzigen Quelle dieser wichtigen Nachricht) bey den Worten *gemina de gente* der andere gleichzeitige Sieg des austrasischen Feldherren Wolf (Lupus anno 566) über die mit den Thüringern verbundenen Sachsen und Dänen im Sinn, der bey Kirchhain in Oberhessen ohnfern des uralten Dorfes Dagobertshausen stattfand (Bordua und Laugana, was der Verfasser nicht erklärt, sind die Wobra und die Lahn, wie dieß letztere hinreichend aus dem ganzen Mittelalter erwiesen werden kann). — Unbegreiflich ist uns, wie der Verf. bey der bekannten Stelle des Tacitus über den Salinenkrieg der Chatten und Hermunduren (Hermunden nach dem Verf., der mit Recht diese und andere Völkernamen als Denominationen erklärt) unter den Worten *flumen gignendo Sale fecundum et conterminum* jenes *sale* für den Namen der Saale selbst nimmt (S. 11) wenn wir ihn anders richtig verstehen. Nur Strabo nennt die (thüringische) Saal, bey der Nachricht vom Tod des Drusus; ausdrücklich. Es ist löblich, daß der Verf. (mit Delius) den Grodo (= Sater?) und andere vermuthlich von den Slawen transponierte Götzen aus der germanischen Mythologie verjagt (S. 64. 65) aber auch die Astaroth oder Ostara? deren alte Verehrung bey uns nicht spurlos ge-

blieben ist (selbst die den Germanen zugeschriebene Isis des Tacitus, mit dem mißverstandenen Nachen, erscheint durch das Zeichen jener sächsischen Göttin, dem beginnenden Mondsviertel, wodurch das aufkeimende Jahr angedeutet wurde, als Ostara). Hierhin gehört auch, was der Verfasser als Verächter des Thor's (Jupiter), dem doch in Hessen mehrere alte Orte und Berggipfel gewidmet waren, S. 73. 74. von der bey Geismar unweit Fricklar zerstörten Donner-Eiche angibt (vergl. J. H. Schminke de cultu arboris Jovis in Hassia, und überhaupt Münter über die vor-odinischen Gottheiten in Stäudlin's und Eschirner's theol. Journal 1816). Wir meinen, daß mit Hülfe alter Ortsnamen (und localer Sagen) das Studium der germanischen Mythologie noch sehr gewinnen würde. Daß der Verfasser, wo ihm die Quellen abgehen, sich der Erklärung dunkeler Ortsnamen enthält, ist gewiß unsicheren Muthmaßungen vorzuziehen. Aber warum verschweigt er (S. 152) die vom hessischen Grafen und französischen Herzog Eberhard seinem sächsischen Basfallen verbrannte Stadt Elmeri, da sie die besten Chronisten nennen, und ihre Lage (Helmarshausen an der Diemel) nach dem dortigen Güterbezirk Eberhards wohl keinem Zweifel ausgesetzt ist. Ueberhaupt scheint man diesem alt-hessischen oder salischem (nicht rotenburgischem) Geschlecht, aus welchem König Konrad I. entsprang, ungeachtet dessen Berührung mit den thüringischen und anderen Grenzen, zu wenig Aufmerksamkeit zu schenken, wie denn dasselbe von den Gisonen (Giso I. II. III. IV.) alten Grafen in Niederhessen gilt, deren Hauptstadt, wie des alten Hessens überhaupt, Gudensberg war, und deren Doppelheyrath mit dem ersten eigentlichen

Landgrafen von Thüringen und dessen Bruder Heinrich Raspe eine wichtige Epoche in der Geschichte beider Provinzen ist (S. den Verf. S. 163 Th. II. und vergl. damit Wenk, Schmidt und Rommel). Auch hat der Verf. die Grafen von Sleyberg oder Glizberg unweit Gießen, deren Stamburg noch in Ruinen sichtbar ist, von denen Graf Hermann, ein Anhänger des Kaiser Heinrichs IV., ein Verwandter des Grafen Hermann von Lurenburg, des Gegenkönigs war, die man auch mit Glizberg unweit Jena (Gunitzberg) nicht verwechseln muß (Th. I. S. 315. Th. II. Anh. S. 409), nicht näher betrachtet (vergl. Rommel Th. I. Anm. S. 130. №. 123). Dieses sind freylich in der thüringisch-meißnischen Geschichte Nebensachen. Aber über die alten Grafen von Weimar und Orlamünde und ihre bis nach Oberhessen reichende thüringische Mark, können wir nicht unterlassen auf die Nachrichten hessischer Provinzial-Chroniken aufmerksam zu machen (man vergl. Gerstenbergers hessische und frankenbergische Chronik, bey Schminke und Kuchenbecker). Markgraf Otto I., ein Sohn des erlauchten Wilhelm von Weimar, hat Marburg erbaut. Als einst Beringer, der zweyte Sohn Ludwigs des Bärtigen, zu diesem Markgraf nach Frankenberg, der alten Pforte des fränkischen Hessenlandes, ritt, und sich in der Waldgegend unweit der Edder verirrte, ward an der Stelle, wo er des Nachts übernachtete, nach seinem Namen ein Dorf gebaut (Beringhausen, jetzt Bringhausen, nicht Beringersdorf, wie die Chronik meldet). Viel Verdienstliches hat die Forschung des Verfs. über die Zeit der thüringischen Minnesänger (über das Gedicht vom Wartburger Krieg vergl. auch Koberstein in des thüring. Vereins Mittheilungen Naumburg,

1822. Heft II.), besonders aus den Bruchstücken alter Barden; wir wünschen mit ihm zunächst zur Ergänzung Bertholds, des Kapellans Ludwigs des Heiligen (von dessen Chronik auch die Kasselsche Bibliothek eine alte Abschrift besitzt) die Herausgabe jenes Zeitbuchs von Rheinhardtsbronn, welches sich laut Th. II. S. 234 zu Hannover befindet. Was die Chronologie oder das Todesjahr des Landgrafen Konrad, deutschen Hochmeisters, anbetrifft (S. 340 am Ende), so verweisen wir den Verf. auf die von Uyrmann in Retters hessischen Nachrichten mitgetheilten Urkunden (s. die Bulle Innocentius IV. №. IX. Samml. II. S. 54 und vergl. S. 21). Auch bemerken wir, daß nach Gudenus Cod. dipl. II. №. 135 und nach den in den Händen der Grafen von Solms befindlichen Kleinodien der Gertrude, Tochter der heil. Elisabeth, und Meisterin zu Altenburg kein Zweifel über die Localität dieses bey Wehlar gelegenen Klosters ist (Th. II. S. 323). Möchte übrigens der Verf., dem wir nicht im Stande sind, in seinen andern Forschungen bes. über die altmeißnische (zweckmäßig eingeschaltete) Geschichte zu folgen, recht bald die Fortsetzung seines verdienstvollen Werkes liefern.

R.

B r a u n s c h w e i g.

Praelectionum chirurgicarum et physicarum Selectus, quas in Societate physico-medica Brunsvicensi habuit anno MDCCCXXI. G. C. H. Sander, M. D. Regis Polon. a Consiliis etc. Accedunt tab. lith. III. 1827. 66 S. in 4.

1. De herniis non incarceratis, adhibenda aciurgia cum adnexa morbi chirurgiaeque historia. Daß vorgedrungene beschwerliche Netz ward in einem Manne glücklich abgebunden. 2. Herniae cruralis observatio ubi peritoneae lamina rupta erat interna intestinoque adcreta, externa vero omnem saccum efficiebat herniosum. Accedit tabula picta. Daß das innere Blatt des Bauchfells allein zerreißen und ohne das äußere mit den Därmen verwachsen könne, habe, seines Wissens, noch kein Wundarzt beobachtet, so wie der Verfasser in einer durch das Messer glücklich geheilten vierzigjährigen Magd. 3. De nova lacerti ex articulo superiori excidendi brachiique tollendi methodo quam felici successu exercuit, mit einer Abbildung und dem alphabetischen Verzeichniß der Schriftsteller über die Ablösung des Arms aus dem Schultergelenke. Herr Sander bildet nur einen Fleischlappen, den er aufwärts schlägt. Das erstemal verrichtete er diese Operation auf dem Schlachtfelde bey Mosaisk, nachgehends noch zehnmal glücklich. 4. Gastro-hysterotomiae historia. Erzählung des vom Verfasser im Jahr 1809 zu Nordhausen verrichteten Kaiserschnitts mit gelegentlichlichen Betrachtungen. Die durch Knochenweichung krüppelhafte Mutter starb den vierten Tag nach der Operation, welche das Kind lebendig zur Welt schaffte. 5. Ein neues Rhyzometer und Diaphanometer erfunden, beschrieben und 1822 der Societät zu Braunschweig mitgetheilt. Ohne Zeichnung nicht verständlich zu machen.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

65. Stück.

Den 21. April 1828.

Stuttgart und Tübingen.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1827:
Evangelii secundum Matthaeum versio Fran-
cica saeculi IX, nec non Gothica saec. IV.
quoad superest. Das Evangelium des h. Mat-
thaeus ins Hochdeutsche des neunten Jahr-
hunderts aus dem St. Galler Codex der Ta-
tianischen Evangelienharmonie, mit Ver-
gleichung der Schilterschen Ausgabe des
Oxforder Manuscripts zusammengestellt und
nebst den entsprechenden Resten der Gothi-
schen Uebersetzung zum Gebrauche bey Vor-
lesungen herausgegeben von J. Andreas
Schmeller. VI und 106 Seiten.

Bey Beurtheilung und Anerkennung der vor-
liegenden verdienstlichen, mit gehöriger Sach-
kenntniß unternommenen Arbeit empfinden wir
das Bedürfniß einer critischen, nach beiden Hand-
schriften zu veranstaltenden Ausgabe der altdeut-
schen Uebersetzung Tatians desto lebhafter. Zahn
hatte sich lange Jahre bis an sein Ende diesem

Werke hingegeben und es schon in mehrern Meß-catalogen als fertig angekündigt, seine Papiere sind nicht verloren, sondern durch Ankauf in eine öffentliche Bibliothek gekommen; sie enthalten gründliche, mühsame, etwas schwerfällige Forschungen über Tatian und die alte Verdeutschung der Evangelienharmonie, daneben eine treffliche Abschrift des Sanct Galler Manuscripts. Der ganze Apparat hätte vor zehn Jahren unbedenklich den Druck und die Unterstützung des Publicums verdient. Heutzutage würde die Bekanntmachung einer Auswahl der von Zahn gesammelten literarischen Nachrichten immer noch schätzbar seyn, seine grammatischen Bemerkungen dürften theils als überflüssig, theils als unzureichend befunden werden, die schöne Copie des Sanct Galler Textes könnte man gradezu in die Presse geben. Der Grund, warum letzteres nicht geschieht, ist, weil Sanct Galler Gelehrte die Herausgabe dieses wichtigen Sprachdenkmahls und anderer verheissen haben, und man ihnen die Ehre billig gönnt. Allein sie mögen nicht zu lange säumen. Vielleicht hat auch Herrn Schmelzer diese Rücksicht abgehalten, vorläufig wenigstens durch Mittheilung der ausgefüllten Lücke der Orforder Handschrift die dringendste Nothdurft zu beseitigen.

Der Gedanke, den Matthäus aus der Harmonie zu sondern und so viel es thunlich ist zusammenzustellen, war unverwerflich und einladend, schon weil es zur Benutzung der alten Uebersetzung große Bequemlichkeit gewährt, sie nach Ordnung des Evangeliums sogleich aufschlagen zu können. Man möchte nun freylich auch Marcus, Lucas und Johannes auf gleiche Weise geordnet haben. Ganz würde sich die Herstellung nicht bewirken lassen, weil Tatian nicht alle Stellen der Evangelisten in seine Har-

monie aufnimmt, am wenigsten bey Johannes, am vollständigsten bey Matthäus. Herr Schmelzer, der einen ganzen Matthäus mittheilen wollte, hat daher das Mangelnde, seyen es Verse oder einzelne Worte, selbst verfaßt und cursiv gedruckt einrücken lassen. Rec. würde sich unbedingt gegen die Ausfüllung und für die Beybehaltung aller Lücken entschieden haben. Die Restitution ist zwar sorgsam und geschickt vorgenommen worden, meistens lagen die Ausdrücke schon aus andern Stellen der Version, und aus den Wendungen der drey übrigen Evangelisten zur Hand. Sicherheit kann sie aber doch nicht leisten, und selbst wenn der Uebersetzer so hätte übersetzen müssen, ist es doch ausgemacht, daß er nicht so übersetzt hat; mancher Mißbrauch läßt sich denken. Nicht alle Wörter sind cursiv gedruckt, die es hätten seyn sollen, z. B. 28, 59 gehört Tho Pilatus zur Wiederherstellung, auch 28, 60. hiwant then; 28, 61 then in sinemo niwen grabe. Denn alles dies steht nicht im alten Text. Daß die Restitution in der Orthographie schwanken oder sich für irgend eine Schreibung entscheiden mußte, da nicht bloß die Orfordter und St. Galler Handschrift, sondern auch in letzterer wenigstens zwey oder mehr Schreiber bedeutend von einander abweichen, versteht sich; Hr. Schmeller setzt z. B. 16, 1 arougti; 17, 17 diufal; 14, 19 mitthiu; der St. Galler Text hat 1, 20 araugta; 2, 7 araugita; 17, 3 arougta; 4, 11 diuval; 15, 22 tiuval; und bald mitthiu, bald mittiu, bald mitdiu. Rec. weiß nicht, ob die Schriftzüge in dem Codex zu St. Gallen mehrere Schreiber verrathen, oder, wenn sie einförmig sind, die Verschiedenheit der Orthographie auf Beschaffenheit eines zu Grund liegenden älteren Textes führt. Aber ungefähr zwischen Cap. 82 und 84.

(Matth. Cap. 15.) fängt eine andere Hand an zu walten, vorher wird thie thar, ther the, thir geschrieben, nachher thie dar, thie de, selbst dedar (15, 4), dir und thir neben einander, 24, 17 ther der, 24, 18 thie de. Der zweyte Schreiber scheint etwas strenger hochdeutsch, er ändert wenigstens beym Inlaut oder bey Anlesungen, nach einem richtigen Gefühl seines Dialects die th in d und bringt auch einzelne d in den Anlaut; er schreibt einigemal lange Vocale durch Geminatio (gitaan, eere); er zieht arougen dem araugen des ersten Schreibers vor u. s. w. Dieser mag doch der Schreibung und Aussprache des unbekanntten Urhebers der Version näher stehen, wie er auch mehr zu der Orforder Handschrift stimmt, der man im Ganzen mehr Einförmigkeit und Richtigkeit und wohl höheres Alter einräumen muß. Dafür ist die Sanct Galler vollständig, ohne Lücken, ihre Vergleichung lehrreich und unerläßlich.

Dieses bewähren schon die bedeutenden Auszüge, wohl ein Drittel des Ganzen, die wir durch das vorliegende Buch aus ihr kennen lernen. Hier einige Beispiele wichtig abweichender, wenn schon nicht entscheidender Lesarten. Matth. 8, 30. 31 wird gelesen cutti suino, wo die Orf. Hs. wenigstens nach Palthen eutti gibt. eutti deutete man bisher aus ewiti und auch in der St. Gall. Hs. ist Matth. 26, 31 (161, 2) ewites und Luc. 2, 8 (6, 1) ubar iro ewit zu finden, also nicht ewiti, was von eutti ablenkt. thaz cutti scheint ein von Stalder 2, 147 als Masc. angeführtes kütt, wofür man anderwärts das Femin. kette, kitte hört, doch mehr von haufenweise fliegenden Vögeln, als von Schweinen. Zur Unterscheidung zwischen cutti und ewit würde in der That der griech. Text passen, welcher jenes durch ἀγέλη,

dieses durch *πολιμνη* gibt, wenn es irgend glaublich wäre, daß der deutsche Uebersetzer hierauf Rücksicht genommen haben könnte; sein lateinischer Text der angeblich Latianischen Harmonie lieferte ihm in allen Stellen *grex*, gleich der Vulgata, und eher ließe sich umgekehrt nach dem lat. *grex* ein gleichförmiges *ewit* oder *ewiti* erwarten. Auch erscheint sonst weder ein *ahd. chutti*, noch ein *mhd. kütte*. — *Arviurte* (*εὐνοῦχοι*) Matth. 19, 12 hatte Rec. nach einer andern Abschrift *arwirte* gelesen und es können in der Handschrift fünf gleiche Striche stehen, die im Zweifel sowohl *uui* als *uiu* zu lesen sind; ein *fiu* würde alles entscheiden. *arwirte* und *arwiran* unterstützt das in andern Glossen vorkommende *urwir* und der Sinn (Gramm. 2, 830. 831); für *arviurte* und *arviuran* redet hingegen das *ags. áfyran*. leitete man dieses von *fyr*, jenes von *fiur* (*ignis*), so wäre die Bedeutung ausbrennen, *καυτηριάζειν*, wenn anders auf solche Art Entmannungen bewerkstelligt worden seyn sollten. Uebrigens schreibt der St. Galler Text sonst *fiur* oder, wenn recht gelesen wurde, *fuir*, nicht *viur*, *vuir* vgl. hier 3, 11 *fiure*; 5, 29 *hella fiur*; 14, 50 *fiures*, 18, 9 *helli fiur*. Wir hätten in beiden Stellen, über *cutti* und *arviuran*, gern des Herausgebers eigne Ansicht in kurzen Anmerkungen vernommen, wie er sie hin und wieder, ein wenig sparsam, zur Mittheilung von Parallelstellen aus *Kero*, *Notker* u. a. verwendet. Vortrefflich wird in der Anmerk. S. 18 das *Keronische erloso tatun* aus *impie egerunt* für *impegerunt* erklärt und damit allem fernern *Herumrathen* (Gramm. 1, 1041.) ein Ende gemacht. Zwischen *pasto* *) und *parto* 22, 4

*) Der Herausgeber läßt hier *st*, sonst überall *st* drucken. Wir protestieren bei diesem Anlaß einmal

(mine ferri inti palton, οἱ ταῦροι μου καὶ τὰ σιτιογά) durfte kein Zweifel hängen bleiben, denn nur palto ist richtig, welcher deutsche, aus dem Latein entlehnte Ausdruck, im neunten Jahrhundert, da wo der Uebersetzer lebte, gangbar gewesen seyn muß, sein Text hatte altilia und führte ihn nicht darauf. Auch im Altnordischen findet sich dieses past, pastr und ein neuge-worfnes Thier heißt pastrlitill, weil es nur noch wenig Speise bedarf. Ließe sich in einer fortlebenden Mundart Paste für Mastvieh irgend nachweisen, so wäre das ein guter Wink, die Landschaft des alten Verfassers auszumitteln. Seltsam gebraucht er ein Femininum talenta 25, 15 — 28 statt des lat. Neutr., nicht etwa durch Mißverständniß des lat. Plur. talenta, da die Stelle auch den Sing. talentum bot und folgerecht lautet der Gen. Plur. 18, 24 talentono. Auffallender für die deutsche Grammatik ist sein salta (tradidit) für selita, neben selit

offen, wenn auch noch unwirksam, wider das seit den letzten zwanzig, dreyßig Jahren im lateinischen Druck eingeschlichene s, welches nur dem Auslaut gehört, bey Anlauten und Inlauten. Unsere gel. Anz. haben sich ihm erst in den Jahrgängen 1812. 1813. hin und wieder zu bequemen angefangen, doch kommen bis 1819 noch genug rechtmäßige f vor; unbefangenen Auge macht pastor, sessio den widrigen Eindruck, welchen ein griech. Νέστωρ *sássa*, γλώσσα, für Νέστωρ, *σάσσω*, γλώσσα oder in deutscher Schrift Schwester, Sessel, geseßsen f. Schwester, Sessel, geseßen machen würde; aus- sehen, aussehen f. ausfehen, ausfehen liest sich wie *δυσσεβής* f. *δυσσεβής*. Die Minuskel s ist das verkleinerte capitale S, und keine wahre Cursiv, auch schreibt sich f und s im Zusammenfluß leichter und schneller, als s, s. Wir sollten aber die schädliche Neuerung den Italiänern und Franzosen, die sie aufgebracht haben, oder der Kaufmannsschrift überlassen oder Wolfeschen Sprachlehrern.

(tradit) gifelit (traditus), fogar selent (tradunt) selen (trudere). Warum hat der Herausgeber 6, 31 sorg folle, 6, 34 bisorget vorgezogen? während er 22, 16 ganz richtig suorga und 28, 14 unsuorge läßt. Die Assimilationen mihhala 13, 5 für mihhila, wizogo 21, 11 für wizago gehören nur dem St. Galler Abschreiber, auch das sonderbare zunzan 27, 45. 51 f. unzan; noch weniger das schwankende sama sa, samo sa, sama so 28, 3. 4 einem echten Text.

Ueber den gothischen Matthäus, da hier nichts neues abgedruckt worden ist, haben wir auch nichts zu sagen. „Nach einer Mittheilung Castiglioni's, heißt es in der Vorrede, ist die kleine Zahl der bisher bekannten gothischen Sprachdenkmäler neuerdings durch einen Fund vergrößert worden, welchen Hr. A. Mai in der Vaticanischen Bibliothek zu Rom gemacht hat, er besteht in Fragmenten von Homilien, die wie es scheint, mit denen der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand aus einer Handschrift herühren.“ Fund über Fund; diesen letzten hat Graff während seines Aufenthalts in Rom sicher nicht zu Gesicht bekommen, vergl. Vorrede zum zweyten Band der Diutiska S. VI. Bekannt sind die in Italien aufbewahrten goth. Handschriften im Sinne der Münchner Evangelienharmonie; von Castiglioni und Schmeller, deren Beruf dazu Rec. mit Freuden anerkennt, erwartet Deutschland beider baldige Bekanntmachung.

Jac. Grimm.

N ü r n b e r g.

In Commission bey Kiegel und Wisner:
Grundriß zu analytischen Untersuchungen der

dreyeckigen Pyramide von Dr. Carl Wilhelm Feuerbach, Prof. der Mathematik. 48 Seiten in 4. 1827.

Die Betrachtungen der Relationen der bey einer dreyeckigen Pyramide vorkommenden Bestimmungsstücke, von welchen der Verfasser in dieser kleinen Abhandlung einen Auszug aus seinem noch im Manuscript befindlichen größeren Werke gibt, gehören zu den Fundamentaluntersuchungen der Stereometrie, da ein jeder Körper sich in solche Pyramiden zerlegen läßt. Es kann daher dem Geometer jeder Beytrag der Behandlung dieses Gegenstandes nicht anders als angenehm seyn, sobald dadurch entweder neue Sätze entdeckt, oder den schon bekannten Formeln mehr Brauchbarkeit zur numerischen Rechnung gegeben wird. Die Entwicklungsarten, welche der Verfasser der vorliegenden Abhandlung, bey seinen Betrachtungen anwendet, besteht in dem Gebrauch von gewissen Verhältnissen, die er coordinierte Coefficienten nennt. Nimmt man nämlich fünf Punkte im Raume A, B, C, D, E an, so lassen sich aus diesen Punkten fünf Pyramiden dadurch bilden, daß man jedesmal vier derselben durch Linien verbindet, und dabey die Regel befolgt, immer einen der Punkte in der natürlichen Reihenfolge derselben wegzulassen, so daß dieselben BCDE, ACDE, ABDE, ABCE, ABCD werden. Bezeichnet man nun ihre Inhalte durch α , β , γ , δ , ε , so weiß man, daß $\varepsilon = \alpha + \beta + \gamma + \delta$ seyn wird. Setzt man dann $\alpha = a\varepsilon$, $\beta = b\varepsilon$, $\gamma = c\varepsilon$, $\delta = d\varepsilon$, so wird zugleich $a + b + c + d = 1$, und diese Größen a, b, c, d, nennt der Verfasser die coordinierten Coefficienten des Punktes E, aus denen sich in Verbindung mit den rechtwinkligen Coordinaten der Punkte A, B, C, D, E, die Coordinaten des Punktes E leicht bestimmen lassen.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

66. 67. Stück.
Den 24. April 1828.

P a r i s.

Chez l'auteur, et chez Treuttel et Wurtz,
Dissertation sur le Periple de Scylax et sur
l'époque presumée de sa rédaction. Par J.
F. Gail fils 1825. S. II u. 100 in 8.

Geographi Graeci minores. Hud-
sonianae editionis adnotationes integras cum
Dodwelli dissertationibus edidit, suasque
et variorum adjecit; textum denuo recen-
suit, et varias lectiones subjecit; versionem
latinam recognovit; copiosissimis denique
indicibus, ac tabulis in aere incisis instru-
xit Jo. Fr. Gail. Volumen primum, conti-
nens Hannonis et Scylacis Periplos. 1826.
S. XVII u. 624 in 8 mit 3 Karten, wovon
eine zum Hanno, zwey zum Skylax gehören.

Während bey uns die durch eine Reihe be-
klagenswerther Todesfälle aufgeschobene Heraus-
gabe der Geographi minores endlich auf eine
erwünschte Weise ihrer Ausführung naht: hat
ein junger thätiger Gelehrter Frankreichs, der
Sohn des verdienten Gail, sich proprio Marte
zu demselben Unternehmen gerüstet, und eilt
durch rasche Ausführung unsern Landsleuten vor-
aus. Es wäre kein thörichter Nationalstolz, wenn
wir, auch ohne genauere Kenntniß der Indivis

duen, die Meinung äußerten, daß die Ausgabe, die wir aus Reimers Officin erwarten, in allem eigentlich Philologischen ihre Mitbewerberin hinter sich zurücklassen wird; es hieße den Stand der philologischen Studien in Frankreich verkennen, wenn man dem Vf. aus seiner Ungeübtheit im Lateinschreiben und manchen Fehlern, die er aus Mangel an genauerer Kenntniß des Griechischen begangen hat, (wie aus der seltsamen Uebersetzung von $\tau\epsilon$ durch *nempe*) ein persönliches Verbrechen machen wollte. Aber Frankreich ist seit geraumer Zeit das Land, in welchem die alte Geographie ganz besonders fleißig bearbeitet worden ist; eine lange Reihe ehrenwerther Arbeiten in diesem Fache liegt vor; und wenn ein phantastisches System in neuerer Zeit Alles zu verwirren drohte, so sind auf der andern Seite auch bis zuletzt Werke eines eindringenden Scharfsinns und einer besonnenen Urtheilskraft genug erschienen. Hierin hat also der Vf. eine große Erwartung zu befriedigen, und wir wenden uns mit günstigem Vorurtheil zu seiner Dissertation über Skylax, welche zuerst der Akademie, als eine Probe der Ausgabe der Geogr. min., in lateinischer Sprache vorgelegt wurde, und dann umgearbeitet, und in französischer Sprache herausgegeben worden ist, um zugleich das größere Werk, dessen Vollendung im Druck sich verzog, anzukündigen. Der Hauptzweck derselben ist, dem Skylax ein höheres Alter zu vindiciren, als ihm die neuen Untersuchungen größtentheils gegönnt haben. Wir wollen von den Beweisen, deren sich Herr Sail bedient, unsern Lesern etwas mittheilen, obgleich freylich die sonderbare Anlage mancher die Mittheilung bedeutend erschwert. Gleich im Anfange müssen wir aber bekennen, daß wir eigentlich positive und zugleich auf ein bestimmtes Datum gehende Beweise gar nicht gefunden haben: zum Theil

sollten die Argumente derer, welche den Skylax später setzen, erschüttert; zum Theil bloß im Allgemeinen das höhere Alter des Schriftstellers dadurch erwiesen werden, daß seine Nachrichten bedeutend von denen der andern Schriftsteller abweichen: aber nirgends wird gezeigt, daß diese Abweichungen nothwendig in einem höhern Alter ihren Grund haben. Daß Skylax Epirus nicht als eine Landschaft betrachtet, daß die Thesproter und Chaoner bey ihm in Flecken und nicht in Städten wohnen, daß die Chalyber anders als bey Xenophon angefaßt werden, sind sämtlich Umstände, die auf kein festes und bestimmtes Resultat führen können. Was aber über die Erwähnung Messenes gesagt wird, ist sehr sonderbar; Messene bey Skylax sey nicht die von Epaminondas angelegte Stadt, sondern eine am westlichen Meere gelegene — die Niemand erwähnt, denn das Homerische Messe lag entweder im eigentlichen Lakonika oder doch in der Nähe, und die Dorische Provinz Mesola war das Mittel-land am Pamisos. Uebrigens ist die ganze Stelle bey Skylax höchst verdorben und schwerlich leichter zu verbessern als so: *Μετὰ δὲ Ἀρκαδίαν ἔστιν ἔθνος Μεσσήνη, καὶ πόλεις ἐν αὐτῇ αἶδε· πρώτη Μεσσήνης πόλις καὶ λιμὴν Κυπάρισσος, ἀπέχουσα* (in Bezug auf die Stadt) *ἀπὸ θαλάττης στάδια ζ'.* Wie es aber auch mit der Stadt Messene stehe, so führt schon die Erwähnung eines freyen Messenischen Gebiets, welches in den Zeiten des alten Skylax unmöglich existieren konnte, auf ein späteres Zeitalter; und daß zu diesem Gebiet nur sieben bis acht Meilen Küste gehören, und alle ehemaligen Periökenstädte von Mothone an noch zu Sparta gerechnet werden, beweist, daß der sogenannte Messenische Helotenstaat des Epaminondas noch ganz jung war. Andere Erwähnungen späterer Orte und Namen sucht der

Verf. durch die Annahme von Interpolationen zu entfernen, wie bey den Athenischen Hafenzauern, Amphipolis, Thurioi u. s. w.; aber damit ist wenig geholfen, da z. E. das ganze Makedonien bey Skylax nicht das Reich des alten Amyntas, sondern das des sich auszudehnen beginnenden Philippos ist, welches schon die Halbinsel Thalkidike an sich gerissen hatte; dies kann aber von bloßer Interpolation nicht hergeleitet werden. Dem Ref. ist daher, auch nach Allem was unser Verf. sagt, noch immer diese Meinung die wahrscheinlichste. Er will gern zugeben, daß der alte Karyandener Skylax wirklich den ersten Grund zu dem Periplus gelegt, den wir vor uns haben, und daß man diesem deswegen den berühmten Namen gelassen hat. Aber solche Notizen = Sammlungen ohne kunstmäßigen Verband waren immer etwas höchst Wandelbares, ja sie mußten, um überhaupt fort dauern zu können, der Zeit, die sie brauchen wollte, stets von neuem angepaßt werden. So glaubt Ref. auch nachweisen zu können, daß die unter dem Namen des Hekataös im Alterthum verbreiteten Länderbeschreibungen ebenfalls in späterer Zeit umgearbeitet wurden. An dem Periplus des Skylax hat nun ganz unverkennbar ein Grieche, der im Anfange der Regierung des Philippos lebte, die Hauptsache gethan, und aus allerley Materialien ein für seine Zeit brauchbares Werk zu machen gesucht. Nur auf diese Zeit paßt, was von Makedoniens und Messeniens Ausdehnung gesagt wird, auf diese, daß das Epiknemidische Lokris ganz und gar Phokisch ist, wie es zu Aeschines Zeit einmal wirklich war, und besonders, daß in der Gegend von Lepreon Arkadien ans Meer reicht, was gewiß nicht, wie Hr. Gail will, dadurch erklärt wird, daß unter den Triphyliern der Sage nach Arkader seyn sollten, sondern nur dadurch, daß die Triphylier, *Bl. 104.* und wei-

ter hinab, sich politisch zu Arkadien rechneten. Wenn diese Daten, wie neuerlich dargethan worden ist, auf Olymp. 104 — 106 führen: so scheinen dagegen die Angaben aus der Westwelt etwa vierzig Jahre früher, gegen 350 Rom's, gesammelt worden zu seyn. Daß die Tusken sich am tyrrhenischen Meer bis an die Alpen ausdehnen (denn darin hat der Verf. gewiß Recht, daß er *'Αρτίου* lieber in *'Αλπίου* als in *'Απρου* verwandelt) und auch noch eine Strecke am Adriatischen Busen bewohnen, die Gallier dagegen nur als Rest einer größern Wanderung erscheinen, daß die Tusker südwärts bis an die Tiber reichen, und einiges Andere der Art scheint dem Ref. für die Zeit vor 360 zu sprechen, während auf der andern Seite die Ausdehnung, in welcher die Lucaner erscheinen, und die Erwähnung von Ankon ziemlich bis auf diese Zeit herabzugehen nöthigt. Der Unterz. schließt sich daher der Ansicht an, welche Petronne in einer Abhandlung über den Periplus des Skylax (Journal des Savans, Febr. Apr. et Mai 1825.), die eine Critik der Gail'schen Dissertation bildet, auseinandergesetzt hat, nach welcher das Werk eine Composition von Materialien ist, die von verschiedenen Verfassern und aus verschiedener Zeit herrührten, aber grade damals (in Philippus Zeit) die neuesten waren, die man habhaft werden konnte. — Auch die Abhandlung des Herausgeb. über den Periplus des Hanno setzt die Schrift vielleicht in zu frühe Zeiten hinauf, indem sie den Hanno, an welchen Anacharsis der Skythe geschrieben haben soll, (Tuscul. Quaest. V, 32), zum Verfasser des Periplus macht, da gewiß die florentissimae res Punicae eben so gut nach Gelon und Hieron als vorher gesetzt werden können: auch ist das nicht ausgemacht, daß die kleine Schrift schon in Aristoteles Zeit den Griechen bekannt gewesen sey, da

die Mirabiles Auscultat. gewiß um einige Zeit jünger als Aristoteles sind. In der Vergleichung der Angaben des Hanno mit der neuern Geographie schließt sich der Verf. Gosselin an, dessen ziemlich gewaltsam durchgeführtes Bestreben, die Fahrt möglichst zu verkürzen und Cap Bojador zur äußersten Gränze derselben zu machen, unter uns bis jetzt keinen Anhang gefunden hat.

K. D. M.

L o n d o n.

Travels and adventures in southern Africa by George Thompson, esq. comprising a view of the present state of the Cape Colony with observations on the progress and prospects of British emigrants 2d. edition. 1827. Henry Colburn. (8 vol. I. p. p. 450. vol. II. p. p. 430).

Hr. Thompson reist weder als Naturforscher noch als Gelehrter in irgend einem andern Fache, aber als aufmerksamer, vorurtheilsfreier und wohlwollender Beobachter bestätigt oder berichtigt er die Angaben seiner Vorgänger über schon bekanntere Gegenden des südlichen Afrika, und gibt neue und sehr interessante Nachrichten über wenig oder gar nicht bekannte. Der Hauptzweck seiner Reise ist in gewisser Hinsicht mercantilscher Art, indem er sich durch eigne Anschauung über die Produkte der entferntern Gegenden der Colonie, über die Möglichkeit des Transportes, die Wahrscheinlichkeit des Absatzes und besonders über die Aussichten und Mittel des Gelingens neuer Niederlassungen, die Ursachen des Mislingens einiger früherer u. s. w. zu unterrichten wünscht. Ein achtjähriger Aufenthalt am Cap setzt ihn in den Stand, alle diese Gegenstände mit Sachkenntniß zu beurtheilen und die Früchte seiner Erfahrungen, welche den größten Theil des zweyten Bandes seiner Reise einnehmen,

müssen theils als Beiträge zur Statistik jener Colonie, noch mehr aber in praktischer Hinsicht für Auswanderer aller Art, welche sich in derselben niederzulassen wünschen, von großer Wichtigkeit seyn. Hieraus geht aber auch schon hervor, daß dieser Theil des vorliegenden Werkes mehr Interesse für England als für Deutschland haben muß; doch dürfte es bey dem Mislingen der meisten teutschen Auswanderungsversuche nach Amerika nicht überflüssig seyn, auf diese sehr genauen Nachrichten für Auswanderer nach Afrika aufmerksam zu machen. Wir kommen nun auf den eigentlichen Reisebericht des Hrn. Thompson. Wer sich der gewaltigen Vorbereitungen und des wahrhaft nomadischen Reiseapparats erinnert den le Baillant mit so vielem Wohlgefallen als unumgänglich nothwendig zu einer Reise ins Innere von Afrika (das heißt nicht einmal bis an die jetzigen Gränzen der Colonie) beschreibt; wird sich nicht wenig über die compendiöse Ausrüstung unseres Reisenden wundern. Zu Pferde, in Begleitung eines Hottentotten, in den Pistolenhalftern zwey Bouteillen Rhum, auf der Schulter eine Doppelflinte, in einem kleinen Mantelsack ein Paar Hemden und Kasirzeug, in den Rocktaschen eine Karte von Südafrika, ein Taschenbuch, Compas, Thermometer, Brennglas, ein Fläschchen köllnisch Wasser, einige Bändchen von Taschenausgaben u. s. w. — so zieht Hr. Thompson im Frühjahr 1823 auf Abenteuer aus und bringt in der That weiter ins Innere vor als irgend einer seiner Vorgänger, die Missionaire ausgenommen, nämlich bis zum 27. Grad. — Der interessanteste Theil dieser Reisebeschreibung beginnt mit des Reisenden Uebergang über den Gariep oder Drangestrom, und begreift seinen Aufenthalt unter den Griquas und den Bechuanas. Die Griquas sind ein aus der Vermischung der Hottentotten mit den weißen Colonisten ent-

standener Stamm: sie haben unter der Anleitung von Missionairen nicht unbedeutende Fortschritte in der Civilisation gemacht, insofern sie noch vor funfzig Jahren eine Horde nackter Wilder waren, von Raub und Jagd mehr als von Viehzucht lebend, während sie nun die nomadische Lebensart aufgegeben und sich in einigen Dörfern, wenige Meilen nördlich vom Gariep niedergelassen haben. Doch bleibt Viehzucht ihr Haupterwerbszweig, und in der That unterscheiden sie sich von ihren nördlichen Nachbarn den Bechuanas fast nur dadurch, daß sie sich, wenigstens äußerlich zum Christenthum bekennen, daß sie sich Kleiden und daß sie Feuergewehr und Pferde besitzen, was ihnen ein bedeutendes Uebergewicht über ihre Nachbarn sichert. Ihre Anzahl beträgt gegen 3000 Seelen. Die Matlhapees ein Stamm der Bechuanas sind Caffern und erst seit kurzer Zeit durch die Bemühungen der Missionaire bezwungen worden bleibende Wohnsitze zu wählen. Dieß scheint aber auch bis jetzt der einzige Fortschritt zu seyn, den sie in der Civilisation gemacht haben. Wenn man die Gefahren, Entbehrungen und Schwierigkeiten aller Art bedenkt welche mit einem längern Aufenthalt unter diesen Wilden, und mit den Bemühungen sie ihrem Zustande von Barbarey zu entreißen, verbunden seyn müssen, so wird man sich nicht wundern, daß so wenig geschehen ist, sondern erstaunen, wie der frommen Beharrlichkeit und Aufopferung der Missionaire, dieser erste und wichtigste Schritt in der Civilisation gelungen ist, nachdem sie Jahre lang das nomadische Leben dieser Wilden getheilt haben. Leider! bedarf auch die beste Sache oft eines Anwaltes, deshalb verdient Hr. Thompson's günstiges Urtheil über die Wirksamkeit der Missionaire in Südafrika und seine Widerlegung der dagegen erhobenen Zweifel und Anschuldigungen beachtet zu werden. —

Auch hier zeigt es sich, daß diese Wirksamkeit in ihren wahrscheinlichen Folgen zu den wichtigsten Erscheinungen der Zeit gehört. — Folgen: des ist unfres Reisenden Beschreibung von Kuruman der Hauptniederlassung der Matlchapee-Bechuanas: „Obgleich ohne Regelmäßigkeit gebaut, hat Kuruman ein freundliches und lebensdiges Ansehen. Alles ist so reinlich und wohlgehalten, daß schon der erste Anblick für die Bewohner einnimmt. Die Häuser sind rund und von einer eigenthümlichen, den Bedürfnissen der Bewohner und dem Klima sehr angemessenen Bauart. Das Dach wird von hölzernen Pfeilern getragen, die einen Kreis von etwa zwanzig bis dreißig Fuß im Durchmesser bilden. Etwa sechs Fuß von diesen Pfeilern entfernt, nach Innen, ist eine Wand von Lehm aufgeführt, doch nicht bis zum Dache, sondern so, daß ringsum Zwischenraum bleibt durch den die frische Luft herein und der Rauch heraus kann. In der Mitte der Hütte ist ein kleiner Verschlag worin sie ihr bestes Besitztum aufbewahren. Der Raum, den die Pfeiler und das Dach vor der Lehmwand bilden ist der gewöhnliche Aufenthalt der Bewohner bey gutem Wetter. Jedes Haus ist in einer Entfernung von funfzehn bis zwanzig Fuß mit einer geflochteneu Umzäunung von acht Fuß Höhe eingeschlossen, und in diesem Hofe werden die Getraide und andere Vorräthe und größere Geräthschaften aufbewahrt. Die Wohnung des Königs unterscheidet sich von den übrigen nur durch ihre Größe; vor dieser und vor denjenigen der Hauptanführer hat man zur Auszeichnung einen hohen Baum stehen lassen. Die Straßen sind sehr rein gehalten. — Der Missionair Hr. Moffet hat ein Gebäude zum christlichen Gottesdienst eingerichtet, der jedoch bis jetzt wenig besucht wird.“ — Noch während des Reisenden Aufenthalt bey den Griquas bringt Hr. Moffet

Nachricht, daß eine zahllose fremde Völkerschaft von Norden herandränge und Alles vor sich her zerstöre und verwüste, die nördlichen Bechuana-Stämme schon aufgerieben habe und nun Kuru-man bedrohe. Dies sind die sogenannten Mantatees über deren Ursprung und Schicksale der Verfasser ausführliche Nachrichten gibt, die um so beachtenswerther sind, da diese Völkerschaften noch im vorigen Jahre die Colonie bedroht haben und wahrscheinlich über kurz oder lang entweder die ihr zunächst wohnenden Kaffernstämme aufreiben oder zwingen werden, sich mit ihnen zu vereinigen was für das künftige Schicksal der Colonie wichtige Folgen haben kann. Nördlich von den eigentlichen Kaffern, den Gränznachbarn der Colonie, wohnt an der Südwestküste bis Delagoabay das mächtige Volk der Zoolas, von dessen gegenwärtigem Beherrscher Chaka der Verfasser sagt, daß ihm nichts als Feuergewehr fehlt um eben so gefährlich und unternehmend zu werden als der König von Aschanten. Seine Macht über sein Volk ist sehr viel unumschränkter als die der Kaffernfürsten; ein stehendes Heer von 15000 Kriegeren ist bereit alle seine Befehle blindlings zu vollziehen, im Nothfall aber können die Zoolas 100000 Bewaffnete stellen. Jedes Mislingen im Kriege wird mit dem Tode bestraft. Auf diese Art hat dieser merkwürdige durch Tapferkeit und Schlaueheit, aber auch durch Grausamkeit und Treulosigkeit ausgezeichnete Fürst seine Herrschaft von der äußersten Gränze der Kaffern bis nach Delagoabay und nach dem Innern zu bis an die Quellen des Drangeflusses ausgebreitet. Die Ueberreste der von ihm überwundenen und ihrer Heerden beraubten Stämme warfen sich in der Verzweiflung des Hungers auf ihre Nachbarn nach Südwesten und erhielten den Namen Mantatees oder Ficanis, welches beydes in der Spra-

che der Bechuanas und der südlichen Kaffern so viel als Räuber oder Eroberer bedeutet (marauders, invaders). Es befanden sich unter ihnen auch mehrere Krieger von gelber Farbe, mit langen Bärten; diese hält Hr. Thompson für die Nachkommen der Mannschaft des im Jahr 1782 an der südwestlichen Küste gescheiterten Ostindienfahrers Grosvenor.

Die Griquas versprachen den Bechuanas ihren Beystand gegen die Mantatees, und Hr. Thompson setzte seine Reise bis Kuruman fort. Die Beschreibung der Vorbereitungen zum Kampfe u. s. w. des Peetscho, oder der Versammlung der Krieger ist ein wichtiger Beytrag zur Kenntniß dieser Völkerschaften. „Schon früh am Morgen erschallte von allen Seiten der Kriegsgefang der Männer, und das Geschrey der Weiber und Kinder. Die Krieger versammelten sich hin und wieder in einzelnen Gruppen und besprachen sich im Voraus über den Gegenstand der Berathung. Gegen zehn Uhr bewegte sich die ganze Schaar unter kriegerischen Gesängen und Tänzen wobey sie große Geschicklichkeit zeigten, nach dem Versammlungsplatze. Die Krieger waren mit Wurfspießen Bogen und vergifteten Pfeilen (dennoch rechnet der Verf. die Bechuanas zu den Kaffern) Streitärten und Schildern von Stierhaut bewaffnet.

Mitten in der Stadt ist ein runder Platz von einem geflochtenen Zaun eingeschlossen etwa dreihundert Fuß im Durchmesser. Hier setzten sich die Krieger ringsumher im Kreise auf den Boden, vor sich ihre Schilde und neben ihnen die Wurffspieße aufrecht in die Erde gesteckt. Auf dem freyen Raum der in der Mitte übrig blieb führten die ausgezeichnetsten Krieger noch einige Tänze und Scheingefechte aus unter dem lauten Beyfall der Zuschauer. Nach einer halben Stunde erhob sich der König Mateebe und gebot Ruhe, worauf die Krieger mit einem tiefen Gestöhn

antworteten zum Zeichen ihrer Aufmerksamkeit. Nun schwang der König seine Aßagaie gegen Nordost und sprach einen Fluch über die Mantatees aus, indem er ihnen den Krieg erklärte. Dies ward von den Kriegern durch einen sonderbar pfeifenden Ton gebilligt. Hierauf schwang er seine Aßagaie gegen Südwest und sprach einen Fluch über die Schsenfresser oder Buschmänner aus, der auf eben dieselbe Art den Beyfall der Krieger erhielt. Nun setzte der König in wenig Worten die Ursache und Nothwendigkeit des Krieges aus einander, verwies auf die Hülfe der Griquas und ihrer Pferde und Feuergewehre, und auf die Freundschaft der Macooas oder Weißen und forderte Jeden auf seine Meinung zu sagen. Hierauf wiederholte er mit dem Speer dieselben Bewegungen mit denen er angefangen hatte, und erhob sich dann gen Himmel, worauf alle Krieger: Poola! riefen d. h. Regen oder Segen. Nach dem König redeten zehn Krieger nach einander die Versammlung an, von denen die meisten für den Krieg stimmten, ein alter Häuptling aber dem König und dem Volke sehr derbe Vorwürfe machte; dann erhob sich der König von neuem und faßte die verschiedenen vorgetragenen Meinungen zusammen, indem er sie beurtheilte ihnen beystimmte oder sie widerlegte, und schloß dann mit einer Ermahnung an die Krieger und an die Weiber und Greise die er aufforderte durch ihre Klagen und Geschrey die Krieger nicht zu hindern und muthlos zu machen. Nun sprangen die Krieger mit lautem Beyfall auf und begannen von neuem ihre Kriegstänze woran der Haufen von Weibern und andern Unbewaffneten zuweilen Theil nahm. Nach dem dies etwa zwey Stunden gedauert hatte, überreichte ein Bote des Königs jedem Anführer einen kleinen Zweig von dem Baum der vor seiner Wohnung steht, wodurch sie zu einer ge-

heimen Versammlung in den Bergen eingeladen wurden, um dort über solche Dinge zu berathschlagen, welche nicht zur Kenntniß der Weiber und Kinder und des gemeinen Volks kommen sollten; damit endete der Peetsho und die Krieger zerstreuten sich in ihre Wohnungen.“ —

Uebrigens zeigen sich diese Helden muthiger beym Peetsho als in der wirklichen Gefahr. Die Nachrichten von der Anzahl, der unwiderstehlichen Tapferkeit und furchtbaren Grausamkeit und besonders dem Anthropophagismus der Mantatees werden immer schrecklicher, die Griquas bleiben aus und bald ist nicht mehr von Widerstand die Rede, sondern Alles bereitet sich zur Flucht ins Gebirge. — Unser Reisender entschließt sich endlich selbst auf Kundschaft auszugehen um über die Zahl und Stellung der Feinde Sicherheit zu erhalten. Dies gelingt ihm auch indem er nach Nordost bis Lattakoo einer Stadt der Bechuanas von 6 — 8000 Einwohnern vordringt. Diese findet er schon von den Bewohnern verlassen, und indem er einige engl. Meilen weiter reitet, sieht er plötzlich die unabsehbare schwarze Masse der Mantatees vor sich, die sich langsam nach dem Fluß hinbewegt. — Nicht ohne Gefahr abgeschnitten zu werden eilt er nach Kuruman zurück und die Nachricht, daß die Feinde so nah sind, treibt die Bestürzung unter den Bechuanas aufs Höchste. Endlich aber gibt die Ankunft von etwa zweyhundert Griquas zu Pferde und mit Feuergewehr bewaffnet ihnen neuen Muth und in einem neuen Peetsho wird beschlossen den Mantatees entgegen zu gehen. Die Missionaire und einige der Griquas bereiteten sich durch Gottesdienst zum Kampfe vor, die übrigen und die Bechuanas durch unmäßiges Schmaußen doch ohne Trunkenheit und ohne Streit. Hr. Thompson wartet zwar den Ausgang des Kampfes nicht ab, sondern eilt nach der Colonie zurück um den

Behörden Nachricht von diesen Vorfällen zu geben; allein er theilt den sehr interessanten Bericht des Hrn. Melville mit, der die Mission unter den Griquas leitet. Nachdem die Missionaire vergeblich durch friedliche Verhandlungen das Blutvergießen zu verhindern gesucht kommt es zur Schlacht." Es war gegen acht Uhr Morgens als die Griquas gegen die vorderste Abtheilung heransprengten, aus ungefähr 15000 Menschen bestehend Weiber und Kinder mit gerechnet. Ein Theil von ihnen war eben damit beschäftigt ihre Ochsen zu beladen, und die Griquas waren kaum auf Schußweite herangekommen, als die Mantatees ihr furchtbares, wildes Kriegsgeschrey erhoben, und eine Bewegung machten um uns einzuschließen, während zugleich einige Hundert ihrer Krieger mit unglaublicher Wuth und Schnelligkeit hervorbrachen und ihre Affagaien und Keulen gegen uns schleuderten, so daß wir kaum Zeit hatten in vollem Gallop aus ihrem Bereich zu entkommen. Ihr Ansehen war wirklich furchtbar, die Krieger waren große, athletische Männer ganz schwarz und ohne andere Bekleidung als ein Tuch um die Hüften. Sie trugen Straußfedern auf dem Kopfe. Ihre Waffen waren Speere, Affagaien, Streitärte und Keulen. Sobald die Griquas außer ihrem Bereich waren, stiegen sie ab und gaben Feuer. Als hierdurch viele der kühnsten Krieger der Mantatees niedergestreckt wurden, zogen sich die übrigen nach dem größern Haufen zurück und deckten sich mit ihren Schilden u. s. w." Auf diese Art dauert denn das Gefecht mehre Stunden, indem die Krieger der Mantatees von Zeit zu Zeit durch einen plötzlichen wüthenden Angriff die Griquas zu umringen suchen, diese ihnen aber immer durch die Schnelligkeit ihrer Pferde entschlüpfen, dann absteigen und die tapfersten Krieger niederschiesßen. Die Bechuanas nehmen keinen Theil an der Schlacht indem sie zu feige sind sich den Mantatees auch nur auf Bogenschußweite zu nähern. Nachdem diese ihre besten Krieger verlohren haben und ihre Heerden in der Verwirrung sich zerstreut haben, ziehen sie sich zurück um sich mit der Hauptabtheilung in Lattakoo zu vereinigen (wo dann Hr. Melville ihre Anzahl auf 50000 Menschen schätzt) und nun beginnen sie ihren Rückzug, wobey sie noch etwa acht Meilen weit von den Griqua's verfolgt werden. Nachdem der Sieg entschieden zeigen sich die Bechuanas eben so grausam als sie währenden Kampfes sich feige bewiesen, indem sie die Verwundeten, die Weiber und Kinder welche halbtodt vor Hunger und Schrecken das Schlachtfeld bedecken ohne Erbarmen plündern und niedermeßelten. Nur durch Gewalt gelang es den Gri-

quas und den Missionairen einige dieser Unglücklichen zu retten. Die Beschreibung dieses Schlachtfeldes und dieser Auftritte ist furchtbar. Die Mantatees hatten über 500 ihrer besten Krieger verlohren, die Griquas hatten nur einen einzigen Verwundeten. Dieser Ausgang kann in der That dem Ruhm der Cortes und Pizarros großen Eintrag thun, da kaum zweyhundert Hottentotten hinreichten um ein so zahlreiches Heer in die Flucht zu schlagen; auch möchte man hieraus schließen, daß die Colonie, daß Europäer niemals viel von einem solchen Feinde zu fürchten haben dürften. Doch muß man nicht vergessen, daß hier das Neue des Feuergewehrs, und die Beschaffenheit des Bodens welche es den berittenen Griquas möglich machte sich immer außerhalb des Bereichs ihrer Feinde zu halten, hauptsächlich diesen Ausgang herbeiführte. Hr. Melville gesteht selbst, daß es dem besten europäischen Fußvolk kaum möglich gewesen seyn würde dem wüthenden Anlauf dieser von Hunger zur Verzweiflung getriebenen Wilden zu widerstehn. „Der kühne, unbändige Muth der Krieger bildete einen auffallenden Gegensatz mit der feigen Grausamkeit der Bechuanas. Manche, von den Kugeln der Griquas schwer verwundet, vertheidigten sich noch mit verzweifelmtem Muth gegen Haufen von Bechuanas. Ich selbst sah einen Krieger, der von vielen Pfeilen durchbohrt, dennoch vierzig seiner Feinde von sich abhielt. Ein anderer focht noch mit einem Knie auf dem Boden, riß sich einen Speer aus dem Leibe und schleuderte ihn gegen einen Haufen von Bechuanas die es nicht wagten ihn in der Nähe anzugreifen. — Keiner von ihnen dachte daran um Schonung zu flehen oder einen Laut der Klage hören zu lassen, sie schienen nichts als die wildeste Rachsucht zu empfinden und noch im Todeskrampf schleuderten sie ihre Waffen gegen Jeden der ihnen nahte, sogar gegen uns wenn wir ihre Weiber und Kinder aus den Händen der Bechuanas zu retten suchten.“ Der Raum erlaubt uns nicht weitere Auszüge aus diesem interessanten Berichte zu geben und wir kehren daher zu unserm Reisenden zurück der ohne weiteres Abentheuer die Capstadt erreichte, aber im July des folgenden Jahres 1824 eine neue Reise unternahm um die Beschaffenheit des Landes am untern oder westlichen Theil des Orangeflusses, jenseits der Gränzen der Colonie zu untersuchen. Er fand diesen ganzen Landstrich bey der langen Dürre ganz von Wasser von Vegetation und von lebenden Wesen entblößt, einige elende Buschmänner die sich mit Ameiseneyern oder Gummi kaum des Hungertodes erwehren, ausgenommen, und hatte selbst besonders auf dem Rückwege die größten Entbehrungen zu ertragen, indem er einige Tage ohne Was-

fer und fast ganz ohne Nahrung zubringen mußte, da er sich eben so wenig als bey der ersten Reise mit Lebensmitteln oder andern Reisebedarf versehen hatte. Seine Lage in der Nacht mitten in der Wüste, von einem gänzlich muthlosen Hottentotten begleitet, ohne Feuer, ohne Nahrung, ohne Wasser, von hungrigen Raubthieren umgeben, ist allerdings zuweilen nicht sehr angenehm, doch kann man nicht umhin das Partgefühl der Löwen zu bewundern, welche sich immer damit begnügen, ihm durch Brüllen ihre Anwesenheit kund zu geben. — Nachrichten über die Buschmänner, welche noch fortwährend von den Colonisten wie wilde Thiere gejagt werden, enthalten wenig Neues, mehr diejenigen über die Namaqua und Koorana-Hottentotten, dürftige Ueberreste, vormals und noch zu le Vaillants Zeiten zahlreicher Stämme, deren Heerden die fetten Weiden des südlichen Theils der Colonie bedeckten, die aber jetzt in diese Wüsten verdrängt, allmählig durch Hunger aufgerieben werden. Bey der Beschreibung des Glendes, des permanenten Hungers dieser Unglücklichen fällt es auf, weshalb sie sich nicht ausschließlich an den Ufern des Drangeflusses aufhalten, wo sie eine reiche Vegetation und Wild finden würden. — Bemerkenswerth ist ein Wasserfall den der Drangefluß bildet und der nach des Verf. Beschreibung dem Niagara wenig nachgeben muß. Der ganze Landstrich von den Gränzen der Colonie bis an den Drangefluß scheint unter den gegenwärtigen Umständen ganz untauglich für Niederlassungen zu seyn, wegen der Dürre die nur selten, oft in 5, 6 Jahren nicht, durch Regengüsse gemindert wird. Doch könnten durch Wässerungskanäle aus dem Drangefluß bedeutende Landstrecken zum Anbau geschikt gemacht werden, was auch weiter hinauf bey den Niederlassungen der Griquas und Bechuanas unter Anleitung der Missionaire schon geschehen ist. Die dritte Abtheilung dieses Werkes enthält ausführliche Nachrichten über den Zustand der Colonie, die Verwaltung, Ackerbau, Colonisation, inneren Verkehr, Küsten und Flußschiffarth u. u. s., welche den größten Theil des zweyten Bandes ausfüllen. Das Werk beschließen mehrere Anhänge, darunter eine ausführliche Nachricht über die Geschichte, Sitten u. s. w. der Kaffern, die indessen nach Vichtenstein nicht viel Neues enthält, außer was die letzten Unruhen unter Saika betrifft. — Ferner eine Sammlung von Anekdoten den afrikanischen Löwen betreffend, welche wenigstens so glaubwürdig sind als europäische Jagdhistorien, und auf jeden Fall weit interessanter. — Eine der vielen guten Eigenschaften unsres Reisenden ist die Billigkeit, womit er die holländischen Colonisten beurtheilt und sie gegen manche einseitige und vorurtheilsvolle Anschuldigungen anderer Engländer, besonders Barrow's rechtfertigt. —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

68. Stück.

Den 26. April 1828.

Berlin.

Geschichte der Carthager nach den Quellen bearbeitet von Dr. Wilhelm Bötticher, Oberlehrer am Fr. W. Gymnasium zu Berlin. Mit einer Karte 1827. XII u. 486 S. 8.

Schwerlich giebt es einen Staat in der alten Welt, dessen Geschichte von jeher ein größeres Interesse erregt hätte, und fortdauernd erregt, als der Staat von Carthago. Wenn Griechenland und Rom dem Geist der Untersuchung mehr Stoff darboten, so ist das Interesse an ihrer Geschichte doch weniger uneigennützig; da wir durch ihre Geseze, und ihre Litteratur in so manchen Beziehungen mit ihnen stehen. Bey Carthago findet nichts dieser Art statt, es ist ein in diesem Sinne völlig uneigennütziges Interesse; und doch ist dasselbe allgemein, und bleibt immer gleich lebendig. Schon der Knabe, wie viel man ihm auch den Scipio anpreiset, hält es doch mit Hannibal; und auch die Reife

des männlichen Alters ändert darin wenig oder nichts. Allerdings sind es in einem hohen Grade die einzelnen großen Charactere, welche diese Theilnahme erregen; aber es bleibt doch nicht minder wahr, daß es das Ganze dieses Staats, seine Größe und seine Schicksale sind, welche dieß bewirken. Es ist ein wahrhaft tragischer Character der in der Geschichte dieser Republik, wie in der Geschichte einzelner großer Menschen vorherrschend ist; und gar nicht bloß in der Art seines Untergangs sich zeigt. Auch seine Lage, an dem Rande des unerforschten Welttheils, ja selbst das Halbdunkel, das auf seiner Geschichte ruht, verstärken dieses Interesse.

Eine Geschichte Carthagos kann nicht mehr enthalten als — die Geschichtschreiber uns davon erzählen; und dieß ist meist sehr einseitig. Gern geben wir wohl einen guten Theil seiner Kriegsgeschichte weg, wenn wir dafür eine genauere Erörterung seiner innern Verhältnisse uns verschaffen könnten. Aber so lange nicht etwa aus einem Codex rescriptus der Abschnitt des Aristoteles aus seinem Werke über die Staatsverfassungen, der Carthago gewidmet war, aufgefunden wird, müssen wir uns begnügen mit dem was die vorhandenen Quellen uns gewähren. Und allerdings ist auch bey diesen noch eine Krone zu erringen, in so fern sie mit Critik gebraucht werden; und dieß ist daher auch der Maafstab mit dem wir das Werk des Wf. zu messen haben.

Er hat seine Geschichte in drey Perioden getheilt; die erste vom Ursprunge der Stadt bis auf den Anfang der Kriege mit Syracus 480 v. Chr.; die zweyte bis auf den Anfang der Kriege mit Rom; 264; die dritte bis auf den Untergang des Staats 146. Aus der ersten

Periode haben wir bekanntlich, die kurzen Nachrichten beyrn Justin abgerechnet, keine fortlaufende Geschichte; der Vf. hat daher statt dieser sehr zweckmäßig eine Darstellung des Staats nach seinen einzelnen Beziehungen, meist nach dem Vorgange des Rec. dessen Untersuchungen dabey benützt sind, gegeben. Es giebt hier, wie besonders in der Verfassung, einzelne Punkte, über die man nicht mehr als Wahrscheinlichkeiten geben kann, wie z. B. das Verhältniß der Gerusia zum weitem Senat, die Pentarchien u. a. weßhalb wir uns dabey nicht aufhalten. In Beziehung auf den Landhandel bemerken wir, daß auch Hr. B. das letzte, dem Herodot bekannte, Volk der Atlanten in dem jetzigen Bilma sucht; wodurch Alles in seinem natürlichen Lichte erscheint. Noch jetzt ist Bilma das gewöhnliche Ziel der Reisen der Fezzaner, weil hier der Platz des Umsazes mit den Caravanen aus Sudan ist; die hier hinziehen müssen um Salz zu holen (jährlich gegen 30000 Camellädungen,) das sie nicht näher finden. Es war also nicht zu verwundern, warum Herodot von seinen Garamanten aus Fezzan keine weitem Berichte erhalten konnte; da ihre Züge hier ihr Ende hatten. Auch die Entdeckungsreise der Nasamonen bis zum Soliba verliert nun Alles Wunderbare, so bald man sich nur an Herodots Worte hält. „Sie wollten, sagt er, versuchen, ob sie über die bekannten Gegenden (also die Sitze der Atlanten) vordringen könnten,“ und kamen so natürlich zum Soliba. — In den vier Hauptgöttern der Carthager, dem Baal, der Astarte, den Aesculap und Poseidon, wie die Griechen die letztern nennen, glaubt der Vf. die vier Elemente zu erkennen; worüber wir das Urtheil den Mythologen überlassen. In der

Untersuchung über den Culturzustand der Carthager vermiffen wir einen wichtigen Punkt, ihren Patriotismus, der aus so vielen Proben hervorleuchtet, und sie selbst nicht selten zur freywilligen Aufopferung für ihr Vaterland führte.

Die Geschichte Carthagos aus dem zweiten und dritten Zeitraum ist leider! wie allgemein bekannt, fast bloße Kriegsgeschichte. Der Vf. hat diese mit großer Genauigkeit und fleißigem Gebrauch der Quellen, welche stets nachgewiesen werden, behandelt. Zu diesen gehört auch besonders Zonaras; der bekanntlich seine Nachrichten hauptsächlich aus den verlorenen Büchern des Dion schöpfte; aus denen wir jetzt die Excerpte erhalten haben. Wir richteten unsere Aufmerksamkeit besonders auf das, was uns von der Entwicklung der innern Verhältnisse Carthagos gesagt ist. Die Entstehung der Volksparthey gegen den Senat durch den Streit zwischen Hanno den großen und Hamilcar, woraus, so viel wir urtheilen können, die innern Schicksale der Republik sich größtentheils entwickelt haben, ist sehr richtig aufgefaßt. Die Reform welche Hannibal nach Beendigung des zweyten Kriegs als Prätor in der Verfassung durchsetzte, ist nach Livius erzählt. Hr. B. nimmt Prätor für Suffet; ob mit Recht wird sich schwerlich entscheiden lassen; auch liegt daran weniger; ließe sich nur das Verhältniß des Quästor zu dem Ordo judicum deutlicher machen! Allerdings glauben auch wir, daß letzterer von dem Centumvirat zu verstehen sey; und halten dieses jetzt für einerley mit der Gerusia; nicht aber mit dem Collegio der Hundertvier = Männer. Wenigstens erklärt sich daraus, zumal wenn man die Pentarchien als Ausschüsse aus dersel-

ben für einzelne Verwaltungszweige annimmt, Alles auf das natürlichste. Daß Hannibal schon vor seiner Flucht aus Carthago mit Antiochus in geheimen Verbindungen gestanden habe, mag man schwerlich bezweifeln; und in so fern ist das Betragen des Römischen Senats gegen ihn verzeihlich. Die letzten Schicksale und der Untergang des Staats sind mit möglichster Genauigkeit, und derjenigen Theilnahme erzählt, die wohl leicht Niemand ihnen versagen wird. Auf einer beygefüigten Charte ist theils die von Shaw wiederholt; zugleich aber nach den neuerlichen Erörterungen von Estrup versucht eine richtigere Zeichnung des Locals zu geben, die allerdings vieles für sich zu haben scheint, wenn wir gleich bey den mangelhaften Beschreibungen der Schriftsteller, und den bedeutenden Veränderungen, welche das jetzige Local erlitten zu haben scheint, nicht über alle Punkte zu einer völligen Gewißheit gelangen können.

Hn.

E b e n d a s e l b s t.

Sumpt. Fr. Laue: Novum Testamentum Graece. Textum ad fidem Cood. Verss. et PP. recensuit et lectionis varietatem adjecit D. Jo. Jac. Griesbach. Vol. I. IV. Evangg. complectens. Editionem tertiam emendatam et auctam curavit D. David Schulz. 1827.

Die Aufgabe der neutestamentl. Texteskritik ist eine solche, daß nur dem fortgesetzten und vereinigten Fleiße Vieler gelingen kann, sie annäherungsweise zu lösen. Wie viel auch in der neuesten Zeit besonders seit Griesbach dafür gethät worden ist, so hat doch jede ausgezeichnete Lei-

ftung wenigstens eben so viel dazu beygetragen, das ideale Ziel der Aufgabe weiter hinauszustrecken, als es zu erreichen. Griesbachs unsterbliches Verdienst um die Kritik des N. T. wird jetzt allgemein und ohne Neid anerkannt. Seine Hauptausgabe des N. T. ist das epochemachende Werk, wodurch die neutestam. Kritik als eine wahre Kunst erst recht begründet worden ist. Allein abgesehen von den kleineren Versuchen und den mancherley Unbequemlichkeiten des Griesb. N. T., so hat seit den 30 und 20 Jahren, wo die zweyte Ausgabe (1796. 1806) erschien, die philologische Kritik des N. T. so bedeutende Fortschritte gemacht, daß man dreist behaupten darf, die Zeit sey durch Griesbachs anregendes Werk schon weit über ihn hinaus, und auf den Standpunkt gehoben worden, wo eine Verbesserung und Vermehrung der Griesbachschen Ausgabe als dringendes Bedürfniß erscheint.

Es war zunächst nur das Bedürfniß einer neuen Auflage, was Hr. Dr. Schulz in Breslau veranlaßte, das Griesb. N. T. neu herauszugeben. Allein ein Herausgeber, von der kritischen Einsicht und Erfahrung, wie Hr. Dr. Schulz, konnte nicht anders, als zur Ehre des kritischen Meisters die neue Auflage seines Werks mit allen den Verbesserungen und Vermehrungen aufstellen, welche die heutige Kritik nothwendig fordert. Mit edler Selbstverleugnung hat Hr. Dr. Schulz einer eigenen neuen Ausgabe des N. T., die er im Sinne hatte, die Fortsetzung und Verbesserung der Griesb. Arbeit einstweilen vorgezogen. Dieß letztere war freylich das Mühevollere: der selige Dr. Knapp, dem wir es vorzüglich verdanken, daß Hr. Dr. Schulz sich dazu entschloß, nannte es mit Recht eine Herkulische Arbeit. Allein je mehr der Herausgeber die ganze

Schwierigkeit des Unternehmens kannte, desto verdienstlicher ist seine Mühwaltung. Was aber zu erwarten war, ist geschehen. Der Herausgeber, längst unter uns berühmt als neuest. Erregter und Kritiker, hat die Aufgabe auf eine so glückliche Weise gelöst, daß das theol. Publicum ihm dafür zu steten Danke verpflichtet bleibt.

Es kann unsre Absicht nicht seyn, das Werk einer ausführlichen Kritik zu unterwerfen. Nur jahrelanges Studium und Nacharbeiten in den Quellen kann dazu berechtigen. Wir beschränken uns, aus der interessanten Vorrede kurz dasjenige hervorzuheben, woraus sich die Eigenthümlichkeiten und Vorzüge dieser neuen Ausgabe am besten erkennen lassen.

Die Vorrede giebt zuerst S. I—XXX. ausführliche Rechenschaft von der Art, wie die neue Ausgabe veranlaßt und verbreitet worden ist, so wie von den Verbesserungen, welche der Herausgeber so im Außern, wie im Innern des Griesb. Werkes für nothwendig hielt.

Es kam bey der neuen Ausgabe vor Allem darauf an, den von Griesb. gebrauchten kritischen Apparat zu revidiren. Hr. Dr. Schulz hat, mit Ausnahme der ungedruckten Handschriften, zu deren neuer Vergleichung er keine Gelegenheit hatte, Alles, was von Quellen und kritischen Hilfsmitteln irgend gedruckt ist, von Neuem sorgfältig verglichen und benutzt. Auffallend ist es und sehr zu bedauern, daß sich unter dem Nachlasse Gr. nichts auf eine neue Ausgabe des N. T. Bezügliches vorgefunden: wenigstens ist dem Herausgeber, aller Nachforschungen ungeachtet, nichts davon bekannt und erreichbar geworden. Daß der Herausgeber die Vermehrungen des kritischen Apparats seit der zweyten Ausgabe der Evangelien sorgfältig benutzt und dem

Werke einverleibt habe, versteht sich von selbst. Besonders wichtig sind unter diesen Vermehrungen die *variae lectiones* aus dem Dubliner Codex in der Ausgabe von J. Baret 1801. der zwar nur den Matthäus enthält, aber theils wegen seines Alters, (er ist aus dem 6ten Jhdt, wo nicht älter,) theils weil er zur Ergänzung der Lücken in den Handschriften A. C. D. sehr brauchbar ist, höchst achtungswerth erscheint. Hr. Dr. Schulz hat ihm unter den Majuskeln die Sigla Z gegeben. —

So ausgerüstet ging der Verf. an das Werk. Da es Griesb. Werk bleiben sollte, so behielt er die Griesb. Textesrecension der zweyten Ausgabe bey, ausgenommen Matth. 18, 19. und Mr. 4, 18. wo die spätere Correctur Griesbachs aus der Leipz. Handausgabe und dem kritischen Commentar aufzunehmen war. Wo der Verf. der Gr. Leseweise nicht beystimmen konnte, da hat er seine Abweichung wo möglich in den Noten in Doppelklammern kurz angedeutet. Was dagegen die frühere Ausgabe im Texte offenbar Mangelhaftes und Irriges hatte, so in der Accentuation wie in der Orthographie und Interpunction, das hat Hr. Dr. Schulz nach den richtigeren Grundsätzen der heutigen Philologie und Kritik ohne Scheu geändert. Die Ehrfurcht gegen Griesbach forderte dieß und Griesbach selbst würde ihm für diese höchst beschwerliche Mühwaltung nicht anders als gedankt haben. Ein bedeutender Vorzug der neuen Ausg. vor den früheren in Hinsicht der äußeren Einrichtung ist der, daß der Text nicht wie früher in zwey Columnen gespalten, sondern in ununterbrochenen ganzen Zeilen abgedruckt ist, die Noten hingegen in zwey Columnen abgetheilt und die einzelnen Noten jede besonders abgesetzt sind, eine Einrich-

tung, wodurch die Uebersicht so des Textes wie der Noten ungemein erleichtert worden ist. Anderes, wodurch Unwesentlichem und Unbedeutendem Raum genommen und dagegen für Wichtigeres erspart, die neue Ausgabe überhaupt für das Auge gefälliger und für den Gebrauch bequemer gemacht worden ist, übergehen wir hier der Kürze wegen: nur die Bemerkung können wir nicht unterdrücken, daß wir allen diesen Veränderungen unsern vollen Beyfall schenken. Das Hauptverdienst aber des Hrn. Dr. Schulz liegt in den Noten. Denn nicht nur hat er darin den kritischen Apparat auf die vorher schon angegebene Art vermehrt, sondern auch gelichtet und geordnet; von den Griesbachschen Noten nun ist fast keine ohne Zusätze geblieben, außerdem aber hat der Verf. neue ziemlich zahlreich hinzugefügt und diese durch Doppelbuchstaben bemerklich gemacht. Besonders rühmlich aber ist noch zweyerley, erstlich, daß der Verf., wo es sich thun ließ, die patristischen Citate nach den besten Ausgaben der W. genauer angegeben, mit Recht bemerkend, daß die bloße Namenangabe den patrist. Auctoritäten der kritischen Untersuchung und Entscheidung wenig fromme und leicht dazu verführe, in Bausch und Bogen zu urtheilen; zweytens, daß der Verf. besondern Fleiß darauf verwendet hat, die kritisch wichtigen Parallestellen so des A. wie des N. T. aufzusuchen und anzumerken, wodurch offenbar die richtigere Beurtheilung des Ursprungs so wie der größeren oder geringeren Güte der *varia lectio* bedeutend gefördert worden ist. Auch müssen wir das loben, daß er sehr häufig auf den kritischen Commentar von Griesbach ausdrücklich verwiesen hat, so wie auf Herßdorfs classische und andere kritisch wichtige Schriften. Der Interpret und

Kritiker wird so bey dem Lesen heilsam gehalten und auf die kritischen Schwierigkeiten und Differenzen hingewiesen.

In dem zweyten Theile der Vorrede, von S. XXX an, hat der Verf. zur Rechtfertigung seiner kritischen Urtheile, besonders sofern sie von den Griesbachschen verschieden sind, seine kritischen Grundsätze in Thesenform kurz angegeben und erläutert. Er macht hier besonders auf folgendes aufmerksam. Zuerst bemerkt er mit Recht, daß die bisherige Kritik mehr nach äußeren Momenten und Auctoritäten, als nach inneren, besonders exegetischen Momenten geurtheilt und entschieden habe. Uns wie aus der Seele geschrieben ist es, daß eine Lesart, welche der Schreibart des Schriftstellers und dem Zusammenhange der Stelle entsprechender ist, jede andere selbst in den ältesten und besten Auctoritäten empfohlenen, wenn diese dem schriftstellerischen Charakter des Auctors und dem Zusammenhange weniger entspricht, weit vorzuziehen sey.

Sodann bemerkt Hr. Dr. Schulz ganz richtig, daß man bisher den Ursprung der *var. lect.* in den Quellen zu wenig erforscht und die *varia lect.* selbst zu wenig danach beurtheilt habe. Nicht weniger stimmen wir ihm darin bey, daß die Auctoritäten besonders die angeseheneren mehr als bisher im Ganzen und durch und durch erforscht, und ihre Art und Weise, ihr kritisches Gewicht im Einzelnen und Kleinen charakterisirt und ausgewogen werden müssen. Er beklagt mit Recht, daß der kritische Gebrauch der patristischen Auctoritäten noch sehr im Argen liegt. Auch über die Recensionsysteme spricht Hr. Dr. Schulz sehr einsichtsvoll. Schon der sel. Dr. Knapp bemerkte in seiner *classischen Comment. isagogica* mit Recht, daß die Anwendung der Recensionsysteme die neutestam. Kritik leicht in

Gefahr bringe mechanisch zu werden, die innere philologische oder sollen wir sagen exegetische Momente aus den Äugen zu verlieren. Der Herausgeber macht außerdem darauf aufmerksam, daß zwar die Ähnlichkeit und Verwandtschaft, so wie die Differenz der Auctoritätsmassen unleugbar sey, daß aber daraus immer noch kein Recensionensystem folge, wie es Griesbach und Hug aufgestellt. Auch Ref. hat sowohl bey Griesbach, als bey Hug, die sichere historische Grundlage vermißt. Griesbachs System beruhet auf bloßen Observationen des kritischen Apparats und seiner Familien. Hug suchte eine histor. Basis; aber wie schwankend die ist, die er gefunden zu haben glaubte, sieht ein Jeder, der die von ihm angezogenen Beweisstellen aus Hieronymus besonders genauer untersucht; noch weniger kann Ref. die Art billigen, wie Hug die vielleicht vorhanden gewesen Recensionen von Lucian, Hesychius und Origenes, von denen wir im Einzelnen aus historischen Zeugnissen nichts genaues wissen, in dem vorhandenen kritischen Apparat nachgewiesen. Hr. Dr. Schulz bemerkt mit Recht, daß sich wahrhaft kritische Textesrecensionen weder historisch noch auch durch Observation in dem kritischen Apparat nachweisen lassen; die Verschiedenheit der Lesart in den Auctoritäten habe bey weitem mehr ihren Ursprung dem Zufall, als der kritischen Absicht zu verdanken; die zufälligen mehr oder weniger durch Nachlässigkeit und Unordnung der Abschreiber u. s. w. entstandenen *variae lectiones* aber könnten auf keine zur Constituirung irgend eines Recensionen und Familiensystems gebraucht werden, und doch sey die größere Menge der Varianten gerade von dieser Art.

Der Herausgeber zeigt dann, wie viel erspriesslicher für die Kritik es sey, die Varianten

tenmasse selbst gehörig einzutheilen und zu classificiren. Er selbst macht einen Versuch und theilt die Varianten in die beyden Hauptclassen, in die irrthümlich und zufällig entstandenen und in die absichtlich gemachten. Zur ersten Hauptclassen rechnet er sechs Arten, die er mit Beyspielen aus den Br. belegt; zur zweyten Hauptclassen aber rechnet er vier, die er ebenfalls mit Beyspielen aus den Br. belegt. Es sind die bekannten Arten. Aber die sehr klare und erschöpfende Uebersicht davon muß man bey dem Verf. selbst nachlesen. Ueber die latinisirenden Lesarten zu Codd. Graecolat., ob sie statthast sind, ist er zweifelhaft, wo vielmehr geneigt, sie anzunehmen; er führt besonders zwey Beyspiele dafür an aus Joh. Br. 18, 5., wo Cod. D. *Ναζαρηνοῦ* dem Lat. Nazaunum und 16, 25. wo derselbe Cod. *ἐν παρρησίᾳ* hat, dem Lat. in pala entsprechend. Gegen das letztere möchte Ref. die bescheidene Einwendung machen, daß da Joh. 16, 29 auch Cod. B. *ἐν παρρησίᾳ* hat, und 7, 4. alle Auctoritäten ebenfalls *ἐν παρρησίᾳ* lesen, in der Lesart des Cod. D. 16, 25. das ungeschickte Lat. in pala mehr eine slavische Nachbildung des Griechischen Textes, als umgekehrt zu seyn scheint.

Sehr wahr aber ist, was Hr. Dr. Schulz über die Ursachen der Variantenmenge im N. T. bemerkt, so wie darüber, daß in den didactischen Büchern, den Briefen, weniger Varianten vorkommen, als in den historischen Büchern, vornehmlich den 3 Evangelien, in den Parallelen dagegen und alttest. Citaten, in den Uebergangsformeln und schweren und dunklen Stellen wiederum mehr, als in den einfachen Erzählungen und klaren Stellen. Diese Beobachtung ist eben so richtig, als die Ursachen der verschiedenen Erscheinungen leicht erkennbar sind. —

Die Hauptsache bey der ausübenden Kritik ist, in der Masse der Varianten die kritisch wichtigen von den unwichtigen, wohin Schreibfehler und dergl. gehören, zu scheiden, und das kritische Urtheil auf die ersteren allein zu figiren. Sehr richtig sagt der Verf.: *ad cognoscendos, inter ipsos comparandos, recteque dijudicandos N. T. libros manu exaratos signorum omnium et varietatum minimarum ac vilissimarum observatione opus est; ad emendandum et instaurandum textum sacrum minime.* Bey der Textesconstitution selbst möge man sich mehr an die ältesten und berühmtesten Autoritäten halten, als den handschriftlichen Troß unnützerweise vermehren; jene aber seyen vor allen Dingen genauer, als bisher geschehen, zu durchforschen. Je einfacher die urkundliche Basis der Kritik ist, und je weniger belästigt von dem unnützen Variantenschutt, — desto leichter und sicherer werden auch die kritischen Operationen selbst. Was der Verf. zum Schluß bemerkt, daß die Kritik des N. T., wenn sie zum Ziele gelangen wolle, grammatisch strenge verfahren, die speziellen schriftstellerischen Charaktere sorgfältiger berücksichtigen und die inneren und äußeren Zeugnisse und Momente gehörig gegen einander abwägen müsse, daß aber auch für den glücklichsten und gründlichsten Kritiker die völlige Restitution des ursprünglichen Textes bis aufs Kleinste nur ein frommer Wunsch bleibe, — dieß Alles hat so viel Grund der Wahrheit in sich selbst, daß kein Sachkundiger seine volle Bestimmung versagen kann.

Refer. schließt diese Anzeige mit dem herzlichsten Wunsche, daß Hr. Dr. Schulz immer Kraft und Muße genug haben möge, um das theol. Publicum nicht nur recht bald mit dem zweyten Theile des Griechb. N. T., sondern auch, was

eben so sehr Bedürfniß ist, mit einer Revision und Fortsetzung des Griesb. Commentarius criticus zu erfreuen. Ein Werk wie das letztere, wozu die Bearbeitung des Griesb. N. L. den wahren Beruf und die echte Weise giebt, würde dem Verdienste des Hrn. Dr. Schulz um die neusteam. Kritik erst recht die krönende Vollendung geben. L.

L o n d o n.

Wolsey, the Cardinal and his Times, Courtly, Political and Ecclesiastical. By Georg Howard, Esq Author of Lady Jane Grey, and her Times. 1824. 590 S. in 8.

Die vorliegende Biographie des Cardinals Wolsey ist von ihrem Verfasser mit einem so feyerlichen Pomp, mit einem so grandiosen Ernst, und mit einer so reichen Ausstattung von bibliographischen Prachtanhängseln, als da sind Bildniß, fac simile, und Wappen des Helden, nebst Holzschnitten am Ende jedes Abschnitts in die Welt eingeführt worden, daß man sich dadurch voraus zu hohen Erwartungen gestimmt fühlen könnte. Die unsrigen waren jedoch nicht sehr groß, weil sie schon zu oft in ähnlichen Fällen getäuscht worden sind; bey sehr mäßigen fanden wir aber doch am Ende, daß wir noch zu Viel erwartet hatten. In acht Abschnitten findet man hier mit der scheinbar genauesten chronologischen Pünktlichkeit die Hauptereignisse aus Wolsey's Leben von seinem Geburtsjahr 1471 bis zu seinem Todesjahr 1530 aufgeführt. Man erfährt dabey so ziemlich alles, was er in seinem öffentlichen Leben that, und was ihm in diesem begegnete. — Denn auf sein Privatleben läßt sich Hr. H. von dem Augenblicke an, da er öffentliche Person wurde, und an den Hof Heinrichs VII. kam gar nicht mehr

ein. Man erfährt dabey besonders, wie ihn das Glück unter Heinrich VIII erhob, und wie es ihn stürzte; aber man erfährt alles dieß nur als erzählte Geschichte, weil man ihm nirgends selbst, sondern nur in der Erzählung, handeln und leiden sieht. Bey dieser Manier des Verf. wird der Antheil, den man an dem Helden seiner Geschichte nimmt, immer schwächer, und selbst immer widerlicher, je weiter man in dieser kommt, weil es sich bey jedem neuen Auftritte in dieser immer weiter aufdeckt, daß es im Grunde ein sehr kleinlicher Gegenstand ist, mit dem man sich dabey zu beschäftigen hat. Wolsey tritt darin bloß als gewöhnlicher Günstling eines schwachen Regenten heraus, der sich zwar durch die wissenschaftliche Bildung, die er erhalten hatte, von dem Trosse der übrigen Günstlinge Heinrichs VIII. etwas auszeichnete, der eben dadurch in den Stand gesetzt wurde, den Launen des herzlosen Wollüstlings, welcher auch zuweilen den Gelehrten spielen wollte, mit einem glücklicheren Erfolge zu schmeicheln, der sich aber mit der Hastigkeit des Emporkömmlings nur beeilte, so viel Macht und Gewalt und so viel fremdes und Englisches Gold, als seine Hände erfassen konnten, durch die niedrigsten und gehässigsten Mittel in der möglich kürzesten Zeit zusammen zu raffen, um die eine und das andere bloß zur Befriedigung der gemeinsten Eitelkeit, des kleinlichsten Stolzes, und einer eben so kindischen als unklugen Prunksucht zu verwenden, das auch in der Folge die Hauptveranlassung zu seinem Sturz wurde. Selbst bey seinem Streben nach der päpstlichen Tiare war es ihm nur um die Befriedigung dieser erbärmlichen Leidenschaften zu thun, und er war sich keines andern Zweckes dabey bewußt; daher würde man auch bey seinem Falle kaum einiges Mitleid empfinden, wenn man sich nicht durch den Unwillen über die schändliche Art,

womit ihn noch verächtlichere Menschen dabey behandelten, bis zu einem gewissen Grade dazu gestimmt fühlte. Hr. H. hat daher auch weißlich — wie wohl, wie man deutlich erkennt, nur ungern — Verzicht darauf gethan, ihn als großen Mann darzustellen. Er hat sich damit begnügt, ihn nur hin und wieder als gewandten und brauchbaren Staatsmann zu schildern, wobey er sich jedoch in das besondere seiner politischen Verhandlungen fast gar nicht eingelassen hat. Einigen seiner Untersuchungen bemüht er sich auch einen Anstrich von einer weiseren, durch edlere Gründe motivirten Gemeinnützlichkeits zu geben; doch ist ihm dieß nur bey wenigen wie z. B. bey demjenigen was er für die Universität zu Oxford that, gelungen und bey andern mußte er selbst die Unmöglichkeit eingestehen. Dafür nahm er desto gerner einige rühmliche Zeugnisse zu Hülfe, die er von Zeitgenossen Wolsey's anführen konnte; wer aber kann sich hier des Lächlens enthalten, wenn er unter diesen fremden Zeugnissen auch ein lateinisches Compliment, das einmahl Erasmus dem Cardinal in einem seiner Briefe machte, mit der folgenden ernsthaften Formel S. 167 eingeleitet findet: *Nay Erasmus, who has never been accused of flattery, says to him in a letter etc.* Wie angelegen es hingegen Hr. H. darum zu thun war, die strengste diplomatische Genauigkeit bey allen Umständen seiner Geschichte anzubringen, dieß mag noch durch ein einziges Beyspiel dokumentirt werden. S. 137 wird erzählt, daß Wolsey im J. 1515 zum Canzler und Reichs-Siegelbewahrer ernannt worden sey, und dabey wird sorgfältig bemerkt, daß er nach einer Urkunde bey Rymer die Siegel Nachmittags um 1 Uhr, nach einer andern Urkunde aber in der Capelle des Königs nach der Vesper erhalten habe.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

69. Stück.

D e n 28. A p r i l 1828.

G ö t t i n g e n.

Bei Rudolph Deuerlich, 1828: Lehrbuch der Trigonometrie und Stereometrie von Georg Carl Justus Ulrich, Doctor der Philosophie und außerordentlichem Professor zu Göttingen. Mit 7 Kupfertafeln. XVI u. 595 S. in gr. 8.

In wiefern dieses Lehrbuch neben andern Lehrbüchern verwandten Inhalts bestehen könne, und wodurch es sich von diesen wesentlich unterscheidet, wird sich durch eine ausführliche Inhalts-Anzeige desselben am besten erkennen lassen.

Das Buch zerfällt, dem Titel entsprechend, in zwey Hauptabschnitte, den einen, welcher die Trigonometrie; den andern, welcher die Stereometrie behandelt. Der erstere erstreckt sich von S. 1 bis S. 122, der letztere nimmt die folgenden 402 Seiten ein. Diesen ist noch ein Anhang mit 71 Seiten beygefügt, welcher theils einigen ausführlichern trigonometrischen und stereometrischen Untersuchungen, theils einigen Anwendungen gewidmet ist.

Anfangsgründe der Trigonometrie. Einleitung. — Es wird gezeigt, daß die Trigonometrie sich auf die Lehre der Ähnlichkeit der Dreyecke stützt, und daß das rechtwinkliche Dreyeck am tauglichsten ist, der Trigonometrie zum Grunde gelegt zu werden. — Erstes Kapitel. Von den trigonometrischen Functionen. Nachdem die trigonometrischen Functionen als Zahlen erklärt sind, die aus den Verhältnissen je zweyer Seiten eines rechtwinklichen Dreyecks hervortreten, insofern nämlich durch sie die Bestimmung eines in diesem Dreyeck vorkommenden spitzen Winkels beabsichtigt wird; werden die verschiedenen Beziehungen dieser trigonometrischen Functionen gegen einander aus der Natur des rechtwinklichen Dreyecks entwickelt, und die diesen Beziehungen entsprechenden Formeln in gehöriger Uebersicht dargestellt. Es folgt dann eine allgemeine Vergleichung der Werthe der einzelnen trigon. Functionen für verschiedene, jedoch spitze Winkel; und die Angabe der Werthe, welche man den trigon. Functionen der Winkel von 0° und 90° beizulegen hat. Darauf wird gezeigt, wie alle Winkel, welche größer als 90° sind, durch die spitzen Winkel ihre Bestimmung erhalten können, und welche Bezeichnungen die trig. Functionen der letztern annehmen müssen, damit diese geeignet werden, jene Winkel zu bestimmen. Ebenso sind die trig. Functionen der negativen Winkel auf die der positiven Winkel zurückgeführt. In der beygefügtten Anmerkung ist die Erklärung der trigonometrischen Linien und deren Relation mit den in diesem Buche durchgängig gebrauchten trigonometrischen Verhältnissen angegeben, wodurch es sehr leicht wird, in Gleichungen, welche die letztern enthalten, die erstern einzuführen, und umgekehrt. Den Be-

schluß dieses Kapitels machen die vornehmlichsten Gleichungen, welche den Zusammenhang der trigonometrischen Functionen einfacher Winkel, mit den trig. Functionen aus ihnen zusammengesetzter Winkel darstellen. — Zweytes Kapitel. Von den trigonometrischen Tafeln. Dieses enthält außer einer Andeutung der Methoden, nach welchen die Tafeln berechnet werden können (wobey der Antheil, den die Eigenschaften des Kreises an diesem Geschäft haben, gebührend hervorgehoben ist), noch die bey dem Gebrauch der Tafeln nöthigen Vorsichtsmaaßregeln, um in der Bestimmung des Winkels Irrthümern zu entgehen. — Drittes Kapitel. Gebrauch der trigonometrischen Functionen, um logarithmische Rechnungen zu vereinfachen. Hier sind die verschiedenen Hülfsmittel angegeben, welche die trig. Functionen gewähren, um Summen oder Differenzen in Producte oder Quotienten zu verwandeln. — Viertes Kapitel. Auflösung der Dreyecke. Diese erstreckt sich zunächst auf die rechtwinklichen Dreyecke; sie gibt die vier Gleichungen, aus welchen die Formeln für die Auflösung der bey diesem Dreyeck vorkommenden Aufgaben hervortreten, und stellt dieselben zu besserer Uebersicht tabellarisch zusammen. Die Auflösung des gleichschenkligen Dreyecks ergibt sich unmittelbar aus der des rechtwinklichen. Bey dem schiefwinklichen Dreyeck sind außer den drey Hauptgleichungen, noch die beiden Gleichungen von Mollweide, die alle sechs Bestandtheile des Dreyecks enthalten, entwickelt. Darauf sind aus diesen fünf Gleichungen die Formeln für die Auflösung der das schiefwinkliche Dreyeck betreffenden Aufgaben abgeleitet, und auch diese sind in eine Tabelle gehörig zusammen gestellt. Wo eine Unsicherheit in der Bez

stimmung des Winkels durch den Sinus oder Cosinus eintreten könnte, sind jedesmal Formeln angegeben, durch welche dergleichen Ungenauigkeiten vermieden werden. Zuletzt sind die Formeln für die Flächenberechnung der Dreyecke hinzugefügt.

Anfangsgründe der Stereometrie. Einleitung. Sie enthält die Erklärung des Gegenstandes der Stereometrie, und eine Uebersicht der folgenden Untersuchungen. — Erstes Kapitel. Von der Ebene. Hier wird gezeigt, wodurch die Lage einer Ebene bestimmt wird, und mit welchen Erscheinungen das gegenseitige Durchschneiden zweyer und dreyer Ebenen verknüpft ist. — Zweytes Kapitel. Von der Lage gerader Linien gegen Ebenen. Dieses zerfällt in drey Abtheilungen: die erste handelt von der rechtwinklichen Lage, die zweyte von der geneigten Lage, und die dritte von der parallelen Lage der geraden Linien gegen Ebenen. — Drittes Kapitel. Von der Lage der Ebenen gegen einander. Auch hier werden die drey Lagen, nämlich: die geneigte, die rechtwinkliche und die parallele unterschieden, und deren Erscheinungen gehörig dargestellt. — Viertes Kapitel. Von der körperlichen Ecke. Der Vf. hielt es für nöthig, um allen Zweydeutigkeiten und dem Anfänger so gefährlichen Unbestimmtheiten im Ausdrucke auszuweichen, die früher gebräuchlichen Namen ebene Winkel und Linienwinkel zu verwerfen, und statt deren den Namen Kantenwinkel zur Bezeichnung derjenigen Winkel einzuführen, welche von je zwey benachbarten Durchschnittslinien (Kanten) der Ebenen der körperlichen Ecke eingeschlossen werden. Es werden nun zuerst die Eigenschaften der Kanten- und Neigungswinkel der dreykantigen Ecken darge-

stellt; darauf wird gezeigt, daß zwey dreykantige Ecken im Allgemeinen einander gleich sind, wenn drey Stücke in ihnen beziehungsweise mit einander übereinstimmen, jedoch wird hierbey die Congruenz von der symmetrischen Gleichheit unterschieden. Zum Beschluß dieses Kapitels werden die Gleichungen entwickelt, welche den Zusammenhang unter den Kanten- und Neigungswinkeln der dreykantigen Ecken angeben. Diese Entwicklung bezieht sich zunächst auf die rechtwinklichen Ecken, geht dann auf die schiefwinklichen über, und befolgt in ihrem Fortgange einen demjenigen ganz ähnlichen Weg, welcher bey der Entwicklung der Gleichungen für die Dreyecke eingeschlagen war. Die merkwürdigen Gleichungen, die unter den Namen ihrer Erfinder Mollweide und Gauß bekannt sind, und welche alle sechs Bestandtheile der dreykantigen Ecke enthalten, sind hier gehörig zur Darstellung gebracht. Auch findet man hier die Formeln, die zur Auflösung sowohl der rechtwinklichen als auch der schiefwinklichen dreykantigen Ecke dienen, in zwey Tabellen zusammengeordnet. — Fünftes Kapitel. Von den Körpern. Nach einer kurzen Auseinandersetzung der beiden allgemeinen Erzeugungsweisen der körperlichen Gestalten schreitet die Untersuchung erstens zu den regelmäßigen Körpern fort, deren Erzeugung und Eigenschaften angegeben werden. Zweitens werden die Eigenschaften des Prisma entwickelt. Drittens wird von der Pyramide, der abgekürzten und der schräg abgeschnittenen Pyramide gehandelt, und gezeigt, wie die Eigenschaften der Pyramiden mit Vortheil benutzt werden können, um den Inhalt der regelmäßigen Körper, und solcher schräg abgeschnittener Prismen, die bey

der Berechnung der abzuräumenden und aufzufüllenden Erden vorkommen, zu finden. Viertens werden die Eigenschaften des Cylinders; fünftens die des Kegels und des abgekürzten Kegels dargestellt, welche letztere Eigenschaften Gelegenheit zur Berechnung der Oberfläche und des Inhalts von Körpern geben, die durch Drehung geradliniger Figuren um eine feste Axe erzeugt sind; wobey der Antheil den der Schwerpunct dieser Figuren an dieser Berechnung hat, und welchen Guldinus im Jahr 1640 zuerst bekannt machte, bezeichnet ist. Sechstens kommen die Eigenschaften der Kugel in folgender Ordnung zur Darstellung: A. Von den sphärischen Kreisen, Streifen, Keilen, Dreyecken und Pyramiden. B. Von den Polen der Kugeln. C. Von dem sphärischen Dreyeck — die Lehre desselben wird auf die der dreykantigen Ecke zurückgeführt, woraus denn sogleich die Eigenschaften der sphärischen Dreyecke, deren Congruenz und symmetrische Gleichheit, deren Aehnlichkeit, so wie die Uebereinstimmung der sphärischen Trigonometrie mit den im vierten Capitel entwickelten Gleichungen der dreykantigen Ecke fließen. — D. Von der Fläche der sphärischen Streifen, Dreyecke und Polygone, und dem Inhalte der sphärischen Keile und Pyramiden. — Es wird hier gezeigt, wie sich diese Flächen und Inhalte zu der Oberfläche und dem Inhalte der Kugel verhalten. — E. Bestimmung des sphärischen Excesses aus den Bestandtheilen der Kugeldreyecke. — Enthält vierzehn Ausdrücke für die Bestimmung des Excesses der schiefwinklichen und rechtwinklichen Kugeldreyecke. — F. Von den Kugelzonen. Sie werden in Zonen mit zwey Grundflächen, und in Zonen mit einer Grund-

fläche abgetheilt, darauf wird das Maaß derselben bestimmt. Hieraus ergeben sich die Arealgrößen a) der Oberfläche der Kugel, b) der Kugelfreifen, c) der sphärischen Dreiecke, d) der sphärischen Polygone und e) der sphärischen Dreiecke und Vierecke, in deren Begrenzung auch Bogen kleiner Kreise vorkommen.

G. Von den Kugelsectoren. Sie zerfallen in Sektoren einfacher und doppelter Begrenzung; aus ihnen sind die Ausdrücke a) für den Inhalt der Kugel, b) für den Inhalt der Kugelkeile und c) für den Inhalt der Kugelpyramiden abgeleitet.

H. Von den Kugelsegmenten. Es sind drey Arten derselben angegeben, nämlich: die ringförmigen, die Segmente mit einer Grundfläche, und die mit zwey Grundflächen, deren Berechnung gelehrt wird. Siebentens werden die allgemeinen Eigenschaften der Polyëder dargestellt, und zwar werden A. die Beziehungen unter der Anzahl der Seiten, der Kanten, der Kantenwinkel, der Grenzebenen und der körperlichen Ecken irgend eines Polyëders entwickelt. Diese Betrachtungen sind, der aus ihnen hervorgehenden allgemeinen Gesetze wegen, von sehr großem Interesse. Es wird dann B. von den symmetrischen Polyëdern gehandelt, die Beschaffenheit derselben erklärt, und gezeigt, daß sie gleichen körperlichen Inhalt haben. Die folgende Abtheilung C. beschäftigt sich mit den Bedingungen für die Gleichheit der dreyseitigen Pyramiden und der vielseitigen Körper. Endlich werden D. die Bedingungen für die Aehnlichkeit der dreyseitigen Pyramiden und der Polyëder angegeben, und die Eigenschaften dieser Körper entwickelt.

Der U n h a n g enthält: I. Zusätze zu

den in der Trigonometrie entwickelten goniometrischen Gleichungen, welche sich auf den Zusammenhang der trigonometrischen Functionen dreier einfacher Winkel mit den trigonometrischen Functionen aus diesen zusammengesetzter Winkel beziehen. II. Eine auf die Methode der unbestimmten Coefficienten gegründete Entwicklung der Reihen für $\sin. x$, $\cos. x$, $\text{tang. } x$, und $\text{cotg. } x$, die nach Potenzen von x fortschreiten. III. Die Darstellung der imaginären Ausdrücke von $\sin. x$, $\cos. x$, $\text{tang. } x$; einer Reihe für x , die nach Potenzen von $\text{tang. } x$ fortschreitet. Die Gleichungen von Moivre, und Reihen für $\cos. mx$ und $\sin. mx$. IV. Die Entwicklung der Ausdrücke, welche bey dem Reducieren eines in geneigter Ebene gemessenen Winkels auf den Horizont in Anwendung kommen. V. Die Auflösung des Problems der drey Punkte, einer Aufgabe der practischen Geometrie. VI. Unnähernde Auflösungen einiger, die ebenen und sphärischen Dreyecke betreffender, Aufgaben. VII. Das Theorem von Legendre für die sphärischen Dreyecke, deren Seiten gegen den Radius der Kugel sehr klein sind, und VIII. die Bestimmung des körperlichen Inhalts einer dreyseitigen Pyramide: A. aus der Länge der drey Kanten und der Größe der drey Kantenzwinkel einer ihrer körperlichen Ecken und B. aus den sechs Kanten der Pyramide. — Die in dem Buche befindliche genaue Inhalts-Anzeige wird den Gebrauch desselben sehr erleichtern.

G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

70. Stück.

Den 1. May 1828.

Berlin, Posen und Bromberg.

Bei Ernst Siegfried Mittler: Geschichte der Revolution Spaniens und Portugals und besonders des daraus entstandenen Krieges. Vom Königl. Preuß. Obersten von Schepeler. Zweyter Band. Erste Abtheilung. 1827. XII und 334 S. in 8.

Bereits zu Ende des verflossenen Jahres hat Ref. den ersten Band dieses Werks in diesen Blättern angezeigt (gel. Anz. St. 176 S. 1745) und das günstige Urtheil, welches er damals über dasselbe fällte, glaubt er auch jetzt wieder mit voller Ueberzeugung bestätigen zu können. Darf Ref. nach seinem individuellen Gefühl urtheilen, so scheint ihm selbst die Erzählung, in gleichem Maaße als sie weiter fortschreitet, noch immer mehr an Interesse zu gewinnen. Dieselbe strenge Unparteylichkeit, dieselbe Liberalität der Ansicht, dieselbe Genauigkeit in Angabe und Darstellung der Thatsachen, dieselbe vertraute Kenntniß mit den Localitäten und den handelnden Personen, welche den ersten Band auszeichneten, findet sich auch hier. Je mehr sich aber die inneren und äußeren Verhältnisse Spaniens in dem hier behandelten Zeitraume vom Anfange der Regie-

rung der Junta Central, bis in die zweynte Hälfte des Jahres 1809, entwickeln und verwickeln, um so mehr sah sich der Verf. genöthigt in das Einzelne einzugehen und um so weniger ist daher zu verwundern, daß dieser vorliegende Band nur sechszehn Kapitel enthält, während der erste deren dreyßig zählte. In gleichem Maaße aber als die Erzählung mehr ins Einzelne geht, wird es zugleich schwieriger eine zusammenhängende Darstellung des Hauptinhalts zu geben, weswegen sich Ref. auch jetzt gleich wie bey dem ersten Bande mit einzelnen Andeutungen begnügt.

Erstes Kapitel. Anfang der Regierung der Junta Central. Daß die Central viele Mißgriffe beging, verhehlt der Vf. nicht, führt aber auch zu ihrer Entschuldigung die gewiß sehr zu beherzigende Bemerkung an, daß während in andern Ländern doch irgend ein Mittelpunkt aller Bestrebungen war, in Portugal selbst, das Wort des Königs, wenn gleich aus der Ferne, noch zusammenhielt, und der Zweck nach dem Ausbruche klar vor Augen lag, dagegen in Spanien, wo der König fehlte, die Zwecke sehr gemischt waren und nur in dem einen Punkte sich vereinigten, nicht erobert zu werden; abgesehen davon, daß die Central in die Zeit einer Revolution, also nothwendiger Zerrüttung fiel. Gleich anfangs war sie daher in Parteyen gespalten, die, wenn gleich jede nach ihrer Art das allgemeine Beste gewollt hätte, wiewohl auch dieß nicht immer der Fall war, dennoch keinesweges in ihren Ansichten über das was das Beste sey, und über die Wahl der Mittel, die dazu führen könnten, übereinstimmten. Vorliebe für das Alte auf der einen, für das Neue auf der andern Seite, bildeten die beiden hauptsächlichen freylich wieder sehr verschieden modificierten Unterscheidungsmerkmale der verschiedenen Parteyen. Daß manche schöne Verheißung, womit die Central ihre Wirk-

samkeit eröffnete, vorzüglich die versprochene Abschaffung des Nepotismus bey Besetzung der Aemter und Stellen, nur Verheißung blieb, mochte um so weniger auffallen, je tiefer durch langen Mißbrauch der Gewalt manche Gebrechen eingewurzelt waren, und zugleich oft das Geld, der Nerv bey der Ausführung, fehlte. Dazu die Eigenmächtigkeit der Provinzialjunten, der Mangel an Einheit und Subordination bey den Befehlshabern, die den Spaniern eigenthümliche Langsamkeit, die Folge des vorherrschenden Obscurantismus, das alles gibt schon die Grundzüge des Gemäldes, welches der Vf. im zweyten Kapitel: von den Bewegungen der spanischen Armee bis zur Ankunft Napoleons in Spanien, entwirft. Mit geringerer Macht, denn sämtliche spanische Armeen betrug, nach einer genauen hier aufgestellten Berechnung bey Napoleons Ankunft nicht über 96000 Mann, zum Theil jungen Truppen, und ohne die gehörige Artillerie und Reiterey, unter zwieträchtigen, auf einander eifersüchtigen und oft unfähigen Generalen, stellten sich die Spanier in einer ausgedehnten schwachen Stellung den Franzosen entgegen, deren Macht in Navarra und Biscaya auf nicht weniger als 118,000 Mann, worunter 22000 Mann Reiterey, gestiegen war. Drittes Kap. Eröffnung des Feldzugs. Blake's Rückzug von Bilbao. Schlacht bey Espinosa. Lefebvre gab gleich anfangs den Befehl, die Gefangenen niederzuschießen, allein sowohl dieß als die Greuel, welche seine Truppen bald darauf zu Balmaceda, so wie das Corps von Soult zu Reynosa und an andern Orten übten, verfehlten des angeblichen Zwecks Furcht einzujagen durchaus und entflammten nur die Spanier zu noch wilderer Wuth. Viertes Kap. Bewegungen Napoleons. Schlachten bey Burgos und Tudela. Die Uneinigkeit und die Eifersucht zwischen Castannos und Palafox

trug nicht wenig zu Napoleons schnellen Erfolgen bey. Palafox selbst, dem die Vertheidigung von Saragoza einen unverdienten Ruhm gegeben, war schon vor der Schlacht von Tudela nach Saragoza zurückgekehrt. 5. Kap. Madrid. Gefecht bey Somosierra und Einnahme der Hauptstadt. Den Verrath des Generals Morla, der die Engländer tödtlich haßte, bestätigt auch unser Vf.; nur so konnte Madrid, wo das Volk vor Begierde brannte, der Welt ein würdiges Seitenstück zu Saragoza's Heldenmuth zu zeigen, eine leichte Beute der Franzosen werden. 6. Kap. Napoleons Plane; seine Ansichten über Spanien und seine Decrete. Aus Napoleons Decreten nach dem Einzuge in Madrid geht gar deutlich hervor, daß auch er die Geistlichkeit und den durch sie erregten religiösen Fanatismus, nicht für die Hauptquellen der Revolution ansah. Jene Decrete sprechen nur von den durch viele Individuen angesponnenen Complots; nur ein einziger Geistlicher, der Bischof von St. Ander, ward von der erklärten Amnestie ausgenommen. Daß es recht eigentlich die Masse des Volks, der Mittelstand und die unteren Classen waren, welche die Revolution wollten, zeigte sich gleich darauf ebenfalls zu Madrid, wo Magistrat, Adel und Geistlichkeit sehr bereitwillig eine Dankadresse an Napoleon überreichten und um Josephs Rückkehr baten; nur von den Gilden konnte man keine gehörige Zahl freywilliger Theilnehmer aufbringen. Wie sehr der schon früh anhebende Zwist zwischen Napoleon und Joseph der Ausführung der Plane des ersteren schadete, ist auch hier nicht unbemerkt gelassen. 7. Kap. Schicksal der Armee von Estremadura und des Centrum's. Die Junta Central in Sevilla. Die Schwäche der Anführer und die schlechte Verpflegung der Truppen, erweckte bey diesen bald den Verdacht des Verraths; Meutereyen zerrütteten die noch

nicht vernichteten spanischen Armeen; verschiedene Generale, wie zu Talavera de la Reyna San Juan, fielen als Opfer grundlosen Verdachtes, die wahren Verräther blieben dagegen gewöhnlich ungestraft. Auch die Junta Central entging auf ihrer Flucht von Aranjuez nach Sevilla dem Argwohne und den Beschuldigungen nicht, wiewohl ihr ebenfalls hauptsächlich nur Schwäche und Unfähigkeit zur Last fiel. 8. Kap. Zustand der Nation. Maaßregeln der Junta Central. 'Verrath zerrüttete und verlor Staaten, aber mehr Unglück brachte das Wort in die Welt, als die That selbst. Es hat indeß auch Staaten erhalten und ein Beyspiel hiervon gibt Spanien' mit diesen Worten beginnt das 8. Kap. So fest waren die Spanier von ihrer Ueberlegenheit überzeugt, daß sie alle Unfälle, die sie erlitten, nur dem Verrathe zuschrieben, und dieser Glaube an ihre Ueberlegenheit war es recht eigentlich, der bey ihnen den Fanatismus und damit die Kraft zum Widerstande erhielt. Was der Augenblick nicht gab, erwartete der zähe Spanier nichts desto weniger zuversichtlich vom Laufe der Zeit. Die übertriebensten Nachrichten fanden Glauben, so bald sie nur das Gehoffte verkündigten, die entschiedensten Unfälle dagegen wurden geleugnet und kam auch endlich die Wahrheit an den Tag, so geschah es doch nur allmählich und der erste betäubende Eindruck war glücklich überwunden. Dazu die Grausamkeit der Franzosen, der Hohn, womit sie die Religion behandelten, wodurch denn allerdings hin und wieder ein rein religiöser Fanatismus bey dem Volke erweckt ward. Die höhere Geistlichkeit neigte sich dagegen so sehr zu Joseph, daß ein heftiges Decret der Junta Central vom 24. April 1809 die Bischöfe, welche die Partey des Feindes ergriffen, für Hochverräther erklärte. Als nachmals Ferdinand zurückkehrte, wurden die mehrsten wahren Hochverräther aus dieser Klasse eifrige Verfolger der Patrioten

(S. 105). Entscheidend für das endliche Resultat des großen Kampfes ward Napoleons persönliche Entfernung aus Spanien, dann die Bildung der Guerillas, worüber bereits ein Decret der Central vom 28. Decemb. 1808 die Grundbestimmungen enthielt und welches, weil es im Geiste der Nation war, aller Orten zur Ausführung kam, während manche andere Decrete bey der Eifersucht der Provinzialjuntos auf ihre Autorität unausgeführt blieben. Auch die reichen Geldhülfen, welche Spanien hauptsächlich bis zu Ende des May's 1809 aus America erhielt, trugen wesentlich zur Unterhaltung des Kampfes bey. 9. Kap. Napoleons Zug gegen die Engländer. So wie bey einer englischen Armee der Rückzug beginnt, nimmt auch ungeheures Marodieren überhand; keine noch so strenge Strafe und noch so drohende Gefahr vermag es zu verhindern; das erfuhr Moore auf seinem Rückzuge, der ihn 6 bis 7000 Mann kostete, dasselbe Wellington im J. 1812 auf seinem dreytägigen Rückzuge von Salamanca nach Ciudad Rodrigo; dagegen bleibt der Muth der Soldaten, trotz des Rückzugs, ungebrochen, und dreist kann der Feldherr mit der Armee in einem solchen Falle eine Schlacht wagen; einen neuen Beweis dazu gab die Schlacht von Corunna. Die Nachlässigkeit la Romana's — unser Vf. nennt ihn einen zerstreuten Gelehrten — trug nicht wenig zu dem unglücklichen Ausgange der englischen Expedition bey. 10. Kap. Cuesta in Estremadura — Infantado in Ouenca und Palacios in der Sierra Morena. Daß nicht, wie so manche meinen, die Engländer allein die Halbinsel gerettet, sondern daß es der unbeugsame Sinn der Masse der Nation gewesen, die noch vor der Ankunft Wellesley's mit einem neuen englischen Heere, den Kampf, der nach dem Rückzuge Moore's gänzlich beendigt schien, widerum aufgenommen, sucht der Vf. in diesem Kap. hauptsächlich darzuthun. Nach jeder Niederlage

sammelten sich mit Leichtigkeit neue Schaaren. Die Greuel, welche der Marschall Victor auf seinem Zuge gegen Infantado übte, übertrafen wo möglich noch die, welche früher Lefebvre und Soult verübt.

11. Kap. Zweyte Belagerung von Saragoza. Die zweyte Vertheidigung Saragozas, obgleich sie, wie der Vf. durch seine Erzählung beweist, die erste nicht erreichte, trug dennoch vorzüglich dazu bey, den Muth der spanischen Nation in einer Zeit wieder aufzurichten, wo auf allen Seiten nur Unfälle erfolgten. Palafox zeigte sich in dieser zweyten Belagerung noch weniger als in der ersten seinem Posten gewachsen. Nur ein Verdienst und freylich kein geringes für den Befehlshaber eines angegriffenen Platzes, kann ihm auch dießmal nicht abgesprochen werden: der feste Wille, sich nicht ergeben zu wollen!

12. Kap. Begebenheiten in Valencia am Ende der Belagerung Saragozas. Den spanischen Verlust während der zweyten Belagerung schätzt unser Vf. auf nicht weniger als 20,000 Menschen beiderley Geschlechts, den französischen, den Rogiat nur zu 3000 Mann berechnet, auf wenigstens 10000; die Spanier schätzten ihn auf 17000—25000 M. Die Capitulation von Saragoza ward mehrfach auf schmäliche Weise von den Franzosen verlegt; die Belohnungen und Vorrechte zuzugestehen, welche die Central den Vertheidigern Saragozas bewilligt, ward nachmals bey Ferdinands Rückkehr vergessen.

13. Kap. Catalonien bis Ende 1808. Unter allen spanischen Provinzen zeigte Catalonien von Anfang an die unbeugsamste Standhaftigkeit, die kein Unfall zu brechen vermochte.

14. Kap. Aragon nach Saragozas Einnahme. Auch in Aragon ward durch Saragozas Fall keinesweges die gehoffte allgemeine Unterwerfung bewirkt. Um so schneller ermannte sich auch hier bald das Volk aufs neue, als der ausbrechende Krieg mit Oestreich einen Theil der französischen Armee und manche ihrer gefürchte-

sten Anführer aus Spanien abrief und ward gleich Blake's Armee bald darauf bey Belchite gesprengt, so vermochte dennoch Suchet nicht, selbst durch die blutigste Strenge, Arragon gänzlich zu entwaffnen. Immer zahlreicher bildeten sich schon jetzt aller Orten Guerillas; schon seit dem Anfange des J. 1809 wurden Empecinado, Renovales, Villa Campa, Xavier Mina und andere bekannt und gefürchtet.

15. Kap. Gerona und Alvarez. Als würdiges Seitenstück zu Zaragoza glänzt in der Geschichte des spanischen Krieges die Vertheidigung von Gerona und ungleich mehr als Palafox verdient der tapfere Alvarez seinen Ruhm. Von dem Sieger wurden beide Anführer auf eine unwürdige Weise behandelt. Während Palafox in den Kerker von Vincennes schmachtete, ward Alvarez kaum von einem schweren Nervenfieber genesen, nach Frankreich, dann nach Figueras geschleppt, um dort vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Bald darauf erscholl die Nachricht seines Todes; die Catalanen behaupteten, er sey durch Gift hingerichtet, oder im Kerker erwürgt.

16. Kap. Feldzug in Estramadura. Schlacht bey Medelin. Mehrere hundert gefangene Spanier wurden nach der Schlacht bey Medelin, weil sie nicht vollständig uniformirt waren, auf Victor's Befehl erschossen, auch befahl derselbe, alle und jede Gefangene, die wegen Ermattung nicht weiter transportirt werden könnten, niederzuschießen. — Zum Schluß fügen wir nur noch den Wunsch hinzu, daß der Vf. bald im Stande seyn möge, das Versprechen zu lösen, was er in der in mehrfacher Hinsicht höchst lesenswerthen Vorrede gegeben, dem ersten Theile einer vielleicht möglichen — wir sagen lieber, höchst wünschenswerthen und höchst verdienten — zweyten Ausgabe seines Werks, ein Verzeichniß aller von ihm benutzten großentheils spanischen Bücher und Schriften anhängen zu wollen.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

71. Stück.

Den 3. May 1828.

Frankfurt am Main.

Bei Ludw. Reinherz, 1827: Deutsche Sprachlehre von Dr. Karl Ferd. Becker. B. 1. mit dem zweyten Titel: Organism der Sprache als Einleitung zur deutschen Grammatik. XVI und 368 S. in Großoctav.

Wir fühlen uns zu der Anzeige dieses Buches doppelt verpflichtet: erstens durch den innern Werth desselben, zweytens dadurch daß es uns Gelegenheit gibt, eine alte Schuld abzutragen. Hr. Dr. Becker gab nämlich im J. 1824 im Verlage der Hermannschen Buchhandlung in Frankfurt ein Buch heraus: die deutsche Wortbildung, oder die organische Entwicklung der deutschen Sprache in der Ableitung (XIV und 452 Seiten in 8.), welches, nach einem zweyten Titel, das vierte Stück der Abhandlungen des 'Frankfurtischen Gelehrtenvereins für deutsche Sprache' ausmacht, und widmete dieses der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen. So angenehm der Kön. Ges. dieser Be-

weiß des fortdauernden Andenkens war, das der achtungswürdige Verfasser für sie hegt, und so gern sie dieß bey einer Anzeige des ihr gewidmeten Buches in diesen Blättern ausgesprochen hätte, so wartete sie doch auf diese Gelegenheit vergeblich, und es ist ihr daher um so erwünschter, jetzt nachholen zu können was früher, obgleich unverschuldet, versäumt wurde. — Die Idee, daß die Sprache, als ein organisches Erzeugniß der menschlichen Natur, selbst als ein organisch gegliedertes Ganzes anzusehen sey, war in der erstern Schrift nur auf eine besondere Seite der Sprache, die Ableitung, angewendet. In diesem zweyten Versuche machte es sich der Verfasser, der seinen Beruf für physiologische Untersuchungen schon in seiner im J. 1802 von der hiesigen medicinischen Facultät gekrönten Preisschrift beurfundet hatte, zur Aufgabe, die ganze Sprache physiologisch zu bearbeiten, und alle Verhältnisse derselben als organische Verhältnisse darzustellen. Es mußte also natürlich in diese Schrift manches aus der früheren aufgenommen werden, so daß eine Anzeige der letztern auch für die erstere gelten kann. — Der I. Abschn. handelt von dem Organism der Sprache überhaupt. Die Sprache ist organische Verrichtung der Gattung. Denn das menschliche Leben fordert nicht bloß, wie das Leben der Thiere, ein instinctartiges Beysamenseyn, durch welches die Erhaltung der Gattung bedingt ist; es fordert zugleich eine gesellige Mittheilung der Gedanken, eine gemeinsame Entwicklung des geistigen Lebens, durch welche auch das geistige Leben des Menschen zum Gattungslieben wird. In dieser Hinsicht vergleicht sich die Sprache der Sexualfunction, und setzt einen zweyfachen Apparat von Organen voraus,

einen zum Geben — Sprechorgane — und einen zum Empfangen — Hörorgane —, die beide sehr früh im Leben ihre volle Ausbildung erhalten, und eben dadurch die höhere Bedeutung des geistigen anzeigen. Der Wille wirkt, wie bey dem Athemholen und manchen andern Verrichtungen mehr beschränkend als erregend: der Mensch spricht, weil er denkt; er schweigt, weil er will; sprechen lernt er eigentlich nicht, aber er lernt schweigen. Als organisches Naturproduct, das nicht mit Willkür und Bewußtseyn, sondern nach einer innern Nothwendigkeit hervorgebracht ist, unterscheidet sich die Sprache von jedem Werke menschlicher Erfindung und Kunst. Bedürfte die Richtigkeit dieser Ansicht noch eines Beweises, so bietet sich dieser in den Lautverhältnissen dar, die zwischen den aus Einer Urquelle geflossenen Sprachen statt finden. Wenn unter äußern Einflüssen, bey denen freylich der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung auf immer ein Geheimniß bleiben wird, der Bildungstrieb auf eine abweichende aber durchaus gleichförmig abweichende Weise wirkt; wenn, um nur ein, und zwar ein ganz nahe liegendes Beyspiel zu geben, aus jedem hochdeutschen *z* eben so regeltreu ein niederdeutsches *t* wird, wie auf dem Kopfe des Negers das Haar sich krau-
 yert: so wird dieß einzig und allein unter Voraussetzung eines sich innerlich gleich bleibenden aber in seiner Aeußerung modificierten Organismus begreiflich. Jac. Grimm hat in seiner Grammatik diese so mannigfach wichtige Lehre, die Hr. Dr. B. weniger hervorgehoben hat, so klar und vollständig dargestellt, daß es hier genügt, darauf zu verweisen. — Die Wechselbeziehung in der Sprache, die sich, wie in der ganzen Natur auf ein organisches Differenzver-

hältniß, d. h. auf den Gegensatz von Thätigkeit und Seyn, gründet, hat sich in der Sprache als Differenz von Begriff und Laut gestaltet, und hieraus entwickeln sich alle Differenzverhältnisse auf organische Weise. II. Abschn. Organische Lautbildung. Die Rolle, welche die Spiranten spielen, kann der Aufmerksamkeit des Forschers nicht genug empfohlen werden. III. Abschn. Organische Wortbildung. Wurzelbegriffe, Wurzelverben . . . Stämme, zu Endungen gewordene Stämme. Agglutination. Synthetische und analytische Sprachen. IV. Abschnitt. Organische Satzbildung. 1. im allgemeinen. Der Hauptbegriff, der eigentliche Inhalt des Satzes ist das Prädicat. 2. Verhältnisse des einfachen Satzes, 3. des zusammengesetzten Satzes. 4. Topik und Flexion.

Wir mußten hier uns darauf beschränken, den Umriss des Werkes im Allgemeinen anzudeuten, und von dem Einzelnen nur Weniges, und abgerissen, als Probe auszuheben. Wir hoffen aber, daß dieses hinreichend seyn wird, um unsere Leser auf die Arbeit des Hn. Dr. B. aufmerksam zu machen. Diejenigen, welche mit den trefflichen Untersuchungen des Freyh. Wilh. von Humboldt bekannt sind, werden im voraus erwarten, daß Hr. Dr. B. in seiner Grundansicht mit diesem scharfsinnigen Forscher zusammenrifft. Die Anwendung dieser Grundansicht auf die einzelnen Theile der Sprache zeigt durchaus, daß der Verfasser mit dem vertraut ist, was sich auf seinen Gegenstand bezieht, und daß er historische und vergleichende Sprachforschung als unentbehrliches Hülfsmittel der physiologischen Untersuchungen anerkennt. Die historische Sprachforschung, sagt er, verhält sich zur eigentlichen Sprachlehre wie die Natur-

geschichte zur eigentlichen Naturlehre: sie muß daher, wie die Naturgeschichte, vergleichend seyn. Wie aus der vergleichenden Zoologie die organischen Verhältnisse der Thierkörper, so gehen aus der vergleichenden Zusammenstellung der Sprachen und Mundarten verschiedener Zeiten und Völker die organischen Verhältnisse der Sprache hervor: und die Resultate der historischen Forschungen haben für die Sprachlehre nur dadurch Bedeutung und Werth, daß sich in ihnen die organischen Verhältnisse der Sprache offenbaren. — Die vergleichende Zoologie hat uns gelehrt, daß von den verschiedenen thierischen Berrichtungen und den ihnen vorstehenden Organen die einen in dieser und die andern in jener Thierklasse sich in der höchsten Vollkommenheit entwickelt haben, und daß die Hauptfunctionen des thierischen Lebens auf diese Weise gewissermaßen unter die verschiedenen Thierklassen vertheilt sind. Diesem ähnliche Resultate haben wir auch von der vergleichenden Sprachforschung zu erwarten; sie wird uns lehren, daß von den besondern organischen Functionen der Sprache die eine in dieser, die andere in jener besondern Sprache ihre höchste Entwicklung erlangt, und daß nur die Gesammtheit aller Sprachen alle organische Verhältnisse der Sprache in ihrer Vollkommenheit darstellt. So scheint sich z. B. der Wohlklang (die rhythmische Seite) in der deutschen, der Wohl laut (die euphonische Seite) hingegen in der griechischen und lateinischen Sprache vollkommener entwickelt zu haben; und wie die Conjugation des Vollwortes in der griechischen, so scheint die Declination des Substantivs in der finnischen Sprache die höchste Stufe der Entwicklung erreicht zu haben.

Wo Hr. Dr. B. Vermuthungen wagt, zeigt

er sich scharfsinnig aber nicht absprechend. Erörterungen entgegen stehender Meinungen, wie z. B. über das mit lich gebildete Adjectiv, das er den Adjectiven auf ig, isch und en gleich stellt, über die Vorsylbe ge, die ihm nicht für Partikel sondern nur für verstärkten Anlaut gilt, über das Pronomen, das er für eine abgelösete Conjugations-Endung erklärt, und mehr dergleichen, werden ihm daher gewiß willkommen seyn: eine Anzeige des Buches kann höchstens solche Prüfungen anregen; sie gründlich durchzuführen würde Bogen nicht Seiten erfordern.

P a r i s.

Recherches nouvelles et Observations pratiques sur le Croup et sur le Coqueluche; suivies de considérations sur plusieurs maladies de la poitrine et du conduit de la respiration dans l'enfance et dans la jeunesse; par Théodore Guibert D. M. ancien élève interne de première classe de l'hôpital des enfans etc. 1824. 326 S. in 8.

Das Vorzüglichste, dem in den beiden genannten Krankheiten vermöge seiner Anstellungen in Spitalern für Kinder, wohl erfahrenen Vfs., möchte sich auf folgende Bemerkungen beschränken. Die Angine variolique habe mit dem wahren Croup große Aehnlichkeit. (Bekanntlich bewies C. L. Hofmann daß die Pocken durch Entzündung der Lungen tödten.) Er habe mehrere Male Magen- und Darm-Entzündung als Folge des Croups vom Gebrauche des sulfure de potasse entstehen gesehen, lobt ungemein Hn. Guersent, empfiehlt nachdrücklichst warme Bäder, und erklärt Opium für schädlich. Die Tracheotomie habe noch in keinem einzigen Falle gehol-

fen. Achtzehn Beobachtungen werden als Belege nebst Leichenöffnungen erzählt. In der 12. Obs. ging die Entzündung der Luftröhre in eine vermuthlich durch Sulfure de potasse bewirkte tödtliche Entzündung des Magens über. Aus der Behandlung des Croup's will der Verf. die Polygola gänzlich verbannt wissen, als ein entweder nicht hinreichend wirksames, oder selbst gefährliches Mittel.

La Coqueluche est une toux essentiellement nerveuse ou spasmodique. Selten sey der Reichhusten ohne Complication. Reichhusten sey bey Kindern eben das was Asthma bey alten Leuten. Schätzbar sind des Vf. Leichenöffnungen, bey denen er unter andern die Nervenknotten der Luftröhrenäste entzündet antraf. In seiner Ansicht des Reichhustens als eines wesentlichen Nervenleidens stimme er gänzlich mit Stoll überein. Er unterscheidet Coqueluche catarrhale und Coquel. avec pneumonie. Auf das Einreiben der Brechweinsteinsalbe sah er Diarrhoe erfolgen, dagegen die Tinct. Castorei sich nützlich beweise. Hr. Nauche gebrauche gegen den Reichhusten Extractum stramonii zu einem Viertel Gran in einer Pille mit glücklichstem Erfolge. Alle Säuren schienen zu schaden. Laue Bäder könnten auch in dieser Krankheit nicht genug empfohlen werden. Belladonna nütze nur in der zweyten Periode derselben, denn in der ersten schadet sie, durch Verursachung von Durst, Trockenheit der Kehle und Fieber. Specacuanna nützt im Anfange, Peruvische Rinde am Ende der Krankheit; Reichhusten und Augenentzündung schienen zu alternieren. Das ganze Werk ist übrigens schulgerecht abgefaßt und beweist Bekanntschaft wenigstens mit einigen der vorzüglichsten Werke der Ausländer über dieselben Gegenstände.

H a m b u r g.

Rede bey der feyerlichen Aufstellung des Bildnisses des verstorbenen Dr. Gurlitt im ersten Hörsaale des Hamburgischen Johanneums, am 29. Nov. 1827 gehalten vom Prof. Cornelius Müller. 1828. 38 S. in 8.

Ein würdiges Todtenopfer den Manen des unvergeßlichen, um das Hamburgische Johanneum sowohl als Gymnasium hochverdienten Gurlitt, bey einer eben so würdigen Gelegenheit dargebracht. Viele der Schüler und Verehrer des Verewigten bewirkten es, daß sein Bildniß, gemalt von seinem Collegen Hardorf, in dem Hörsaale des Johanneums feyerlich aufgestellt wurde. Bey dieser Gelegenheit ward die hier bemerkte Rede von seinem vormaligen Zögling und nachmaligen Collegen Prof. Müller gehalten. Sie schildert den Verewigten als Gelehrten, als Lehrer und Menschen in der ungeschminkten Sprache des Herzens, mit eben so viel Wahrheit als Freymüthigkeit; und gibt zugleich die angenehme Hoffnung, daß wir noch eine lateinische Biographie desselben aus der Feder des Redners zu erwarten haben. Zugleich mit dieser Rede erhielten wir den musterhaft gefertigten Catalog der Bibliothek des Verstorbenen, die am 18ten August d. J. meistbietend verkauft werden soll; und vielleicht interessirt es manche Leser dieser Blätter, wenn wir ihnen die Versicherung geben, daß sie eine so reiche zugleich und ausgefuchte Sammlung für das Fach der classischen Literatur in ihrem ganzen Umfange, und demnächst der theologischen und philosophischen, nicht leicht wieder finden möchten.

Hn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

72. Stück.

Den 3. May 1828.

S a l l e.

Bey Ruff: Deutsche Alterthümer, oder Archiv für alte und mittlere Geschichte, Geographie und Alterthümer insonderheit der germanischen Völkerstämme, nebst einer Chronik des Thüringisch-Sächsischen Vereins zur Erforschung des vaterländischen Alterthums, herausgegeben von Prof. Dr. Friedr. Kruse. Erster Band, 1. — 6. Heft 1824. Zweyter Band, 1. — 5. Heft. 1826. (mit lithographischen Tafeln).

Unter den zahlreichen Gesellschaften, die sich während der letztern Decennien in Deutschland gebildet haben, um die ältere deutsche Specialgeschichte zu fördern, nimmt der Thüringisch-Sächsische Verein 'zur Erforschung des vaterländischen Alterthums' einen vorzüglichen Platz ein. Das Verdienst davon darf wohl dem Herausgeber dieses Archivs beygelegt werden, der, wenn auch nicht erster Stifter des Vereins, demselben doch eine Ausdehnung zu geben gewußt hat, dessen sich wohl wenige Andere zu rühmen haben möchten. Er sah ein, wie wenig die

gleichsam monographischen Untersuchungen historischer und archäologischer Alterthümer, da wo sie der Zufall gerade entdeckt, von dem Historiker vom Fache für das Ganze genutzt werden können, wenn sie nicht mit stetem Hinblick auf die Alterthümer anderer Theile Deutschlands angestellt werden. Diesem Mangel abzuhelpfen, ward dafür gesorgt, die Theilnahme dieser Gesellschaft fast in allen Gegenden Deutschlands zu verbreiten; und wirklich ist die Zahl ihrer Mitglieder schon über 300 angewachsen; es ward ferner aus den Beyträgen derselben eine Kasse gebildet, um die Kosten für Ausgrabungen, Aufnahme von Zeichnungen und Anlegung einer Sammlung zu bestreiten; und endlich das vorliegende Archiv dazu bestimmt, die eingehenden Aufsätze der Mitglieder zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Da in demselben jede interessante Entdeckung, auch die des bloßen Sammlers deutscher Alterthümer niedergelegt werden sollte, so kann es nicht fehlen, daß die hier mitgetheilten einzelnen Aufsätze von verschiedenem Werthe seyn müssen; indessen auch das Unhaltbare des einen oder andern hat in darauf folgenden zu ergiebigen Erörterungen und Berichtigungen geführt. Wir dürfen nach dem Zwecke unserer Blätter nur das Wichtigere ausheben. Band 1. Heft 1. Ueber Zweck und Mittel bey Forschungen im Gebiete germanischen Alterthums, vom Herausgeber. Aufzählung dessen, was in Deutschland für Aufklärung germanischer Alterthümer in neuern Zeiten geschehen. Auch von genauer Beschreibung altgermanischer Grabstätten sey viel zu hoffen; namentlich für Grenzbestimmung germanischer Völkerschaften durch die verschiedenen Arten der Grabhügel, wie der Urnen. Allein es läßt sich

nachweisen, daß es in denselben Theilen Deutschlands verschiedene Arten von Grabhügeln gibt, die allenthalben, so weit germanische Völkerstämme verbreitet waren, wieder vorkommen, und sich im wesentlichen nur darin unterscheiden, daß die eine Art dieser Hügel Grabkammern enthielt, während die Leichen- oder Aschenurnen in der andern unmittelbar in die Erde eingesenkt wurden. Die Abweichung in der Structur jener Grabkammern aber hängt nur mit der Verschiedenheit des vorhandenen Baumaterials an Steinen zusammen. Auch Urnenformen und Verzierungen sind nicht provincial verschieden, obwohl sie in einer und derselben Gegend gewöhnlich gleich sind, und auf fabrikmäßige Bearbeitung in solchen Gegenden hindeuten. Ueberhaupt sollte man den Ausgrabungen mehr einen technischen, als symbolisch-religiösen Werth beylegen, und sie mehr zur Erläuterung der Handelsverbindungen benutzen, als bisher versucht worden. Ohne eine genaue Kenntniß des bey dem Verbrennen und Begraben selbst beobachteten Ritus, wird die Ansicht über den religiösen Glauben, der dabey zum Grunde gelegen, allemal nur Hypothese bleiben; dieser Ritus aber läßt sich schwerlich aus den Hügeln herstellen. II. Sind die Urnenbegräbnisse im östlichen Deutschlande slavischen oder deutschen Ursprungs? Ohne Grund wird hier angenommen, daß die in den Urnen gefundenen Metallsachen aus einer früheren Zeit, als der der Slaven herrühren, und daß daher alle Gräber der Art nicht slavisch, so wie überhaupt das Verbrennen der Leichen nicht slavische Sitte gewesen. Die ausdrücklichen Zeugnisse des Bonifacius und Dittmar, daß die Binedi und andere Slaven ihre Todten verbrannt, sollten nur auf die un-

ter den Slaven wohnenden Germanen gezogen werden können. Man sieht leicht, daß das erstere erwiesen seyn mußte, um das zweyte wahrscheinlich zu machen. III. Vom Hn. Hofr. Reichard, über seine Völkerverbestimmung nach Ptolemäus. Als Specimen die Quadi. Die ganze Geschichte setzt sie nach Mähren; sie sind nie ausgewandert, aber von den Slaven in ihren Sizen überschwemmt worden. Heft 2. II. Ueber das im Bremenschen Lande Wursten gefundene goldene Halsband. Dieser Fund ist bereits in unsern Blättern 1823 St. 201 angezeigt worden. Hier wird es wahrscheinlich gemacht, daß dieser Schmuck die Arbeit eines altsächsischen Künstlers sey, und beyläufig die Vermuthung geäußert, daß die alte Heidenstadt, in deren Nachbarschaft das Halsband gefunden, das Phabiranum des Ptolemäus seyn könne. Allein was im Bremenschen eine Heidenstadt (Heidenstette) genannt wird, ist nichts anders, als ein sogen. Hünenbette, ein Grab aus colossalen Granitblöcken. Bey dem im Lande Wursten sind zwar — wie dieß sonderbarer Weise oft bey germanischen Gräbern der Fall ist — die Reste eines durch Erdwälle verschanzten Lagers sichtbar; aber die Möre und Heiden umher deuten keine Spur eines ehemals bebauten Ortes an. III. Alterthümer bey Kloster Rosleben. Gräber mit unverbrannten Skeletten. Bey allen lagen Steinmeißel in der Gegend des Mundes. Aus diesem Umstande läßt sich der so oft besprochene Zweck dieser Utensilien besser erklären, als indem man sie für symbolische Thorhammer ausgibt. Es läßt sich bis zur größten Wahrscheinlichkeit darthun, daß die in den Gräbern gefundenen steinernen Instrumente weder wirkliche noch symbolische Waf-

fenstücke, sondern nichts weiter als Instrumente zum Zubereiten und Zerlegen der Speisen waren. V. Vaterländische Glocken-Inscriptionen. Das bedeutende Alter, welches diesen Glocken, den Schriftzügen nach, beygelegt wird, ist in einem andern Aufsätze (Heft 4) bündig widerlegt worden. Heft 3. I. Ueber Xanten. Ein interessanter Aufsatz über die Römerzüge von hieraus ins Innere von Germanien. *Castra vetera* lag nicht, wie man sonst annahm, an der Stelle, wo ehemals Buderich, Wesel gegenüber; sondern $\frac{1}{2}$ Stunde von Xanten, auf einer Anhöhe, die jetzt noch Borßeberg (Barusberg) heißt. Bey Buderich ist gar kein Hügel, und doch sagt Tacitus: *Pars castrorum in collem leniter assurgens*. Bey dieser Anhöhe werden noch jetzt Denkmäler und Ueberreste römischer Werke gefunden. (Was indessen bey dieser Gelegenheit als ein altes Amphitheater beschrieben wird, möchte wohl nur ein Befestigungswerk seyn, da es nur aus Erdwällen, ohne Mauerwerk, besteht.) Von hier aus gegen den alten Rhein zu war die Brücke, deren Tacitus gedenkt; es war eine Pfahlbrücke, von welcher noch im 16. Jahrhundert Spuren aus dem Wasser hervorragten. Ferner: *Colonia Trajana* ist nicht das Dorf Kellen bey Cleve; dort strömte noch vor wenigen Jahrhunderten der Rhein; sondern Xanten, das noch in alten Urkunden *Troja*, und im 14. Jahrhundert *Sancta Troja* genannt wurde. Aus *Sancta* ward endlich Xanten. II. Alterthümer bey Weimar und Jena. Skelette in alten Gräbern; wegen des Schmuckes an Ringen, Halsbändern *cc.* und der Spuren von hölzernen Brettern merkwürdig. IV. Ueber ausgegrabene durchbohrte Kugeln aus gebranntem Thon. Es wird wahrscheinlich

gemacht, daß sie als Schlagkugeln an einem Stricke, wenigstens auf der Jagd, wie noch jetzt bey den Patagonen, gebraucht worden. Danach würde sich denn auch das in unsern Blättern 1826. St. 37. mitgetheilte Werkzeug aus einem Hessischen Grabe erklären lassen. VI. Gräber bey Keuschberg; dadurch merkwürdig, daß sie drey Fuß ins Gevierte in dem rothen Sandboden ausgestochen, und dann wieder, bey Einsenkung der Leichen, mit schwarzer Dammerde ausgefüllt waren. Man hat schon bey den nordischen Gräbern die Bemerkung gemacht, daß die Erde der Hügel, und der Sand zum Ausfüllen der Grabkammern gewöhnlich anderer Art sey, als der Boden worauf sie stehen. Heft 4. I. Ueber die Lage der alten kaiserlichen Pfalz Dornburg. Der Schulrath Schwabe zu Weimar hatte eine Abhandlung de Deo Thoro geschrieben, und darin Dornburg an der Saale für die, nach den Chronisten viel bestrittene Pfalz Dornburg oder Thornburg angenommen. Dagegen wird gezeigt, daß die Gegend der obern Saale nie zu Sachsen gehört; daß die von Dornburg datirten Kaiserl. Urkunden sich sämmtlich auf Geschäfte der Stifter und Klöster zu Magdeburg, Quedlinburg ic. beziehen; und daß daher die Kaiserliche Pfalz Dornburg an der Elbe zu suchen sey. Erst unter Conrad II. kommt Dornburg an der Saale vor. III. Alte Bronzgefäße (Gießkannen) in Thierform gestaltet. Das mitgetheilte Verzeichniß derselben ließe sich noch vermehren. Aber sehr merkwürdig ist die, freylich nur beyläufige Angabe, daß eines derselben in einer altgermanischen Graburne gefunden seyn soll, da der Stil dieser Gefäße sonst auf das Mittelalter deutet. IV. Merkwürdige Taufbecken = Inschriften.

Wieder einige Exemplare von den messingenen Schaalen nachgewiesen, die mit den Vorstellungen des Sündenfalls, Calabstraube, oder der Verkündigung verziert sind, und nicht selten als Taufbecken vorkommen. Die Erklärung der eigenthümlichen, aus 7 stets wiederkehrenden Buchstaben bestehenden Umschrift wird nie zur Gewißheit erhoben werden können, so lange man darin nur einzelne Buchstaben oder Sigle erblickt; denn was läßt sich nicht alles aus 7 einzelnen Buchstaben herauslesen. Etwas sehr Auffallendes liegt immer darin, daß eines Theils diese Buchstaben auf keinen andern Denkmälern vorkommen, und andern Theils doch das Costüm und der ganze Stil der Mittelbilder offenbar nicht über das 15te Jahrhundert hinaufreicht.

Hest 5. III. Grabhügel bey Salzwedel. Dieser Aufsatz liefert einen neuen Beweis, wie unsicher man ehemals ging, wenn man nach einzelnen wenigen Ausgrabungen die Begräbnißarten ganzer Gegenden schätzte. In einem sehr geringen Umkreise finden sich hier künstliche Grabhügel und natürliche, mit Steinkreisen umgeben und ohne solche, mit Aschenurnen und mit ganzen Skeletten.

Hest 6. II. Nachgrabungen bey Ober-Farrenstädt (zwischen Halle und Eisleben). Steinerner Grabkammern mit ganzen Leichen in Hügeln; merkwürdig wegen der sonst selten vorkommenden Sorgfalt in Bau und Verzierung der Kammern. In zweyen nämlich waren die Fugen der Steinplatten mit Thon ausgestrichen, um gegen das Eindringen der Nässe zu schützen, und über dieß lief längs der Fugen auf allen vier Seiten ein schwarzer Strich, als wäre er mit Ruß und Fett durch einen schlechten Pinsel gestrichen. Für den Naturforscher wird die Bemerkung wichtig seyn, daß in

den dortigen Gräbern sehr häufig die Skelette des Lemmings (Wanderm Maus, Springmaus) gefunden werden, die den Leichen nachgegangen sind, während sie in Menge jetzt nur in Lappland und Sibirien leben. Band 2. Heft 1.

I. Die Feldzüge des Drusus im nördlichen Deutschlande, vom Hn. Dr. Wilhelm. Die einzelnen Züge werden genau verfolgt, und danach die Lage verschiedener Orte festzustellen versucht. Der Schiffkampf mit den Brucceren auf der Ems ereignete sich in der Gegend von Aschendorf und Meppen (vielleicht Siatudana und Teuderium des Ptol.). Der darauf erfolgte Einfall in das Gebiet der Chauken geschah in die Mündung der Fahde, denn der Dollart bekam erst durch die Meerfluthungen im J. 1277 sein jetziges seeartiges Ansehen. Hinsichtlich der Tropaea Drusi (des Ptol.) an der Weser wird einleuchtend bemerkt, wie gewagt es sey, jeden Ort dafür zu nehmen, der sich in trop oder trup endigt; allein weiterhin wird doch auch hier des Drusus Zug nach der Elbe besonders nach den Ortsnamen Troststadt (sonst Drossstadt) an der Werra, Drusen am Thüringerwalde, und der dasigen wüsten Mark Drusenrot bestimmt. Die berühmten Castra scelerata, wo Drusus starb, werden in einigen alten Verschanzungen bey dem Eisenachschen Dorfe Bogelsburg wiedergefunden. Doch eine Untersuchung wie diese kann nie ohne Conjectur durchgeführt werden; nur möchten gefundene römische Münzen nicht auf eine ehemalige Gegenwart der Römer, so wie Grabhügel nicht allemal auf ein Schlachtfeld schließen lassen. Heft 2 — 3. I. König Alfreds von England Beschreibung Deutschlands. Neben einer wörtlichen Uebersetzung des angelsächsischen Textes ist manches

durch die genaue Nachweisung der festen Punkte und Directionslinien erläutert, denen die Beschreibung nachgeht. III. Antiquarische Beschreibung der alten Klosterkirche Burgelin bey Jena. Schnittswerke aus dem Jahre 1142 dürften sich schwerlich nachweisen lassen. IV. Ueber Grabhügel bey Salzwedel. Die Wenden seyen in der Mark nie vorherrschend gewesen; sie haben ihre Niederlassungen nur hin und wieder eingeschoben, die sich noch jetzt durch Bauart, Boden, Bestellungsweise, Abgaben und Lebensweise von andern unterscheiden. Die Grabhügel der Wenden sollen sich dadurch auszeichnen, daß sie mit Steinkreisen umgeben sind; allein schon im 5ten Hefte dieses Archivs finden sich Nachrichten von eben solchen Grabhügeln bey Wehlar, wohin nie Wenden gedrungen sind. VIII. Nachricht von einem bey Halle entdeckten Grabe. Die Steinplatten der Grabkammer zeigten merkwürdige Spuren eingehauener Figuren, die eine Bilderschrift verrathen; die Gefäße standen zwischen einer Art doppelter hölzerner Tischplatte. IX. Ueber nordische Alterthümer, vom Hn. Prof. Raffn in Kopenhagen. Nachricht von einer gelehrten Gesellschaft zur Herausgabe altnordischer Sagen und Heldengeschichten. XI. Ueber alte Rundschanzen im Wittenberger Kreise und in der Niederlausitz. Die Umwallung derselben besteht aus aufgefahrener Erde, 4 — 8 Ellen hoch. Diese Erde enthält eine unglaubliche Menge Kohlen, Scherben kleiner Gefäße, und Knochen von Hirschen, Rehen, Damhirschen, Elenthieren, Schweinen, Pferden und Bibern; ferner Weizen, Hirse, Wicken und Eicheln, bald in reiner Gestalt, bald gebrannt, in Urnen beygesetzt; Geräte von

Knochen, Schlagsteine, Messer von Stahl, Sichel und bronzene Nadeln; nie aber die geringste Spur von Menschenknochen. Hr. Dr. Wilhelm hält den Platz für den heiligen Hain der Semnonen, obgleich nach Tacitus hier auch Menschenopfer fielen. Heft 4 — 5. I. u. II. Altterthümer bey Wehlar. Die Burg auf dem Kalsmunt wird, dem Mauerwerke und den Vorschriften des Vitruvius über den Mauerbau nach, für ein altrömisches Castell angesehen. Auch in dem Vallast Friedrich Barbarossas zu Gelnhausen werden Ueberbleibsel römischen Mauerwerks erkannt. Römische Castelle in dieser Gegend Deutschlands wären nun allerdings nicht befremdend; allein wenn der Aehnlichkeit des Mauerwerks wegen nun auch in den Ruinen auf dem Kyffhäuser in der goldenen Aue ein römisches Castell nachgewiesen werden soll, wie in einer Nachschrift des Hn. Herausgebers geschehen, so hält es Ref. für Pflicht, darauf aufmerksam zu machen, daß eines Theils die von Vitruv beschriebenen Mauerarten so aus der Natur der Sache und des Materials folgen, daß sie allenthalben früher oder später zur Anwendung kommen mußten (wie sie denn auch im Mittelalter angewandt sind) und andern Theils, daß Vitruv gerade das hier gefundene eigenthümliche Mauerwerk, mit roh facetierten Quadrern, nicht beschreibt. Die Sache indessen verdient alle Aufmerksamkeit.

Bl.

Paderborn und Arnsherg.

Bei J. Wesener, 1827: Schauspiele von Lord Byron, metrisch übersetzt von S. tor Hardt. Erstes Bändchen: Marino Faliero, Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8.

Ob der hier übersezte Schriftsteller ein Dichter im echten Sinne des Wortes, ob das characteristische Zeichen eines solchen, die eigenthümliche Einsicht in das wahre Seyn und Wesen der Dinge ihm beywohne, das kann und soll hier nicht untersucht werden. Ob er aber übersezenswerth und wie diese Uebersetzung gelungen? das eine kann gefragt, auf das zweyte muß geantwortet werden. Vom Standpunct des Literators, ja von mehreren andern aus, kann die Uebersetzungswürdigkeit noch erkannt und behauptet werden, wenn man auch gestehen muß, daß die Werke dieses Schriftstellers keineswegs der Lösung des Räthsels der Welt auf dem Wege der Wahrheit, in dem dem Dichter eigenthümlichen Gebiete gewidmet sind, ihnen also der Stempel der großen dichterischen Naturen abgeht. Dem widerspricht keineswegs das wirkksamste Vorhandensenn eines großen Theils derjenigen Eigenschaften, ohne welche der von der Wahrheit höchst erfüllte, doch kein Dichter ist. Und in wie reicher Fülle entwickelt diese nicht der in Rede stehende brillante englische Schriftsteller. An ihm wird der Geschichtsforscher über unsere Zeit den Einfluß gegenwärtig thätiger, einander entgegengesetzter, ja widerstreitender und doch sich nicht aufhebender Tendenzen, auf höchst begabte Individuen — erkennen und dadurch zur Milde in Beurtheilung manches zu Erzählenden sich aufgefordert finden; aber auch die zur Selbst-erkenntniß strebende Gegenwart kann nicht theilnahmlos daran vorübergehen, und wie wenig dieß der Fall, zeigt eben Byron's europäische Celebrität.

Für ein ausgebreitetes Publicum muß das hier angezeigte erste Bändchen einer die Gesamtwerke Byron's umfassen sollenden Verdeutschung

eine in hohem Grade erfreuliche und durch ihre Trefflichkeit überraschende Erscheinung seyn. Diese Uebersetzung hat nichts gemein mit der Fluth heutzutage immer frisch hervorquellender Buchhändlerspeculationen — es ist damit sichtlich auf das ernsteste würdigste gemeint, und die deutsche Literatur selbst, in welche der bisher unbekannt Name des Uebersetzers ehrenvoll eintritt, darf sich von diesem Unternehmen, falls es nur fortgesetzt wird, Gewinn versprechen. Dieses erste Buch enthält Marino Faliero, eine Wahl wozu sich, wie wir aus der Vorrede sehen, Hr. von Hardt unter andern auch durch vorhergegangene geschichtliche Studien, namentlich durch eine beynahe handschriftlich vollendete Geschichte der Verfassung und Verwaltung von Venedig veranlaßt fand. — Finden wir nun schon in der Uebersetzung des vorliegenden Trauerspiels mit nicht häufigen Ausnahmen den Sinn und Ton eines jeden Verses, in dem entsprechenden deutschen treu und poetisch wiedergegeben, so wird es uns erlaubt seyn, von fortgesetztem Studium und ausgebildeterem Talente das Vorzügliche zu erwarten. Wir sprechen hier von Talent, weil wir überzeugt sind, daß ohne ein solches eine Uebertragung niemals das Gepräge eines Originals der Sprache, in welche übersetzt ist, tragen wird, und doch ist das, wie fremdartige Sensationen sie auch hervorzurufen habe, letzte und höchste Absicht einer jeden.

Wie weit indeß hierin zu gehen, was diesem höchsten Vorzuge zu opfern sey, was nicht, hat eben der aus einem seltenen Mercin von Eigenschaften entstehende Tact des Talents zu entscheiden.

Was uns betrifft würden wir z. B. S. 7: the apparel of the state mit Zubehör der

Macht gerade in dieser Tragödie nicht billigen. Das schwierige he sits as rapt in duty einige Zeilen weiter, finden wir dagegen durch 'scheint er einzig der herzoglichen Pflicht anzugehören' sehr gut ausgedrückt. An mehreren Stellen muß die Uebertragung vom Standpunct höherer Anforderungen aus, zu frey genannt werden, so drückt der Uebersetzer for the last hour he has not turn'd a leaf durch 'daß er wie lange schon kein Blatt gewendet' aus S. 8. Für die Worte The sentence past on Michel Steno, born Patrician, and arraign'd upon the charge contain'd together with its penalty, within the rescript wich I now present finden wir nur 'daß über Michel Steno, einen Edlen zu Recht verkündet worden' (S. 11). Ferner: Wouldst thou repeat them — thou, a Faliero, Harp on the deep dishonour of our house? 'Willst du sie wiederholen? Du die Worte? Willst du, ein Falier das Gassenlied aufspielen von der Schande unsers Hauses' S. 12. Dann ist der leichte anscheinend nachlässige Ton, worin das Original gehalten ist, in der Uebersetzung nicht immer wiedergegeben, wobey wir freylich berücksichtigen, daß der Deutsche den Engländer in dieser Hinsicht nicht schlechthin nachzeichnen kann, schon weil sein Bersmaas strengeren Bedingungen unterworfen ist. Dennoch sollten die Worte des Originals Act. I. Scene I. Then you think he will not be judged hardly leichter gefügiger übertragen werden, als durch: 'Wird also nicht streng bestraft?' Gleiches gilt von der Antwort: 'Twere enough he be judged justly Genug wenn nur gerecht; ferner: What news Vincenzo? Vinz.: 'Tis decided; 'Was gabs Vincenzo? Vinz.: Entscheidung.'

Bey den Worten des Dogen Act. I. Scene II.: Yes — They are wond'rous dutiful, and ever humble drückt die Uebersetzung: 'Ja, sie zeigten allezeit viel Ehrerbietung und Gehorsam, die versteckte Ironie nicht so bestimmt als wond'rous aus. Warum die Worte: How Sir! do you menace? durch: 'Kerl du drohst?' übersetzt sind, ist nicht einzusehen. S. 31 scheint uns bey den Worten 'Ihr sollt es Beide, sollt es Tausende' die Ellipse wohl zu kühn, zu dem Worte 'sollt es' läßt sich das ausgelassene 'schützen' nicht ohne Zwang hinzudenken. Auch ist es kaum zu billigen, daß die Uebertragung abweichend vom Original hin und wieder Sätze fragweise stellt, z. B. S. 30: 'Und sie machten dich zum Herzog?' so ist umgekehrt bey den Worten: and this is to be borne? die fragweise Fassung im Deutschen nicht beybehalten worden, S. 15, und die Antwort: I say not that ist auch nicht so beengt wie in der Uebersetzung: 'das nicht Ohm!' Diese und ähnliche Mängel, die ohnehin im Verfolg immer seltener vorkommen, sind indeß nicht von der Art, dem Werth des Ganzen, dessen Verdienste im Einzelnen zu würdigen, uns die Schranke des Raums verbietet, Eintrag zu thun. Druck, Papier und Format sind recht gefällig, der Preis billig.

Heilbronn u. Rothenburg a. d. Tauber.

Bey Claß: Ueber den einseitigen Rücktritt von einem abgeschlossenen Gesellschaftsvertrage und dessen rechtliche Wirkungen. Ein civilistischer Versuch von Dr. Friedr. Ernst Roman, Rechtsconsulenten zu Heilbronn am Neckar. 1825. IV und 106 Seiten in 8.

Unter denjenigen Lehren des römischen Rechts, welche ungeachtet ihrer hohen practischen Wichtigkeit dennoch bis jetzt von den Rechtslehrern beynahe völlig im Dunkel gelassen sind, dürfte die auf dem Titel des oben angegebenen Werks angezeigt, eine der ersten Stellen einnehmen. Man durchgehe die sämtliche zu derselben angeführte Literatur; überall wird man bald mehr, bald weniger entweder allgemeine Grundsätze überhaupt, oder doch solche umfassende und genau bestimmte Normen vermissen, wie sie durch die Menge und Verschiedenheit der hier gedenkbaren einzelnen Fälle nothwendig gemacht werden; überall wird man auf Widersprüche in den Ansichten der Rechtslehren stoßen. Senes Chaos zu ordnen, und durch Auslegung und Erläuterung der jene Lehre behandelnden Gesetzesstellen eine umfassendere Theorie derselben aufzustellen, war die Aufgabe, die sich der Verf. wählte, und in der That glücklich gelöst hat. Das Resultat seiner Untersuchungen läßt sich auf folgende Sätze zurückführen: 1. Jedem der Gesellschafter, der Gesellschaftsvertrag mag Bestimmungen hierüber enthalten, welche er will, steht zu jeder Zeit der einseitige Rücktritt von diesem abgeschlossenen Vertrage offen. Auch ist 2. ein derartiger einseitiger Rücktritt in der Regel von keinen besondern Nachtheilen für den Aufkündigenden begleitet; es müßte denn 3. der Rücktritt entweder in der Absicht, einen Gewinn, welcher vertragsmäßig der Gesellschaft gebührt hätte, für sich zu behalten, oder die Aufkündigung einem Abwesenden, oder vor der Zeit, bis zu welcher der Gesellschaftsvertrag abgeschlossen worden, oder endlich zum besondern Nachtheil des Inbegriffs der Gesellschaftsmitglieder, und zwar in den drey letzten Fällen, ohne gerechte

Entschuldigungsgründe geschehen seyn. Geschlecht 4. ein Rücktritt auf solche, gesetzlich gemißbilligte Weise, so hat dieses für den Aufkündigenden die Folge, daß er entweder verpflichtet ist, an den Nachtheilen des Gesellschaftsvertrags in Rücksicht auf dessen Erfolg eine gewisse Zeit lang Theil nehmen zu müssen, ohne von den Vortheilen desselben participieren zu dürfen, oder, daß er von dem Verletzten auf die Erstattung des Interesses und zwar nach dessen Willkühr belangt werden kann, oder daß er endlich der Gesamtheit der Gesellschaftsmitglieder den dieser verursachten Schaden zu ersetzen hat; und gelten 5. die Sätze 2—4 nur unter der Voraussetzung, daß ein Anderes nicht bey Abschluß des Gesellschaftsvertrags bedungen worden ist.

Zur Beantwortung mehrerer den Preis früherer Jahrgänge der 'Gelehrten Anzeigen' betreffenden Anfragen wird hiermit angezeigt:

1. Für die Jahrgänge von 1786 bis 1816 ist der Preis des Jahrganges 2 Rthlr. Conventions-M.
2. Für die Jahrgänge von 1817 bis 1827 incl. ist der Preis des Jahrganges 3 Rthlr. Conv. M.
3. Bey dem Verkaufe einer beträchtlichen Reihe von Jahrgängen wird ein verhältnißmäßiger Rabat gegeben.

Die Expedition der Gelehrten
Anzeigen.

Stettingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

73. Stück.

Den 5. May 1828.

Greifswald.

Bei Koch, noch mit der Jahrzahl 1826, auf LXVI u. 171 S. gr. 8.: Lex Romana Burgundionum. Ex jure Romano et Germanico illustravit A. F. Barkow, J. U. D. et in Universitate literaria Gryphiswaldensi Antecessor.

Es gibt wohl wenige Leser, die an einem Buche dieser Art Theil nehmen, und nicht schon wissen, daß Herr Prof. B. schon als Privatdocent in Berlin auf diese Ausgabe Dessen, was lange Zeit aus Versehen Papiani responsa (dieselbe Abkürzung, wie bey den Griechen Αντιπαπιάνου) hieß, und weder mit Papinian noch Papien ursprünglich etwas zu thun hat, dachte. Schon 1817 gab er eine Probe davon heraus, von welcher Savigny im dritten Bande S. 160 sagt, daß sie die günstigsten Erwartungen erzeuge. Der Unterz. kann versichern, daß diese durch die lange Zeit, welche seitdem verfloßen ist, in der Ausführung nichts verloren

haben, wie man selbst aus der großen Zahl umgedruckter Blätter sieht. Die Vorrede enthält was man nur irgend als Einleitung zu einer Ausgabe wünschen kann, die Abfassung des Werks, die Handschriften und Ausgaben, und den Plan der gegenwärtigen. Dann kommen die sieben und vierzig Titel dieser *lex romana* mit Anmerkungen bis S. 134, und von da an die verschiedenen Lesarten. Was sich hier davon sagen läßt, ist nur die Bemerkung, wie lange es von Rittershusen bis auf Haubolds Ausgabe des westgothischen Gajus gewährt hat, ehe irgend jemand in Deutschland daran dachte, diese Ueberbleibsel des vorjustinianischen römischen Rechts so zu bearbeiten, wie doch eigentlich jeder alte Schriftsteller von Zeit zu Zeit bearbeitet werden sollte, denn selbst Ritters Ausgabe von Gothofredus Theodosischem Coder war doch mehr ein neuer Abdruck, als eine neue Bearbeitung, wenigstens die Novellen ausgenommen, und der Nachdruck von Schultings Ausgabe der kleinern Schriften gehört gar nicht hierher. Nun hat man freylich gesagt, die Entdeckung der Institutionen von Gajus sey die Ursache und nicht die Folge eines neuen Eifers für die gelehrte Bearbeitung des römischen Rechts, bekanntlich ist sogar diese Entdeckung für etwas ganz Zufälliges ausgegeben worden. Allein das gegenwärtige Buch dient denn doch zur Widerlegung dieser Ansicht, wie es schon die Jahrzahl der oben erwähnten Probe beweist.

Hugo.

P a r i s.

Bey Treuttel und Würk, 1827: Du perfectionnement des études légales dans l'état

actuel de la société. Par Joseph Rey de Grenoble, avocat, ancien magistrat. 108 Seiten gr. 8.

Das Buch zerfällt in zwey Kapitel, das erste von S. 7...48 ist geschichtlich, von da an kommen die Vorschläge des Verf. Zuerst wird Italien, Frankreich, England, die Angloamericains, Deutschland und die Niederlande durchgegangen, was bey ihnen für den Unterricht in der Rechtswissenschaft geschehen sey. Der Verf. thut auf alle gelehrtere Untersuchungen darüber Verzicht, und es wäre sehr ungerecht ihm darüber Vorwürfe machen zu wollen, wenn er etwa ein Jahrhundert statt des vorhergehenden nennt, oder neuere französische Begriffe, wie z. B. den der Universität auf Schottland überträgt, wo S. 25 sie aus vier collèges: Edinburg, Glasgow, St. Andrews und Aberdeen bestehen soll, und sich bey jeder Vorlesung eine eigene chaire dazu für denken möchte. Um so vollständiger ist der Verf. für die neuere Zeit, wo er z. B. seinen Aufenthalt in England benutzen kann, und vielleicht selbst deutsch geschriebene Bücher gelesen hat, wenigstens führt er Wendeborn und Savignys Beruf an, und die Fehler die dabey in der Rechtschreibung vorkommen, fallen ja nicht nothwendig ihm selbst zur Last. Besonders wir Deutsche sind ihm vielen Dank schuldig, denn fast so wie der Jesuitenfeind Montlosier Deutschland wegen seiner écoles de droit rühmt, so bekommen wir hier das Zeugniß, daß bey uns die Rechtswissenschaft auf unsern Universitäten, die er aus Willers schildert, bey weitem am vollständigsten gelehrt werde, wobey er sich auch auf Herrn Professor Warnkönig's Aufsatz in der *Thémis* und auf die Verzeichnisse der Vorlesungen beruft. Aus diesen letztern hat er denn fünf

und zwanzig eigentlich juristische und neun zur philosophischen Facultät gehörige Vorlesungen ausgezogen, unter welchen denn aber freylich mehrere vorkommen, bey welchen der Unterz. in Verlegenheit wäre anzugeben, wo sie gelesen würden, so sehr stehen da die auf einer einzelnen hohen Schule, etwa in einem einzelnen halben Jahre gehaltenen, z. B. über Eigenthum und Besiz, über Hypotheken, über Vormundschaften, selbst das Reise-Collegium, mitten unter denen, welche überall gehalten werden. Auch die Pandecten nach der legalen Ordnung, wie auch er sie, verglichen mit dem Titel seines eigenen Buches, auch nicht genau nennt, hat er mit aufgeführt. Dagegen fehlt das Naturrecht in allen den verschiedenen Arten, wie es behandelt wird, wo man jetzt auf einer hohen Schule, die der geneigte Leser errathen mag, fünf Lehrer, jeden mit seinem eigenen Plane und seinem eigenen Lehrbuche darüber, hat, gänzlich, ungeachtet er einen großen Werth auf diese philosophischen Untersuchungen legt, und sogar S. 2 das System von Owen, welches man in Deutschland gewiß auch 'bizarr' und 'barock' nennen mag, zur Erläuterung anführt, daß das Recht sehr viel einfacher seyn könnte, als wir es gewohnt sind. Auch von Vorlesungen über Texte sagt er nichts. So wie er die niederländischen hohen Schulen als eine Nachahmung der deutschen anführt, hätte er es auch mit den russischen thun können.

Seinen Vorschlägen schickt der Verf. Betrachtungen voraus, wie nöthig besonders in einem constitutionellen Staate einer Menge Leute die Kenntniß des Rechts sey. Dann kommen zwölf vorläufige, siebenzehn einleitende, eben so viel textualische oder positive und zwölf practische Studien vor.

In Anmerkungen ist bey jeder Nummer außgeführt, wie unentbehrlich sie sey, theils mit den Beyspielen anderer Universitäten, theils auch mit dem der académie de législation zu Paris. Die Hauptschwierigkeit bey der Ausführung dieser frommen Wünsche möchte wohl die seyn, ob das Besuchen aller dieser Vorlesungen einem Zwange unterworfen seyn soll oder nicht. Bey dem Zwange weiß man aus dem Beyspiele der deutschen Länder, auf deren hohen Schulen er Statt findet, wie man ihm zu entgehen sucht, indem die Vorlesungen, die man doch hören soll und nicht hören mag, sich dadurch zu empfehlen streben, daß sie so wenig Stunden wie möglich in der Woche gelesen, und im halben Jahre oder im ganzen recht spät angefangen und recht früh geendigt werden. Sagt doch selbst der Vf., der wahrscheinlich den in Frankreich üblichen namentlichen Aufruf der Zuhörer voraussetzt, S. 89 von etwas, was in den letzten Wochen eines andern Collegiums gelesen werde, es geschehe de la manière la plus insignifiante, à l'approche des vacances, époque où les étudiants commencent à désertter les cours. Auch davon sagt er nichts, wie viele Jahre man studieren soll, und dieß ist doch ein sehr wichtiger Punct, da bey unsern 3 Jahren gar leicht das was nicht durchaus vorgeschrieben ist, dem Vorgescriebenen aufgeopfert wird. Vorkenntnisse und Prüfungen, auf welche doch so unendlich viel ankommt, setzt der Verf. als bekannt voraus.

Sonderbar trifft es sich, daß gerade, während der Unterz. sich mit diesem Buche beschäftigt, er in der Zeitung liest, wie in Brasilien die Erlernung des Rechts und der Staatswissenschaft bey nahe nach dem Plane des Vfs. eingerichtet wird. Da sind aber auch 5 Jahre vorgeschrieben. Die

Unentgeltlichkeit der Vorlesungen kann dieß erleichtern, man weiß aber auch was sie sonst für Nachtheile hat.

Hugo.

G r e i f s w a l d.

Einige naturhistorische Bemerkungen über die Walle, nebst einer Abbildung, von Dr. Fridr. Rosenthal, ord. Prof. u. s. w. 8 S. Fol. 1827.

Schon in der epistola de Balaenopteris quibusdam etc. in der unser berühmte Verf. und der Herr Prof. Dr. Hornschuch dem hochverdienten Senior unserer medicinischen Facultät zu seinem halbhundertjährigen Doctor-Jubiläum glückwünschten, erhielten wir eine Beschreibung des Walls (*Balaena rostrata* var. major Fabric.), der im Frühling 1825 noch lebend auf das Sandufer der westlichen Küste Rügens geworfen, und von den Fischern aus Lischow mit Mühe getödtet worden war. Er wird darin als zu einer Species gehörig bestimmt, die dem Spitzwallfisch des Fabricius am nächsten steht. — In dieser Schrift beschreibt der Verfasser nun die Art wie man sich des Fisches bemächtigte, und ihn unter großen Schwierigkeiten nach dem eine halbe Meile von Greifswald entlegenen Hafen Wyk brachte, wo er zu seiner sorgfältigen Zergliederung, was er hier indessen nicht anführt, ein eigenes Haus von Brettern errichten ließ, und dadurch manche lehrreiche Beobachtung zu machen Gelegenheit erhielt, die er uns hoffentlich in Zukunft noch mittheilen wird. Für jetzt läßt er es bey einigen interessanten naturgeschichtlichen Bemerkungen bewenden. Da an den Ostseeküsten auch Delphine oder Tümmler

vorkommen, die unser Verfasser gerne untersuchen möchte, und da von ihrem Fange auch das Vaterland Nutzen zu hoffen hätte, man ihrer aber bis jetzt nicht recht habhaft zu werden weiß, so setzt er für denjenigen der dozu ein Werkzeug angibt, mit dem dieser Fang sicherer und leichter als mit der Harpune oder dem Schießgewehre geschehen kann, aus eigenen Mitteln eine Prämie von sechs Friderich'dor aus. Die Abbildung dieses Finnsfisches ist in Stein-druck vortrefflich ausgeführt, und nach dem verjüngten Maaßstabe höchst genau, und sie wird jedem Freunde der Naturgeschichte deshalb gewiß sehr willkommen seyn. Die kleine Schrift erschien zur Feyer des funfzigjährigen Amtsjubiläums, des Landrathes und ersten Burgemeisters der Stadt Greifswald, Dr. Meyer, eines sehr würdigen und um die Stadt hochverdienten Mannes, dem sie deshalb auch zugeeignet ist.

M a r b u r g.

Verlag von Garthe: Systematisches Repertorium der gesammten medicinischen Literatur Deutschlands, in Verbindung mit den Herren C. Hess, Pharmac., F. Hess, C. C. Hüter, G. Landgrebe, F. Robert und F. Rothamel, Drn. d. Med., herausgegeben von Dr. Dietr. Wilh. Heinr. Busch, Prof. u. s. w. in Marburg. Jahrg. 1823. Heft I. II.

Obgleich periodische Schriften eigentlich nicht zum Gegenstand unserer Anzeigen gehören, so glauben wir unsere Leser doch mit diesem systematischen Repertorium bekannt machen zu müssen. Es hat, nach der Erklärung des verdienten

Herausgebers, den Zweck, dem ärztlichen Publicum die neuesten Erscheinungen auf dem Felde der medicinischen Literatur Deutschlands, schneller als es bisher geschehen konnte, in einer systematischen Uebersicht bekannt zu machen, und für die Zukunft das Auffinden einzelner zerstreuter Abhandlungen zu erleichtern. Es enthält daher: 1) die Anzeige der größeren und kleineren Werke, die einen Gegenstand des ärztlichen Faches im weiteren Umfange betreffen; 2) die in sämtlichen medicinischen Zeitschriften niedergelegten Abhandlungen in systematischer Ordnung, mit Angabe des Wesentlichen des Inhalts; 3) die Angabe neuer Auflagen bereits früher erschienener Werke; 4) Anzeigen, wo die Recensionen einzelner Werke zu finden sind; und 5) die Anzeige der auf den deutschen Universitäten erscheinenden Inaugural- und anderer Gelegenheitschriften ärztlichen Inhalts. Kritik ist ausgeschlossen. — Ein Unternehmen dieser Art ist vorzüglich geschickt das Ausland mit dem jedesmaligen Stande der deutschen medicinischen Literatur bekannt zu machen, und ihm Anleitung zu ertheilen, sich das Vorzüglichste daraus zu verschaffen und anzueignen. Sorgt der Herausgeber bey jedem Bande für ein recht genaues Register, so wird auch dem einheimischen Arzte dadurch ein großes Hülfsmittel zur Benutzung der neueren und neuesten medicinischen Literatur, bey eigenen Arbeiten, in die Hände gegeben, und ihm viele Zeit, die er sonst zum Excerptieren gebrauchte, erspart. Wir wünschen diesem Unternehmen daher einen glücklichen Fortgang.

G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

74. 75. Stück.

Den 8. May 1828.

P a r i s.

Concordat de l'Amérique avec Rome. Par Mr. de Pradt, ancien Archevêque de Malines. 1827. 310 S. in 8.

Der ehemalige Hr. Erzbischof hat die Welt schon so sehr daran gewöhnt, ihn bey jeder neuen Einrichtung, die der veränderte Weltstand den Staat und die Kirche in ihrer Haushaltung zu treffen nöthigt, auch ungefragt mitsprechen und seine Stimme unaufgefordert abgeben zu hören, daß sich niemand darüber wundern wird, wenn er in dieser Schrift auch den neuen republikanischen Staaten im südlichen America mit seinem wahrscheinlich ebenfalls unverlangten Rathe über die Art und Weise entgegen kömmt, wie sie ihre kirchlichen Verhältnisse durch ein mit dem römischen Stuhle zu schließendes Concordat am besten und schicklichsten ordnen können. Böse Menschen, die an kein uneigennützig-gutes Werk glauben, haben zwar die Vermuthung geäußert, daß Hr. de Pr. bey dem guten Rathe die geheime Absicht

gehabt haben könnte, sich dadurch ein Verdienst um die neuen Staaten und ihre Kirchen zu erwerben, das sie bestimmen möchte, ihm das vacante Erzbisthum von Mexico, oder wohl gar das neue Patriarchat von Indien anzutragen, zu dessen Errichtung es vielleicht kommen dürfte; da sich jedoch sein Mitsprechen in diesem Falle schon aus jener Gewohnheit so natürlich erklären läßt, so mag man ihn immer wenigstens von dieser selbstsüchtigen Absicht dabey freysprechen, die man ihm auch wohl nur im Scherz zuschrieb. Durch jene Gewohnheit des Mitsprechens ist indessen das Publicum auch mit der Manier des Hn. Erzbisch. und mit seinen eigenthümlichen Ansichten schon so vertraut geworden, daß wir mit einer sehr kurzen Anzeige von demjenigen ausreichen könnten, was er bey dieser Gelegenheit angebracht hat; aber wir werden dabey Gelegenheit bekommen, aus den von ihm mitgetheilten historischen Notizen über den gegenwärtigen Zustand des Kirchenwesens in den neuen Staaten Südamerica's, und über die darin anzubringenden Aenderungen, deren Nothwendigkeit schon von ihnen selbst gefühlt und anerkannt worden ist, einen sehr reichen Stoff zu Betrachtungen oder wenigstens zu Andeutungen zu ziehen, die zunächst für den Zweck unserer Blätter geeignet sind.

Weil Hr. de Pr. voraussetzte, daß es unfehlbar zu einem Schisma kommen müßte, wenn sich die neuen Republiken nicht mit dem römischen Stuhl über ihre kirchlichen Einrichtungen vorausverständigten, so fand er für gut, eine Geschichte der Schismen, welche die christliche Kirche schon erlebt habe, voranzuschicken. Wenn dieß auch nicht gerade nothwendig war, so konnte es doch sein Gutes haben, denn er konnte hoffen, durch die

Beschreibung des Unheils, das jedesmal aus einem Schisma entsprungen sey, die Parteyen, die sich vergleichen sollten, zu der Annahme seiner Vorschläge voraus geneigter zu machen, allein an diese Absicht scheint er am wenigsten dabey gedacht zu haben. Zwar eröffnet er das elfte der Kapitel, in welche er diese Einleitung ausspann, S. 145 mit der sehr wahren Bemerkung, daß die Geschichte jedes Schisma nur ein trauriges Gemälde des schändlichsten Spieles sey, das menschliche Leidenschaften mit der Religion und mit der Kirche getrieben hätten; in dem Kapitel selbst aber bemüht er sich nur, die Regierungen der neuen Staaten zu überzeugen, daß sie sich gar nicht vor einem Schisma zu fürchten hätten, das eine Weigerung der römischen Curie, auf die Bedingungen, auf denen sie bestehen müßten, einzugehen, nach sich ziehen würde, denn in diesem Falle — versichert er S. 152 — würde die ganze Welt sagen: America hat Recht! und — setzt er hinzu — *l'on n'appelle pas de ces sortes d'arrêts.* Dazu hätte er auch ohne den historischen Eingang gelangen können: das schlimmste ist jedoch, daß er sich dabey als sehr ungenauen und flüchtigen Historiker gezeigt hat. Er kennt nur drey, oder führt wenigstens nur drey Schismen an, welche die Kirche verwirrt hätten — das große noch bestehende Schisma zwischen der griechischen und lateinischen Kirche — das im Occident selbst entstandene, das von der Synode zu Constanz gehoben, und endlich noch jenes, wodurch England im 16. Jahrhundert von der Gemeinschaft der catholischen Kirche abgerissen wurde. So rechnet kein Historiker; auch würde keiner, wie Hr. de Pr. S. 25 voraus erklärt haben, daß er in seinen Angaben von dem großen Schisma dem Verf. der *l'Histoire du Bas Empire*,

Hn. le Beau, als seinem einzigen Führer gefolgt sey: aber er ist ihm nicht einmal mit Genauigkeit gefolgt, denn er setzt z. B. den förmlichen Ausbruch oder die Erklärung des Schisma S. 36 in das Jahr 888, das doch schon im J. 866 durch die berufene Encyclica des Patriarchen Photius von Constantinopel proclamirt worden war. Doch damit darf man es bey ihm nicht so genau nehmen. Gesteht er doch selbst S. 170, daß es ihm zuweilen schon begegnet sey, mehr par instinct als par méditation zu schreiben: wir enthalten uns also auch weitere Mißgriffe dieser Art zu rügen, um zu dem Hauptgegenstand des theologisch-politischen Responsums überzugehen, das er den neuen Staaten in Süd-America ausgestellt hat.

Diesem Responso liegen zwey allerdings merkwürdige und ohne Zweifel auch echte Actenstücke zum Grunde, von denen das eine S. 166 — 168 unter dem Titel sich findet: *Projet présenté par la Commission établie par le Gouvernement du Mexique sur ses rapports avec la Cour de Rome*, und das andere mit der Aufschrift: *Rapport du Ministre de la justice et des affaires ecclesiastiques de la Republique Mexicaine sur l'état des relations avec Rome et la situation de l'Eglise Mexicaine* S. 295 — 308 als Anhang beygefügt ist. Aus beiden Documenten ergibt sich sehr klar, daß die Mexicanische Regierung nicht erst durch den ehemaligen Hn. Erzbischof von Mecheln auf die Nothwendigkeit aufmerksam gemacht werden durfte, ihre Stellung gegen Rom und die römische Curie etwas anders zu rücken, weil sie schon selbst daran gedacht hatte: aus dem Berichte des Ministers, der im J. 1826 dem Mexicanischen Congresse übergeben wurde, erfährt man noch dazu,

daß schon mehrere einleitende Schritte dazu von ihr gethan worden waren; aus beiden zusammen aber, und zugleich aus der in dem Berichte gegebenen Schilderung von dem gegenwärtigen Zustande des mexicanischen Kirchenwesens läßt sich allein beurtheilen, welche neue Stellung die veränderten Umstände wirklich nothwendig, und welche sie für jede der beiden Parteyen, die sich darüber zu vergleichen haben, wünschenswerth machen, so wie sich hernach wieder daraus allein einige wahrscheinliche Vermuthungen über dasjenige ziehen lassen, was bey dem verschiedenen Interesse, das jede Partey zu wahren hat, am Ende herauskommen dürfte. Bloß darüber glauben wir dann, uns etwas auslassen zu dürfen.

In dem ersten Document, in dem gutachtlichen Project der Regierungs-Commission werden die folgenden Punkte als Grundbestimmungen fixirt, welche bey der nothwendig gewordenen neuen Stellung der Republik zu der römischen Curie festgesetzt, und bey den Unterhandlungen darüber einerseits dem Pabste von der Republik voraus angeboten und zugestanden, andererseits aber auch der Republik von dem Pabste bewilligt und eingeräumt werden mußten. Zu diesem Behufe sollte zuerst durch ein Decret des Congresses die catholische römisch-apostolische Religion als die einzige Staatsreligion in dem ganzen Gebiete der Republik feyerlich proclamirt und selbst mit dem Zusatze proclamirt werden, daß die Ausübung einer andern niemals darin gestattet werden würde. Dabey dürfte noch besonders zu erklären seyn, daß sich die Republik beständig durch die Schlüsse der oekumenischen Concilien in Hinsicht auf Lehre und Dogma für gebunden erkennen, und zugleich von jedem anwendbaren Mittel Gebrauch machen werde, um die Commu-

nication mit Rom und die Verbindung mit dem Papste, in welchem sie das Oberhaupt der allgemeinen Kirche verehere, nicht nur fortdauernd zu unterhalten, sondern selbst immer enger zu knüpfen. Dafür aber möchte bey dem Papst auf die Bewilligung der acht folgenden Forderungen und auf eine förmliche Anerkennung der Principien, aus denen sie ausfließen, zu dringen seyn. 1) Dem Mexicanischen Generalcongresse steht ausschließend das Befugniß zu, die Ausübungsformen des kirchlichen Patronatrechts im ganzen Umfange der Conföderation zu bestimmen. 2) Eben dieser Congreß behält sich auch das Recht vor, die kirchlichen Einkünfte allein zu fixieren und zu regulieren. 3) Bey der neuen Eintheilung, Organisierung und Grenzbestimmung der kirchlichen Provinzen und Diöcesen, welche die neue von dem Congresse zu verfügende politische Eintheilung des Staatsgebiets nöthig machen dürfte, wird der Erzbischof und Metropolit von Mexico als die mitwirkende geistliche Behörde erkannt, welche alle dabey vorzunehmende Operationen nach der Vorschrift der Geseze zu leiten und ihnen die erforderliche kirchliche Sanction zu geben hat. Eben dieser Metropolit oder in seiner Ermangelung der jeweilige Älteste unter den mexicanischen Bischöfen hat 4) die Wahlen aller Suffraganbischöfe zu confirmieren und ihnen die canonische Mission und Institution zu ertheilen, so wie umgekehrt die Wahl des Metropoliten durch die Gesammtheit der Bischöfe bestätigt wird; doch soll auch in jedem Fall eine Nachricht von der neuen Wahl dem heiligen Stuhle mitgetheilt werden. 5) Alle kirchliche Angelegenheiten und Proceßsachen können nur auf dem Boden der Republik selbst nach der Vorschrift der Canonen und in der von den Gesezen vorgeschriebenen

Form definitiv entschieden werden. 6) Kein Auswärtiger und Fremder kann auf diesem Boden irgend einen Act von kirchlicher Gerichtsbarkeit ausüben, wie und von wem er auch dazu beauftragt seyn mag. 7) Die religiösen Communities von beiden Geschlechtern, welche im mexicanischen Gebiete existieren, haben sich bloß nach den Regeln ihrer Institute zu halten, so weit sie den Gesetzen der Republik und den Canonen nicht entgegen sind, aber in allen jenen Fällen, in welchen sie bisher an eine auswärtige Behörde zu recurrirten hatten, in Zukunft allein an den Metropolit zu wenden, dem sie unmittelbar unterworfen sind. Eben deswegen muß auch 8) dem Metropolit die erforderliche, auch an andere Ordinarien delegierbare Vollmacht ertheilt werden, Religiosen von beiden Geschlechtern die sonst dem Papste allein vorbehalten Dispensation und Befreyung von ihren Gelübden zu bewilligen, wenn sie aus wichtigen und gültigen Gründen bey ihm nachgesucht wird. Für die Gewährung dieser Forderungen oder dieser Wünsche erzbietet sich hingegen noch die Republik, alle Jahre eine Summe von 100,000 Pesos als Abvontionalquantum für die Einkünfte, welche der päpstlichen Kammer sonst aus Mexico zufließen möchten, oder als freywilligen Beytrag zu den Unterhaltungskosten der päpstlichen Suprematskanzley zu bezahlen.

Daraus geht wohl am klarsten hervor, daß die mexicanische Regierung gerne die Gelegenheit benutzen wollte, bey der neuen Einrichtung ihres ganzen Hauswesens auch ihr Kirchenwesen auf einen für sie selbst bequemerem und convenienteren Fuß zu setzen, als der bisherige gewesen war, daß sie aber wünschte, dieß auf dem Wege eines friedlichen Vergleichs mit dem Ober-

haupt der Kirche einleiten zu können, und daß sie selbst nicht abgeneigt war, sich die Erfüllung dieses Wunsches einige Opfer, und zwar nicht bloß Geldopfer, kosten zu lassen. Ohne Zweifel gehörte unter diese Opfer zuerst die Erklärung, welche sie sich auszustellen erbot, daß der römisch-catholische Cultus nicht nur der einzige von dem Staate beschützte, sondern auch der einzige geduldete bleiben und die Ausübung eines andern niemals in dem Gebiete der Republik gestattet werden sollte. Zwar nahm sie gewiß bey dem Erbieten auf ihre eigene Leute, und besonders auf ihren Klerus eben so sehr Rücksicht als auf den Papst; man darf aber um so gewisser annehmen, daß es auch *captatio benevolentiae* für den Papst werden sollte, je lebhafter sie selbst das unpolitische davon in andern Beziehungen fühlen mußte, an welche sie sicherlich Hr. de Pr. in seiner Schrift S. 183 nicht erst zu erinnern nöthig hatte. Doch wie angelegen es ihr darum zu thun war, auch diesen günstiger für sich zu stimmen, dieß ergibt sich noch klarer aus den weiteren in dem zweyten Document, in dem Berichte des Ministers an den Congress, erwähnten Schritten, welche sie zu diesem Ende that.

Schon im J. 1823 hatte die Regierung auf den Vorschlag einer zu Mexico versammelten Junta beschlossen, eine eigene Gesandtschaft nach Rom abzuordnen, und Don Vasquez zu ihrem bevollmächtigten Minister am päpstlichen Hofe ernannt. Seine wirkliche Abreise erfolgte jedoch erst im Jahre 1825, weil die Kosten der Gesandtschaft nicht früher zusammengebracht werden konnten; bey seiner Ankunft in Europa wurde aber sogleich ein in der Zwischenzeit eingetretener Umstand zu seiner Kenntniß gebracht, der

ihn bestimmen mußte, neue Instructionen von seiner Regierung einzuholen, die er, nach einem kurzen Aufenthalt in Brüssel, in London abzuwarten für gut fand. In allen Provinzen von Süd-America war nämlich indessen durch spanische Emissäre ein päpstliches Circularschreiben verbreitet worden, worin alle Bischöfe und Geistliche auf das dringendste aufgefordert wurden, ihren ganzen Einfluß auf das Volk auf das eifrigste dafür zu verwenden, daß es zum Aufstehen gegen die fluchwürdigen Verführer, die es zum Abfall von der spanischen Herrschaft verleitet hätten und damit zur Rückkehr zu dieser bezogen würde. Um die nämliche Zeit war in Chili ein gewisser Signor Muzzi In dem Character eines apostolischen Vicars aufgetreten, hatte sich aber gegen die dortige Regierung und ihren Präsidenten so insolent und überhaupt so unweise benommen, daß man sich gezwungen sah, ihn zu einer schleunigen Flucht aus dem Lande bey Nacht und Nebel zu veranlassen. Der nach Rom bestimmte mexicanische Gesandte mußte sich also erst mehrfach orientieren, und wegen der Aufnahme, die er dort finden würde, sicher stellen, aber auch dazu half ihm seine Regierung durch ein eben so abgemessenes als gemäßigtes Benehmen, das zugleich die Aufrichtigkeit ihres Verlangens, mit dem römischen Stuhle in einem friedlichen Verhältniß zu bleiben, am unzweideutigsten erkennen ließ. Sie hatte selbst das feindselige Circular, das ohne Zweifel der spanische Hof dem Papste abgepreßt hatte, an alle Bischöfe und an alle Vorsteher der religiösen Communitäten in den zu der Republik gehörigen Provinzen herumgeschickt, hatte alle zu einer freymüthigen Erklärung ihrer Gesinnungen darüber aufgefordert, und hatte darauf von allen die

stärksten Versicherungen ihrer Anhänglichkeit an die reine catholische Lehre, jedoch zugleich auch an die neue Verfassung des Staats und ihre Institutionen erhalten. Diese Declarationen des gesammten mexicanischen Clerus schickte die Regierung an ihren Gesandten, der sie nach ihrer Anweisung durch den apostolischen Vicar in London in die Hände des Papstes gelangen ließ, und dieser Schritt hatte den ganzen Erfolg, den man vorläufig davon erwartete. Der Gesandte wurde zwar noch nicht eingeladen nach Rom zu kommen, aber schon den 16. August erhielt er durch den vermittelnden Vicar ein vom 29. Junius datirtes Schreiben des Papstes an den Präsidenten der Regierung, das in einem so väterlich-milden Tone abgefaßt war, und so viel Wohlwollen gegen die mexicanische Kirche ankündigte, daß man die besten Hoffnungen daraus schöpfen zu dürfen glaubte. Die Regierung ließ daher auch das Schreiben des Papstes sogleich in allen Provinzen bekannt machen, wobey sie den Bischöfen und Kapiteln auftrug, öffentliche Gebete für den Papst und für den glücklichen Ausgang der mit ihm eingeleiteten Verhandlungen in allen Kirchen ihrer Diöcesen anzuordnen.

So weit reicht der authentische Bericht, der dem mexicanischen Congresse zu Ende des J. 1826 vorgelegt wurde. Ueber den weiteren Gang der Verhandlungen zwischen dem Papst und dem americanischen Agenten ist noch nichts officiell in das Publicum gekommen. Der Gesandte ist selbst, so viel man bis jetzt weiß, noch nicht in Rom zugelassen, wenigstens nicht öffentlich zugelassen worden; was sich jedoch aus den Rücksichten, die der römische Hof auf den spanischen nehmen mußte, natürlich genug erklären läßt; bekannt genug ist es aber geworden, daß die

Unterhandlungen dennoch insgeheim durch Zwischenagenten fortgesetzt wurden, und an einigen Zeichen, die im vorigen Jahre 1827 an unserem politischen Himmel auf einige Zeit sichtbar wurden, bekam man auch Ursache zu der Vermuthung, daß sie eine für America nicht ungünstige Wendung genommen hätten. Man erfuhr, daß aus Veranlassung der neuen Republiken sehr ernsthafte Noten zwischen der spanischen und der römischen Regierung gewechselt worden waren. Man wollte selbst erfahren haben, daß sich der Papst gegen die erste sehr stark über die Nothwendigkeit ausgesprochen habe, welche ihm gebiete, seine Pflichten als Oberhaupt der Kirche gegen America auch ohne Hinsicht auf seine politische Stellung zu erfüllen, und selbst dabey das spanische Staatsinteresse dem gefährdeten Interesse der Religion nachzusetzen. Darüber kam es wirklich dazu, daß ein nach Spanien geschickter päpstlicher Nuntius an den Grenzen des Reichs zurückgewiesen wurde, und dadurch wird es gewiß außer Zweifel gesetzt, daß man sich wenigstens zu Rom auf Unterhandlungen mit America eingelassen hatte. Wie weit es nun damit gekommen ist, dieß gehört noch unter die Geheimnisse der Diplomatie. Nach den neuesten Berichten aus Mexico, die über Nordamerica zu uns gekommen sind, erwartet man jedoch daselbst den baldigen Abschluß eines Concordats, wie es sich aber auch mit diesen Zeitungsberichten verhalten mag, so mag sich darüber folgendes auch ohne Wahrsagergeist prophezeihen und voraussagen lassen.

Zum wirklichen Schlusse eines Concordats zwischen der römischen Curie und den neuen Republiken in Südamerica wird es sicherlich nicht eher kommen, bis sie sich auf eine Art consoli-

diert haben, die keiner Befürchtung mehr Raum läßt, daß sie jemals wieder unter die spanische Herrschaft zurückgebracht werden könnten. In den neuesten Zeiten scheint dieß bey dem wilden Kampfe der Parteyen, von denen fast jeder der neuen Staaten in seinem Innern zerrissen wird, wieder etwas zweifelhafter geworden zu seyn, als es vorher war, denn man muß fast nothwendig annehmen, daß auch spanischer Einfluß dabey im Spiel ist, mithin spanische Agenten sich wieder Eingang im Lande zu verschaffen gewußt haben. Wenn man daher zu Rom bey günstigeren Ausichten dem mexicanischen Gesandten noch so aufmunternde Hoffnungen gemacht haben mag, so wird man doch zuverlässig den völligen Abschluß der Unterhandlungen mit ihm aufzuhalten wissen, bis man sich wegen des Bestandes der neuen Staaten völlig gesichert glaubt. Die bedachtsame Politik der Curie hat noch nie einen Schritt gethan, ohne sich die Möglichkeit eines Rückschritts auf einen Nothfall voraus zu bereiten, und hier kommt es noch dazu bloß auf das Warten an, worin sie schon längst Meisterin geworden ist. Dafür darf man jedoch eben so sicher annehmen, daß sie sich zu einem Vergleich mit den neuen Republiken willig genug zeigen wird, so bald es ihr einmal völlig gewiß geworden ist, daß sie als solche sich halten können und halten werden. Es könnte selbst kommen, daß sie dabey nicht einmal die förmliche Anerkennung ihrer Unabhängigkeit von Seiten der spanischen Regierung abwartete, wenn sie von jenem durch andere Zeichen gewiß geworden wäre, in diesem Falle würde sie aber auch über die Bedingungen des Vergleichs, wenigstens über die meisten von jenen, die in dem Projecte der mexicanischen Regierungs-Commission enthalten

sind, leicht genug mit sich handeln lassen. Ueber diese Bedingungen selbst dürfte wahrscheinlich gar nicht, sondern bloß über die Form ihrer Erfüllung gehandelt werden. Sie laufen ja alle bloß darin zusammen, daß der Papst die Ausübung seiner Suprematsgewalt in den südamerikanischen Kirchen einem beständigen, jedoch einheimischen Delegierten übertragen soll. Je natürlicher dieß Verlangen schon durch die ungeheure Entfernung zwischen Rom und America motiviert wird, desto unbedenklicher muß man es auch zu Rom finden, denn man scheint ja dabey dem Papste keines seiner Suprematrechte selbst streitig machen zu wollen. Man könnte und wird hier bloß dieß besorgen, daß sich die mexicanische Regierung ebenfalls eigene Convenienzen dabey machen könnte, auf welche sie freylich auch ihr Auge gerichtet haben mag. Man wird sich daher vorzüglich ihrer Forderung widersetzen, daß der Erzbischof von Mexico zum beständigen päpstlichen Delegierten ernannt werden soll, sondern darauf bestehen, daß es dem Papst frey stehen müsse, seinen apostolischen Vicar für America selbst zu ernennen, oder wenigstens auf Beschränkungen der Vollmacht und der Facultäten bestehen, die ihm zu ertheilen seyn möchten. Ohne Zweifel wird auch die Curie von den in Zukunft zu wählenden Bischöfen in America noch etwas weiter verlangen, als daß sie nur eine Anzeige von ihrer Wahl an den Papst einschicken sollen, so wie sie mehrere Beschränkungen bey dem Recht anbringen wird, daß sich die Regierung vorbehalten will, die Ausübungsformen der kirchlichen Patronatsverhältnisse allein zu regulieren und die Einkünfte aller Kirchen eben so ausschließend festzusetzen. Wenn jedoch diese nur etwas feste Beharrlichkeit

bey den Unterhandlungen zeigt, so wird sie, wenn zugleich ihre Stellung als eigener Weltstaat fester und gewisser wird, immer noch genug erhalten, denn man wird es zu Rom gar zu lebhaft fühlen, welche furchtbare Folgen aus einem Schisma entstehen müßten, zu welchem es in diesem Falle so leicht zwischen dem päpstlichen Stuhle und zwischen America kommen könnte, ja welcher entsetzliche Rückschlag selbst in Beziehung auf seine Stellung in Europa dabey eintreten möchte.

Zum Glück hat man aber eben so viele Gründe zu hoffen, daß auch die Regierungen der neuen Staaten nicht ungern mit sich handeln lassen werden, weil sie eben so lebhaft das Bedürfniß fühlen müssen, in ihr höchst zerrüttetes Kirchenwesen so bald als möglich wieder einige Ordnung hinein zu bringen. Wenigstens das mexicanische ist, nach dem Berichte des Ministers in die äußerste Verwirrung gerathen. Von den neun Bisthümern, in welche sonst das Königreich vertheilt war, sind sechs erledigt, und dieß ist auch der Metropolitensstuhl in Mexico, und zwar unglücklicherweise nicht durch den Tod, sondern der Erzbischof Don Pedro del Fonte lief schon im J. 1823 davon, und begab sich nach Spanien, was jetzt bey der Besetzung seiner Stelle mehrere sehr schwer zu beseitigende Anstände machen wird. Fast noch schlimmer steht es mit 1194 Parochien, welche die Diöcesen der neun Bisthümer ausmachen, denn auch von diesen ist mehr als die Hälfte unbesezt, und wenn man auch noch nach der wahrscheinlichsten Berechnung für das ganze Personale des mexicanischen secularen und regulären Clerus 3460 Köpfe annehmen kann, so steht dieß mit einer Bevölkerung von 8 Millionen Einwohner in gar

keinem Verhältniß. Das größere oder doch schwerer zu hebende Uebel ist aber der Verfall, in welchen überall die Güter der Kirchen gerathen sind. Schon vorher gehörte, wie man auch aus den Berichten des Hn. von Humboldt weiß, nur sehr wenig Landeigenthum zu dem Fundus der mericanischen Kirchen. Der ganze Ertrag von diesem in dem ganzen Staatsgebiet konnte höchstens auf zwey Millionen Piaster angeschlagen werden; den Parochen aber waren zu ihrer Unterhaltung meistens nur die Stolgebühren und die Einkünfte von einigen Stiftungs-Capitalien angewiesen, die ihnen nur eine sehr ungleiche und unsichere Einnahme gewähren konnten; und von diesem so unbedeutenden Erbgut der Kirche ist jetzt unter den Stürmen der Revolution gewiß mehr als die Hälfte verschleudert und unwiederbringlich verloren worden. Dabey rühmt zwar der Minister auf das höchste die eifrige Anhänglichkeit, welche bisher die entschiedenste Mehrheit des Klerus an die neue Verfassung des Staats bewiesen habe — nur hält er es dabey für ein Glück, daß sich nach der Vertreibung der Jesuiten nicht mehr als fünf Mönchs-Orden in 151 Klöstern auf dem Boden der Republik befinden; wenn es aber mit der gerühmten Anhänglichkeit von diesen an die neue Republik seine Richtigkeit hat, also auf den Einfluß des Klerus bey dem Volk zu ihrem Vortheil wirklich gerechnet werden darf, so muß darin die Regierung nur einen Grund weiter, und zwar einen sehr dringenden Grund weiter finden, eine schleunigere Wiederherstellung der Ordnung in ihrem Kirchenwesen, mithin auch den schnelleren Abschluß einer Uebereinkunft mit dem Papst auf das eifrigste zu wünschen, da sie

ohne seine Hülfe und Dazwischenkunft schwerlich mit jenem zurecht kommen könnte.

E b e n d a s e l b s t.

L'art de vérifier les dates depuis l'année 1770 jusqu'à nos jours. T. IV. 1827. 534 Seiten in 8.

Wir glauben nach den Nachrichten welche wir von der Einrichtung und dem Inhalt der frühern Theile dieses Werks gegeben haben, (Gött. gel. Anz. 1827 St. 170) nur den Inhalt dieses Bandes anzuführen zu brauchen. Der größere Theil desselben ist den italiänischen Staaten gewidmet: Genua, Venedig, Mailand, Parma, Modena, Toscana, der päpstliche Staat, Neapel und Sicilien, und Malta. Hierauf die nördlichen Staaten: Rußland, Dänemark und Schweden, bis ans Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Wir erwarten also in dem folgenden Bande die Fortsetzung. Daß es nicht bloß chronologische Aufzählung der Begebenheiten ist, sondern daß diese auch reichlich mit Raisonnement durchflochten ist, wird schon aus den früheren Bänden erinnerlich seyn.

Hn.

Druckfehler.

- S. 644 Z. 8 l. Anlehnung
 — 646 — 2 σιτιστά
 — 673 Z. 2 v. u. st. Hersdorf l. Gersdorf
 — 674 — 17 u. 18 st. jede andere l. jeder andern
 — 675 — 6 v. u. st. auf keine l. auf keine Weise
 — 676 — 7 u. 9 st. Brr. l. beide Mahle Eyy.
 — — — 18 l. st. Nazaunum, Nazarenum
 — 678 — 5 st. Weise l. Weiße.
-

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

76. Stück.

Den 10. May 1828.

P a r i s.

Bey Ponthieu und Compagnie; und London bey Treuttel und Würz: De la Sicile et de ses rapports avec l'Angleterre à l'époque de la constitution de 1812, ou Mémoires historiques sur les principaux évènements de ce tems, avec la réfutation de l'histoire d'Italie par Mr. Botta, pour les parties qui ont rapport à ces mêmes évènements. Suivis d'un appendice de pièces justificatives. Par un membre des différens parlemens de Sicile. 1827. VI u. 323 S. in 8.

Ref. hat den ganzen weitläufigen Titel abgeschrieben, weil er nichts enthält, wovon nicht auch zugleich in dem Buche selbst wirklich die Rede wäre, ja es werden die Leser selbst noch mehr finden, als der Titel besagt. Der Verf., wiewohl er sich in der Vorrede beklagt, daß er ohne alle Materialien und daher auch nur flüchtig und oberflächlich habe arbeiten müssen, erscheint dennoch als ein sehr wohl unterrichteter und mit der Geschichte und den Verhältnissen seines Vaterlandes innig vertrauter Mann. Nicht

so unbedingt mag ihm Ref. das Lob der Unparteilichkeit beylegen; es zeugt vielmehr die Schrift an manchen Orten offenbar von einer höchst gereizten Stimmung, die freylich bey einem Manne, der an den Ereignissen, die er erzählt, selbst einen sehr thätigen Antheil genommen, gar leicht entstehen mochte, die ihn aber dennoch nicht selten zu einer kaum zu rechtfertigenden Bitterkeit im Urtheile über einzelne Personen und Maaßregeln hingerissen hat. Je weniger übrigens in der neueren Zeit über die besondere Verfassung und Verwaltung von Sicilien vollständige Darstellungen erschienen sind, und je irriger nicht selten die Vorstellungen sind, welche über die im Jahre 1812 unternommenen Reformen verbreitet worden, um so mehr verdient der Verf. Dank, daß er eine umfassende, wenn auch nicht immer leidenschaftslose Darstellung jener merkwürdigen Epoche zu geben versucht hat. Sehr paßlich gibt er in dem ersten Abschnitte seines Buches (S. 1 — 57) eine kurze geschichtliche Uebersicht der früheren Schicksale von Sicilien, von den Zeiten seines höchsten Glanzes im Alterthume an, bis auf die Thronbesteigung von Ferdinand IV. Die vielen Kriege, die in und um Sicilien geführt wurden, der häufige Wechsel der Regierungen, davon unzertrennliche innere Unruhen und Parteyungen, hatten bereits im Mittelalter den alten Flor des Landes untergraben. Zum Nebenlande herabgesunken, in welchem der Herrscher sich nur selten zeigte, ward Sicilien immer mehr auf jede Weise ausgefogen und erschöpft, theils durch die Regierung selbst, theils durch die Großen des Landes, die bey den vielfachen Unruhen und dem häufigen Wechsel der Dynastien vortreffliche Gelegenheiten fanden, ihre drückenden Vorrechte auf

Kosten der Masse des Volks immer weiter auszuwehnen. Die Justiz ward verkäuflich und willkürlich, die gesammte Verwaltung ein undurchdringliches Chaos, Handel und Industrie durch innere Zölle und sonstige Beschränkungen gelähmt, die Communication im Innern durch Mangel an Straßen gehemmt, das Grundeigenthum größtentheils in Majorate verwandelt — was hier über die Folgen dieser Einrichtung angeführt wird, möchten wir allen unbedingten Vertheidigern der Majorate und der Untheilbarkeit der Grundstücke zu ernstlicher Beherzigung anempfehlen, — die an sich hohen Steuern und Abgaben doppelt drückend durch die Art ihrer Vertheilung und Erhebung, die Classe der Landleute, größtentheils nur Aelterpächter und Tagelöhner, in Unwissenheit und Roheit versunken und durch Frohnen und Dienste zu Boden gedrückt; dazu in der neuern Zeit das Interesse der Insel bey jeder Gelegenheit dem des Schwesterreiches Neapel aufgeopfert. Seit dem Anfange von Ferdinands IV. Regierung, womit zugleich der zweyte Abschnitt des Buchs beginnt, nahm der Verfall immer mehr zu. Jeder Gemeingeist verschwand, jemehr die Sicilianer von allem Einflusse auf die Verwaltung ihres Landes entfernt und alle bedeutendere Posten fast ausschließlich nur mit Neapolitanern besetzt wurden; die alte Verfassung des Landes ward immer mehr zu einer bloßen Form; das Parlament, aus den drey Ständen der Geistlichkeit, dem Adel und den Städten, oder wie man es auf Sicilien nannte aus dem geistlichen, baronalischen und dem Dozomanial-Arme bestehend, mit einer Organisation, wie sie unsere deutschen Landstände zu haben pflegten, welches früher bedeutende Vorrechte besaßen und in manchen Puncten die königliché

Gewalt beschränkt hatte, versammelte sich jetzt nur noch alle drey Jahre um Steuern und Abgaben zu bewilligen und einzelne Begünstigungen zu verlangen, die aber gewöhnlich mehr Einzelnen als dem Allgemeinen zu Gute kamen; immer tiefer sank der Ackerbau, die Industrie und der Handel. Bey dem Vorzuge der den Neapolitanern bey Besetzung von Staatsämtern zu Theil ward, sahen sich die Sicilianer selbst hauptsächlich nur auf den geistlichen und den Advocatenstand beschränkt, daher eine unverhältnißmäßige Vermehrung beider Stände und mit der Vermehrung der Advocaten zugleich eine höchst verderbliche Vermehrung der Prozesse, zumal da auch die Richter, die größtentheils nur auf Spozteln angewiesen waren, dieselben auf jede Weise zu befördern suchten. Die Erinnerung an ihre frühere Selbstständigkeit war jedoch keinesweges bey den Sicilianern erloschen und je vorherrschender der Einfluß der Neapolitaner wurde, um so höher stieg gegen diese die allgemeine Erbitterung. Während der ersten Jahre von Ferdinands Regierung waren jedoch allerdings noch einzelne Reformen unternommen, man hatte angefangen das Lehnswesen abzuschaffen, die Jesuiten waren vertrieben und die Inquisition war aufgehoben. Allein bald bewirkte der Ausbruch der französischen Revolution auch hier eine unseelige Reaction, politische Inquisitionen wurden bald noch furchtbarer als früher die kirchliche Inquisition gewesen war. Um einer Revolution vorzubeugen, that man alles was eine solche herbeyführen konnte; so wurden unter andern verschiedene Personen zu mehrjähriger Verbannung verurtheilt propter lecturam gazettarum cum delectatione! Die Ereignisse des Jahres 1798 zwangen den Hof zum ersten Male seine

Zuflucht nach Sicilien zu nehmen. Die Freude über seine Ankunft war jedoch nur von kurzer Dauer, indem das Reactionsystem mit verdoppelter Strenge fort dauerte. Bald kehrte der Hof wieder nach Neapel zurück; alle Hoffnungen, welche Sicilien bey seiner ersten Ankunft gefaßt hatte, waren getäuscht und keinesweges mit gleichem Enthusiasmus als das erste Mal, ward derselbe bey seiner zweyten Flucht im Jahre 1806 von dem Volke empfangen. Nur allein auf die Wiedereroberung von Neapel blieb das Trachten des Hofes gerichtet; Sicilien dagegen ward vernachlässigt; selbst die Vertheidigung der Insel ward beynah ausschließlich den Engländern überlassen, die eigenen Truppen, größentheils Neapolitaner, blieben um Palermo zur Sicherheit des Hofes versammelt. Eine Volksbewaffnung, wiewohl die Menge großen Eifer gegen die Franzosen zeigte, gestattete das Mißtrauen des Hofes nicht, dagegen vermehrte ein allgemein eingeführtes Spioniersystem die Unzufriedenheit des Volks. Als daher der Hof im Jahre 1810 von dem zu Palermo versammelten Parlamente neue unerschwingliche Selbwilligungen verlangte, zeigte sich eine starke Opposition vorzüglich unter dem Adel, an ihrer Spitze der Prinz von Belmonte. Der Hof dagegen unternahm im Febr. 1811 eigenmächtig verschiedene gehässige Finanzoperationen, wogegen Belmonte nebst fünf und vierzig anderen Baronen nachdrücklich protestierte. Auf Betrieb und Rath einiger Neapolitaner, der Verf. nennt hier vorzüglich den bekannten Herzog von Ascoli, schritt dagegen der Hof zu offener Gewalt; die Prinzen Belmonte, Castel Nuovo, Villa Franca, Uci und der Herzog von Angio wurden nach verschiedenen benachbarten Inseln deportiert. Se

höher aber schon seit längerer Zeit die Spannung zwischen den Engländern und dem Hofe gestiegen war, je zahlreichere und sicherere Beweise erstere erhalten hatten, daß die neapolitanische Partey in geheimem Einverständniß mit den Franzosen gegen sie conspirirte, um so leichter überzeugte sie die allgemeine Sährung unter der Menge von der Nothwendigkeit einzuschreiten. Lord Bentinck, zu gleicher Zeit zum englischen Gesandten und zum Oberbefehlshaber der englischen Truppen ernannt, drang so ernstlich auf zweckmäßige Reformen, als das einzige Mittel die Kräfte des Landes auf eine wirksame Weise gegen den gemeinschaftlichen Feind zu benutzen, daß Ferdinand IV. am 16. Januar 1812 die Regierung einstweilen dem Kronprinzen als seinem Generalvicar und Alter ego überließ, die Königin aber sich aus Palermo entfernte. Der Oberbefehl der sicilianischen Armee ward jetzt ebenfalls Lord Bentinck übertragen und das Ministerium hauptsächlich aus den zurückgerufenen, verbannt gewesenen Baronen gebildet. So ward am 18. Julius 1812 ein neues Parlament eröffnet und nachdem der Generalvicar selbst die englische Verfassung als Muster und Vorbild bey den vorzunehmenden Reformen anempfohlen, wurden noch in derselben Nacht jene bekannten zwölf Artikel angenommen, welche als Grundlagen der vorzunehmenden Veränderungen in der Verfassung dienen sollten; die Geistlichkeit verband sich freywillig mit den Baronen zu einem Oberhause, letztere leisteten eben so freywillig auf ihre lehns herrlichen Rechte Verzicht. Am 10. August wurden die decretierten Artikel, nachdem der Generalvicar für sie ganz besonders die Bestätigung des Königs eingeholt hatte, unter allgemeinem Jubel bekannt gemacht. Die von einer Partey,

an deren Spitze der Prinz von Castel Nuovo, der neue Finanzminister stand, vorgeschlagene Aufhebung der Majorate und Fideicommissen, störte zuerst die anfängliche Eintracht in dem Parlamente; mehrere Barone, unter ihnen selbst Belmonte, widersetzten sich der Aufhebung der Majorate mit solcher Hefigkeit und der Streit ward bald so erbittert geführt, daß das Parlament, ohne die Verfassung vollendet und die Finanzen geordnet zu haben, geschlossen werden mußte. Die Anhänger des Hofes und der alten Ordnung gesellten sich bald zu den Vertheidigern der Majorate und immer weiter griff der Factionsg Geist um sich. Als am 13. Februar und 2. Julius 1813 die königliche Bestätigung der neuen Verfassung, so weit dieselbe vollendet worden, erschien, war die Spannung schon so hoch gestiegen, daß selbst der alte König den Augenblick für günstig halten konnte, unmittelbar selbst wieder die Zügel der Regierung zu ergreifen, woran er nur durch Bentincks energische Maaßregeln verhindert ward, worauf die Königin Sicilien endlich gänzlich verließ. Bald darauf entfernte sich aber leider auch Lord Bentinck zu einer Expedition nach Spanien. Je weniger das Ministerium das Parlament zu behandeln verstand, um so leichter hatten die Gegner der Verfassung, zu welchen vorzüglich die gesammte Hofpartey gehörte, in demselben entschieden die Oberhand. Bald brachen die Mißhelligkeiten zwischen beiden Parteyen mit erneuerter Hefigkeit los. Eine Zeitschrift: die Chronik von Sicilien, die durch ihre derbe Freymüthigkeit beleidigte, ward der vornehmste Zankapfel zwischen beiden Parteyen, die unter dem Namen der Chronicisten und Antichronicisten bekannt wurden. Bald nahmen selbst die Minister, des Geschreyß der Gegner

müde, ihren Abschied, und ihre Nachfolger waren noch weniger als sie selbst im Stande, das wankende Gebäude zu halten. So scandalös ward endlich der Streit zwischen beiden Parteyen im Parlamente, daß auf Verlangen von Lord Montgomery, dem Stellvertreter Lord Bentincks, dasselbe unerwartet prorogiert ward. Vergeblich suchte Lord Bentink bey seiner Rückkehr die Ordnung wiederherzustellen; es war zu spät. Das unkluge Betragen des wiedereröffneten Parlaments, das alle Anträge der Regierung zu den nöthigen Geldbewilligungen unbedingt verwarf, führte dessen gänzliche Auflösung herbey. Auch das Ministerium trat ab, und das frühere ward dagegen größtentheils wieder hergestellt; die bisherigen Abgaben wurden einstweilen bis zur nächsten Session beybehalten. Bald darauf verließ Lord Bentink die Insel zum zweyten Male zu einer Expedition gegen Toscana, dann gegen Genua. Dem Ministerium war es inzwischen gelungen ein ihm gänzlich ergebenes Unterhaus erwählen zu lassen; nur im Oberhause zeigte auch jetzt noch die Hofpartey die frühere feindselige Gesinnung gegen die neue Verfassung. Ein unvorsichtiger Schritt des Ministeriums entschied. Auf Antrag des Prinzen Belmonte erließ dasselbe eine Adresse an den König, um ihn aufzufordern, entweder den Höflingen in der Pairkammer sein Mißfallen über ihre Opposition gegen die Regierung zu erklären, oder wenn auch er mit letzterer unzufrieden sey, selbst wieder die oberste Leitung der Geschäfte zu übernehmen, wogegen dann die Minister sich zurückziehen würden. Gegen aller Erwarten wählte der König, damals obendrein noch besonders gegen Lord Bentink wegen des von ihm mit Mürat geschlossenen Waffenstillstandes erbittert, das letztere,

stellte sich selbst wieder an die Spitze, entließ die Minister und rief ihre Vorgänger zurück; und da vollends Lord Bentinck sich bald darauf wieder nach Italien begab und Sir W. Court zu seinem Nachfolger erhielt, war der Sieg der Gegner der Verfassung entschieden. Neue Reactionen waren davon die nächste Folge; nur zum Theil vermochte sie der englische Einfluß zu verhindern. Wiederum ward jetzt das Parlament aufgelöst, ein neues ganz im Sinne der siegenden Partey trat an dessen Stelle, ward jedoch nichts desto weniger, so wie es die vom Hofe verlangten Summen bewilligt, ebenfalls aufgelöst (den 15. May 1815). Der schnell beendigte Krieg mit Murat, setzte bald darauf Ferdinand wieder in den Besitz von Neapel, wohin er selbst zurückkehrte, während anfangs noch der Kronprinz als Generallieutenant des Königs auf Sicilien zurückblieb und zugleich eine Commission von achtzehn Mitgliedern ernannt ward, um die Verfassung zu vollenden oder vielmehr eine gänzlich neue Verfassung vorzubereiten. Es sollte diese Maaßregel jedoch nur auf die bald erfolgten entscheidenden Veränderungen vorbereiten, indem sich der König bereits durch einen geheimen Vertrag mit Oestreich vom 12ten Junius 1815 anheischig gemacht hatte, keine politische Institutionen in seinen Staaten zu dulden, welche nicht mit den in den östreichisch-italianischen Besitzungen bestehenden im Einklange ständen. Auch die Stimmung der englischen Regierung schien jetzt ebenfalls, seitdem Court an Bentincks Stelle Gesandter geworden, gar sehr verändert. Einzelne Maaßregeln im Widerspruche mit der Verfassung erfolgten, die Pressfreiheit vornehmlich ward vielfältig beeinträchtigt. Vergeblich suchte man es jedoch dahin zu bringen, daß das

Volk selbst die Aufhebung der Verfassung ver-
 lange. Daher erschien endlich am 8ten Decem-
 ber 1815 jenes merkwürdige königliche Edict,
 wodurch Neapel und Sicilien zu Einem Reiche
 vereinigt und damit zugleich die neue, so wie
 die frühere Verfassung von Sicilien factisch gänz-
 lich aufgehoben ward. Daß das jährliche Bud-
 get der Ausgaben für Sicilien nicht ohne Bewil-
 ligung des sicilianischen Parlaments über das
 festgesetzte Maximum von 1,847,687 Unzen sollte
 erhöht werden dürfen, mußte, wie unser Verf.
 bemerkt, ein leeres Wort bleiben, da die Abga-
 ben seitdem von der Regierung ohne alle Con-
 trolle bestimmt und erhoben werden, auch die-
 selbe niemand Rechnung abzulegen braucht, sie
 daher auch willkürlich das bestimmte Maximum
 übersteigen mag, ohne daß dieß zur officiellen
 Kunde des Parlamentes kommt, das so wirklich
 auf immer gänzlich aufgehoben ist. In wiefern
 die Vorwürfe gegründet sind, die der Verf. der
 englischen Regierung und namentlich Lord Cast-
 lereagh deshalb macht, daß England nicht, wie
 es doch durch Treu und Glauben verpflichtet ge-
 wesen, die Verfassung von 1812 kräftiger un-
 terstützt habe, darüber mag der unparteyische Le-
 ser selbst entscheiden. Die hierüber am 21. Ju-
 nius 1821 im britischen Unterhause Statt ge-
 habten Verhandlungen, so wie die Widerlegung
 von Botta, der in seiner Geschichte Italiens al-
 lein dem Sicilianischen Volke selbst den Unter-
 gang der Verfassung benigemessen, müssen in dem
 Buche selbst nachgelesen werden. Siebenzehn
 verschiedene Actenstücke sind als Belege dem
 Werke angehängt.

P e t e r s b u r g.

Tractatus de vulneribus pectoris penetrantibus, auctore Carolo Mayer, augustissimi Imperatoris et totius Rossiae auctoratoris Medico aulico etc. Pars I. XXXII und 165 S. mit einer Steindrucktafel. 1823.

Eine merkwürdige schon im J. 1801 vom Vf. beobachtete Brustwunde, wo ein Maurerlehrling im Fallen eine in der linken Tasche habende Feile sich so in die Brust gestoßen hatte, daß an dieser Stelle nur ein kleiner rother Fleck wahrgenommen werden konnte, und dennoch die Feile herausgezogen und der Verwundete nach manchen schwierigen Krankheitsereignissen einige Monate darauf vollkommen hergestellt wurde, gab zu der Bearbeitung des vorliegenden Werks die Veranlassung.

Nun würden wir schon früher eine Anzeige davon in diesen Blättern geliefert haben, wenn es nicht unsere Absicht gewesen wäre, sie von beiden Theilen zugleich zu liefern, um dadurch den Gewinn einer vollständigen Uebersicht des Ganzen unseren Lesern wiedergeben zu können.

Aber seit der Erscheinung des vorliegenden Theils ist schon fast ein Quinquennium verflossen, ohne daß ein zweyter Theil uns sichtbar geworden ist; wir standen daher an, diesen noch länger für unsern Zweck zu erwarten.

Die Einleitung enthält eine kurze Beschreibung des Brustkastens und der in demselben befindlichen Organe. Den Consensus zwischen Bauch- und Brusthöhle rechnet auch der Verf., wie schon früher Delius in seiner Diss. de consensu pectoris cum infimo ventre, sehr viel dem die Brust- und Bauchhöhle scheidenden Zwerchfelle zu, dem wir ebenfalls als vollkom-

men davon überzeugt unsere Bestimmung nicht versagen können.

Der erste Abschnitt gibt in zwey Kapiteln die Eintheilung der Brustwunden in äußere und durchdringende und dann nach Art der verletzenden Werkzeuge in *vulnera caesa, puncta et sclopetaria*.

Der zweyte Abschnitt umfaßt im ersten Kapitel das Allgemeine über durchdringende Brustwunden und die Eintheilung derselben in Brustwunden, die bloß durchdringen, ohne die in der Brusthöhle liegenden Theile zu verletzen, und in solche, wo letzteres statt findet. Dann unterscheidet der Verf. wieder die zusammengesetzten durchdringenden Brustwunden von complicierten, wo mit Verletzung der Brusteingeweide zugleich eine Blutergießung, Eindringen von Luft, Rippenbruch *zc.* verbunden ist.

Das zweyte Kapitel gibt die Diagnose der durchdringenden Brustwunden; das dritte die Prognose und das vierte die allgemeine Heilanzeigen. Letztere wird kurz nur in einigen Zeilen abgefertigt, was jedoch Nec. dem Verfasser nicht zum Vorwurfe machen will, denn *qui bene distinguit bene — medebitur* und dazu hat Herr M. sein Möglichstes beygetragen.

Der dritte Abschnitt enthält die Verwickelungen der durchdringenden Brustwunden und zwar 1. die Gegenwart fremder Körper in der Wunde oder der Brusthöhle; 2. Blutungen aus nicht unbedeutenden Schlagadern, wie *arter. intercostales* und *mamm. intern.* (die Blutungen aus den Lungengefäßen selbst wird der Verf. in dem zweyten Theile bey Verletzung der Lungen abhandeln). 3. Blutergießung in die Brusthöhle; 4. Rippenbruch; 5. Luftgeschwulst (*Emphysema*); 6. Vorfall der Lunge und endlich

7. Verletzung der in der Brusthöhle befindlichen Eingeweide. Die ersten sechs werden in eben so viel Kapiteln in diesem ersten Theile betrachtet, die letztern haben wir in dem zweyten zu erwarten.

Zulezt liefert der Verf. einen *Conspectus* aller in diesem Theile angeführten Werke über 200 an der Zahl, worunter nur wenige russische sich befinden, und den Beschluß macht eine Steindrucktafel, die im Anfange dieser Anzeige erwähnte Feile vorstellend.

Rec. würde den Vorwurf der Voreiligkeit auf sich laden, wenn er schon jetzt sich ein Urtheil über dieses Werk erlauben wollte, da der zweyte Theil die weit häufigeren einfachern Brustwunden, die Verletzung der Lungen und ihrer Gefäße, den Vorfall der Baueingeweide durch Brustwunden u. dergl. mehr noch enthalten muß.

Außer der Ordnung ist es freylich, das Einfachere dem Zusammengesetzten hintenangestellt zu sehen; aber wir wollen dieserhalb mit dem sehr verdienstvollen Verf. nicht rechten, da das Werk, wenn es vollständig erschienen ist, unstreitig zu den vorzüglichsten dieser Art zu zählen seyn wird.

Dr. Manéfeld.

P a r i s.

Bey Baudouin: *Mémoires anecdotiques sur l'Intérieur du Palais et sur quelques évènements de l'Empire depuis 1805 jusqu'au 1. Mai 1814, pour servir à l'histoire de Napoléon* par L. F. J. de Beausset, ancien Préfet du Palais. 2 vols. 243 u. 320 S. in 8.

Der Vf. ward bald nach der Erhebung Napoleons auf den kaiserlichen Thron zum Hausmarschall ernannt, und hat in dieser Eigenschaft zu

den nächsten Umgebungen des Kaisers gehört. In einer solchen Stelle ist die feine Bildung eines Hofmanns wesentlich: Verstand kann nicht schaden. Die Hauptsache aber ist das richtige Gefühl der Schranken, die er nicht ein einziges Mahl ungestraft überschreiten würde. Man darf daher von den Erzählungen derer, welche in solchen Verhältnissen den Großen nahe stehen, nicht zu viel erwarten. Aber sie erfahren doch mitunter Manches, das durch höhere Beziehungen Werth hat: und das kleine Detail des Lebens der Regenten im Innern ihres Palastes ist an sich selbst nicht unbedeutend. Es hat etwas Anziehendes, durch die Schilderungen des Verf. mit Napoleon und denen die ihn umgaben vom Morgen bis Abend zu leben, wenn gleich die Thür des Arbeitszimmers verschlossen bleibt: und es ist nicht wohl zu begreifen, wie die französischen Literatoren, welche kürzlich die Denkwürdigkeiten der Frau v. Hauguet, Kammerfrau der Marq. von Pompadour, worin Ludwig XV. im Schlafrocke erschien, mit Interesse gelesen hatten, sich mit solcher verachtungsvollen Bitterkeit über ein Buch erklären, worin sie denjenigen, den sie zehn Jahre lang als Kaiser verehrt hatten, als Menschen kennen lernen. Es kommen hin und wieder Züge vor, aus denen seine Denkart, und die Ueberlegenheit seines Geistes hervorleuchtet, und die allerdings verdienten aufgezeichnet zu werden. Z. B. im ersten Bande eine ausführliche Beurtheilung des bekannten Schauspiels *les Templiers* von Raynouard, die der Verf. aus Napoleons Munde, gleich nach der Aufführung des Stücks, welcher derselbe bezugewohnt hatte, niederschrieb, und worin das treffende Urtheil, und der richtige vorurtheilsfreye Geschmack sich so aussprechen, daß ein ausschließlich mit der schönen Literatur beschäftigter Kopf

nicht leicht etwas hervorgebracht hätte, daß dieser kaiserlichen Improvisation gleich käme.

Der Vf. begleitete den Kaiser im J. 1808 nach Bayonne und war Zeuge der Verhandlungen mit der königlich spanischen Familie, welche daher hier ebenfalls geschildert wird. Seine Kenntniß der spanischen Sprache verschaffte ihm den Auftrag, die aufgefangenen Briefe zu übersetzen, und er theilt davon verschiedenes mit, das zwar größtentheils schon anderweit bekannt ist, doch aber verglichen zu werden verdient. Den Krieg gegen die spanische Nation hat Napoleon nicht gewollt. Der Vf. theilt eine Instruction an den Großherzog von Berg mit, darin die Worte stehen, *si la guerre s'allumait, tout serait perdu*. Napoleons Leidenschaft war Schlachten liefern und er sah wohl ein, daß in Spanien nicht mit einer und nicht mit mehreren entscheidenden Schlachten etwas auszurichten stehe. Er legte es darauf an, seine Zwecke ohne Gewalt durch alle andere Mittel zu erreichen, in denen er sich aber verstrickte. Der brutale Murat zog ihn hinein. Diesen beschuldigt der Vf. doch ohne bestimmte Beweise, er habe den Thron erobern wollen, in der Hoffnung er werde ihm sodann nicht entzogen werden können.

Während der Friedensunterhandlungen zu Schönbrunn 1810 bemerkte der Vf. ein befremdendes Zögern, woraus er schloß, es seyen noch ganz andere Dinge als Artikel des Friedenstractats im Werke, dieses deutete auf die bald nachher erfolgte Heirath des Kaisers mit der Oesterreichischen Prinzessin. Der Vf. war Zeuge eines sehr schmerzhaften Auftritts, als Josephine den Beschluß der Ehescheidung erfuhr. Er erzählt denselben mit dem einfachen Tone der Wahrheit und des Gefühls.

Aus dem 2. Bande zeichnen wir eine gelegent-

lich mitgetheilte Nachricht, wegen ihres historischen und literarischen Interesse aus. Der Marquis von Fenelon hatte eine große Menge Papiere seines Groß-Oheims des Erzbischofs von Cambrai geerbt und versezt. Freunde und Verehrer des letztern löseten sie ein, und übergaben sie dem Oheime des Bfs., Cardinal von Bausset, welcher daraus den Stoff seiner Lebensbeschreibungen der beiden großen Kirchenväter der Zeit Ludwig XIV. nahm. Es erhellt aber aus den Aeußerungen des Bfs., daß die Papiere des hochverehrten Erzbischofs v. Cambrai sehr vieles enthalten, was sein Lebensbeschreiber zurückhalten zu müssen glaubte, und daß unerachtet alles dessen was über Bossuet, Fenelon und Ludwig XIV. geschrieben ist, doch noch vielleicht sehr interessante Aufklärungen durch eine neue Bearbeitung der Fenelonschen Papiere zu erhalten seyn möchten.

Ein Zug den der Bf. aus dem Feldzuge von 1814 erwähnt, scheint die Erzählung anderer zu bestätigen, nach welcher Napoleon im Augenblicke da er die unvermeidliche Vernichtung seiner Herrschaft einsah, Gift genommen, welches aber nichts gewirkt habe. Der Verf., der so etwas wissen konnte, sagt nämlich bestimmt, er habe einige Jahre lang einen kleinen Beutel auf der Brust getragen, und dieser sey an dem Tage, von dem die Rede ist, ausgeleert in einer Tasse des Nachtisches gefunden.

Kleine Züge von der Kaiserin Marie Louise, welche der Bf. bey ihrer Abreise von Paris im April 1814 begleitete, sind nicht uninteressant. Ob aber von seinen Aufzeichnungen während zweyer Jahre, die er späterhin bey jener Fürstin zubrachte, und die er bekannt zu machen verspricht, viel zu erwarten stehe, müssen wir dahin gestellt seyn lassen.

G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

77. Stück.

Den 12. May 1828.

Philadelphia.

Constitution of the Theological Seminary of the General Synod of the Evangelical-Lutheran Church in the united States, located at Gettysburg in Pennsylvania, together with the Statutes of the General Synod on which it is founded. Philadelphia. 1826. 27 S. in 8.

Antrittsrede, gehalten in Gegenwart des Directoriums des theologischen Seminars, errichtet durch die evangelisch-lutherische Kirche in Nord-america zu Gettysburg, von S. S. Schmucker A. M. bey seiner Einsetzung in die theologische Professur am 5. Sept. 1826, nebst der an ihn gehaltenen Einführungsrede von dem Ehrw. D. F. Schäffer A. M. York-Town. 1827. 40 S. in 8.

Die theilnehmende Aufmerksamkeit, welche sich vor einem halben Jahre in dem ganzen protestantischen Deutschland wie in dem protestantischen Norden auf unsere Glaubensgenossen in Nord-america gerichtet hat, läßt uns hoffen, daß unsern Lesern die Nachrichten nicht unwillkommen seyn werden, welche die vorliegenden kleinen Schriften, die uns aus Nordamerica zugekommen sind, ge-

rade über diejenige Anstalt der dortigen lutherischen Kirchen enthalten die unsere Theilnahme am stärksten erregt hat. Bekanntlich war dieß die Stiftung eines eigenen theologischen Seminars für ihre Geistliche, oder eine Pflanzschule für künftige Prediger, wovon sie das Bedürfniß als so dringend fühlten, daß ihre General-Synode den Beschluß faßte, eines ihrer Mitglieder in der Person des Hn. Prediger Kurz von Hågerstown in der europäisch-lutherischen Welt herumzuschicken, um die christliche Brüderliebe von dieser zu der Unterstützung eines Unternehmens aufzufordern, zu welchem in der besondern Lage, worin sie sich befinden, ihre eigenen Kräfte unmöglich hinreichen konnten. Hier erfährt man nun, daß auch ihre Hoffnungen nicht getäuscht wurden. Ihr Agent fand fast überall, wohin er kam, bey der eben so allgemeinen als gerechten Achtung, die er sich auch durch seine Persönlichkeit erwarb, eine so gleichförmig-günstige Aufnahme, daß schon die Berichte, die er davon nach America schickte, seine Committenten ermuthigten, die wirkliche Ausführung ihres beschlossenen Unternehmens zu beschleunigen. Die Einrichtung des neuen Seminars wurde jetzt so eifrig betrieben, daß seine feyerliche Eröffnung, wie man aus der zweyten der vorliegenden Schriften ersieht, noch vor dem Schlusse des Jahrs 1826, und so noch eher statt finden konnte, als ihr Agent aus Europa zurückgekehrt war.

Hier glauben wir dann bloß sagen zu dürfen, daß sich der Geist, der das neue Institut stiftete, und durch das Institut immer lebendig erhalten werden soll, in den bey seiner Einweihung gehaltenen Reden — in der Antrittsrede des ersten dabey angestellten theologischen Lehrers, und in der Einführungsrede desjenigen von den Directoren, der von der Generalsynode dazu beauftragt wurde,

auf das deutlichste ausspricht. Dieß ist mit zwey Worten echt christlich-religiöser und zugleich lutherisch-christlicher Geist, bey dem jedoch das religiöse ohne sein Bewußtseyn selbst noch über das lutherische vorschlägt; doch einige der besondern Eigenheiten dieses Geistes gehen mit mehreren Eigenheiten des Instituts selbst aus der ersten der uns zugekommenen Schriften, aus seiner Verfassungsacte noch sichtbarer hervor, und von diesen wird es zweckmäßig seyn etwas specielleres anzuführen. Die vorangeschickten Beschlüsse der Generalsynode über das zu errichtende Seminar betreffen bloß im allgemeinen den Zweck der Anstalt, den Organismus ihrer äußeren Regierung, und die Ordnung, durch welche dieser fortdauernd in seinem Gange erhalten werden soll. Ihre Regierung ist ausschließlich einem Collegio von Directoren — a Board of Directors — übertragen, das sich regelmäßig zweymal des Jahrs, und in vorkommenden Fällen des Bedürfnisses auch öfter versammelt, um seiner Bestimmung genug zu thun. Die ersten Directoren ernennt die Generalsynode; nach dem Ablauf ihrer festgesetzten Dienstzeit wählt aber jede Provinzialsynode, die mit der Generalsynode in Verbindung steht und zu Unterhaltung des Seminars einen Geldbeytrag contribuiert hat, fünf ihrer Mitglieder, drey Prediger und zwey Layen, zu neuen Directoren. Für jede 500 Dollars weiter, um welche sich ihr Beytrag zu den Unterhaltungskosten der Anstalt erhöht, bekommt sie auch das Recht, einen Director weiter zu ernennen, bis die Anzahl auf 14 gestiegen ist. Auch hängt es von ihr ab, die Dienstzeit der von ihr ernannten Directoren zu bestimmen, nur wird dabey die Verabredung zu treffen seyn, daß immer nur die Hälfte der Directoren zu einer Zeit aus dem Collegio austritt, und die andere in Thätigkeit bleibt. Unter der Aufsicht dieses Directoriums steht

aber die Anstalt ausschließend und unmittelbar. Die Generalsynode hat es ihm daher nicht nur überlassen, die Statuten dafür zu entwerfen welche sie sanctioniert hat, sondern ihm auch ausdrücklich die Macht gegeben, zu jeder Zeit weitere Verordnungen als Bylaws hinzuzufügen, welche, ohne eine weitere Sanction zu bedürfen, als gültig erkannt werden müssen, so bald sie der Grundverfassung nicht entgegen und durch die Umstände hinreichend motiviert sind. Dem Directorio steht es ferner allein zu, alle Professoren und Lehrer, wie das übrige zu dem Dienste des Seminars erforderliche Personal zu ernennen und anzustellen — nur die Ernennung des ersten Professors der Theologie hat sich die Generalsynode vorbehalten — aber auch diesen, wie alle von ihm selbst ernannte, kann es, nur unter der Beobachtung gewisser vorgeschriebenen Formen, wieder entlassen, sobald es ihm für das Beste der Anstalt zuträglich scheint. Dabey wurde auch anerkannt, daß das Directorium selbst von der Generalsynode unabhängig bleiben müsse, denn es wurde ihm zwar zur Pflicht gemacht, einen ausführlichen Bericht an diese, so oft sie sich versammeln würde, von dem Zustand des Seminars einzuschicken, und auch die Vorschläge und Maaßregeln, welche ihr diese darauf empfehlen möchte, mit besonderer Aufmerksamkeit zu beachten, doch erklärte man dabey ausdrücklich, daß die empfohlenen Vorschläge auch von ihm verworfen werden könnten, wenn in der darüber anzustellenden Berathschlagung die Mehrheit der Stimmen dagegen ausfallen sollte.

In der eigentlichen Verfassungsacte des Instituts mögen die Artikel III. IV. VI. IX. die meiste Aufmerksamkeit verdienen, welche die Professoren und Lehrer des Seminars, ihren Geschäftskreis und die Verpflichtung, welche sie zu übernehmen haben, alsdann die Lehrgegenstände und den dar-

nach berechneten Studiencursus, und endlich noch die Studirenden, und besonders die Beneficiaten darunter betreffen. So darf nach den Bestimmungen des dritten Artikels niemand als Professor bey dem Seminar angestellt werden, der nicht bereits die Ordination als Prediger der lutherischen Kirche erhalten hat; soll ihm aber das besondere Lehramt der dogmatischen und polemischen Theologie übertragen werden, so muß er noch überdieß schon volle fünf Jahre einer Kirche als wirklicher Prediger und Seelsorger gedient haben. Jeder Professor hat bey seiner Einführung seinen Amts-Eid öffentlich in die Hände der Directoren abzulegen, und zugleich die folgende Declaration auszustellen, die auch durch seine Unterschrift bekräftigt werden muß. 'Ich erkläre feyerlich — daß ich von Herzen — ex animo — glaube, die Schriften des Alten und Neuen Testaments enthalten das ihren Verfassern inspirierte Wort Gottes, und die einzig vollkommene Regel und Richtschnur für unsern Glauben und Thun. Ich glaube ebenso, daß in der Augsb. Conf. und in den Catechismen Luthers die in der Bibel enthaltenen Grundlehren, wenn auch nur summarisch doch vollständig begriffen sind. Ich erkläre zugleich, daß mir die von der lutherischen Kirche in America angenommenen Generalprincipien über Kirchenregiment und Kirchenrecht mit dem Wort Gottes völlig conform scheinen, und daher auch die meinigen geworden sind. Deswegen verspreche ich auch feyerlich, daß ich niemals weder auf eine directe Art noch durch heimliche Winke etwas lehren oder vortragen werde, was nach meiner Ueberzeugung mit diesen Lehren und Grundsätzen auch nur im entferntesten Widerspruch steht; vielmehr gelobe ich, sie zu jeder Zeit meinen Schülern auf das eifrigste einzuschärfen, und auch im besondern Gegensatz gegen die Ansichten der Athei-

sten, der Deisten, der Juden, der Socinianer, Unitarier und Arianer, der Universalisten, Pelagianer und Antinomier und aller anderer Irrlehrer zu vertheidigen, so lange ich das Lehramt an diesem Seminar behalten werde.' Diese Erklärung muß aber von jedem Professor nach dem Ablauf von fünf Jahren auf das neue in Gegenwart der Directoren, ja auch in der Zwischenzeit, so oft es diese verlangen, auf das neue aufgestellt werden, und die Verweigerung ihrer Wiederholung soll jeden eben so unfähig machen sein Amt im Seminar zu behalten, als ihn die Verweigerung ihrer ersten Ausstellung unfähig machen würde, in das Amt zu kommen. Was ihre besonderen Amtsverrichtungen betrifft, so hat jeder in der Woche sechs Vorlesungen und jeden Monat für die Studierenden eine eigene Predigt zu halten, die jedoch sonst, wie das ganze Personale des Seminars zu der Ortsgemeinde gehören, und im Parochialverbande mit dieser und dem Prediger stehen. Außer diesem bildet aber das Collegium der sämtlichen Professoren noch die Behörde, welcher die Sorge für die Erhaltung der inneren Ordnung und der häuslichen Disciplin im Seminar ausschließend obliegt.

Als die Hauptgegenstände des im Seminar zu ertheilenden Unterrichts werden im Art. IV. ausgezeichnet: griechische und hebräische Philologie, heilige Geographie und Chronologie, biblische Geschichte in Verbindung mit der profanen, jüdische Alterthümer, Apologetik, biblische Kritik, exegetische, biblische, systematische, polemische, practische und Pastoral-Theologie, nebst Homiletik, Kirchengeschichte und Kirchenrecht. Ausdrücklich wird dabey empfohlen, daß auch ein besonderer Unterricht in der deutschen Sprache ertheilt werden müsse, das ganze des Unterrichts aber soll in einen Cursus von drey Jahren vertheilt werden,

der nur in jedem Jahre durch zwey Vacanzen in sechs-
wöchigen Frühlings- und eben so langen Herbstferien un-
terbrochen wird. Etwas überrascht wird man hingegen
durch die erste Bestimmung des Art. VI. nach welcher das
Seminar für Studierende von allen christlichen Parteyen
und Benennungen offen stehen soll. Jeder, der sich um
die Aufnahme meldet, hat weiter nichts zu beglaubigen,
als daß es ihm nicht an hinlänglichen natürlichen Anla-
gen und Talenten fehlt, daß seine bisherige Aufführung
niemand einen Anstoß gab, daß er einen regelmäßigen
Cursus academischer Studien durchgemacht hat, und daß
er mit irgend einer geordneten Kirche — with a regu-
lar church — in Verbindung steht. Nach diesem hat
er bloß eine Erklärung, daß er sich dem Dienste des Evan-
geliums zu widmen entschlossen ist, und das Versprechen
auszustellen, daß er den im Seminar zu erhaltenden Un-
terricht mit Fleiß und Eifer benutzen, und sich in alle
Ordnungen und Gesetze des Instituts fügen will, worauf
er auf sechs Monate zur Probe, und nach dem Ausfalle
von dieser entweder entlassen, oder als beständiges Mit-
glied aufgenommen wird. Ganz dürftige Candidaten
können endlich auch nach Art. IX. wenn sie die Hoffnung
einer vorzüglichen künftigen Brauchbarkeit erwecken, ganz
kostenfrey aufgenommen werden, ja um diese Wohlthat
mehreren erzeugen zu können, wird es nicht nur jeder
Provinzialsynode, und jedem Kirchspiel, sondern auch
einzelnen Individuen überlassen, für sich allein oder in
Verbindung mit mehreren, eigene Freystellen im Semi-
nar zu fundieren, zu denen sie alsdann auch die Bene-
ficiaten selbst ernennen oder dem Directorio präsentieren
mögen.

Dies mag für den Zweck hinreichen, unsere Leser mit
dem Geiste des Instituts etwas bekannter zu machen,
aber auch zu der Ueberzeugung hinreichen, daß wir un-
seren Schwesterkirchen über dem atlantischen Meere immer
zu seiner Zustandebingung Glück wünschen dürfen. Aus
den weiteren Nachrichten, die uns zugekommen sind,
müssen wir freylich noch hinzusetzen, daß die äußeren
Umstände, unter denen es eröffnet wurde, nicht sehr
glänzend waren. Das Seminar hatte bey seiner Ein-
weihung noch nicht mehr als elf Zöglinge, und man
hatte nur die Hoffnung, daß im nächsten Semester ihre
Anzahl auf dreyßig steigen würde; das Bedenklichere war
aber dies, daß der Bestand der Anstalt in andern Be-
ziehungen nach menschlichen Rechnungen so wenig gewiß
war, weil noch so sehr viel an den Mitteln fehlte, durch

welche er nach diesen allein gesichert werden konnte. In America selbst war zwar schon von den vereinigten Gemeinden ein Fonds von 10000 Dollars zusammengebracht worden, wozu ihre Prediger am reichlichsten beygesteuert hatten. Ein einzelner Prediger in Nord-Carolina, Hr. Schober, hatte zu diesem Fonds noch 2433 Acker Land hinzugefügt, die in wenigen Jahren eine bedeutende Einnahme versprachen, weil ein Theil davon schon cultiviert war. Nach den von Hn. Kurz erhaltenen Berichten konnte man auch die aus Europa zu hoffenden Beyträge schon auf 12000 Dollars berechnen; allein wer kann nicht auch unter uns berechnen, daß diese Summen kaum zu den Kosten der ersten Anlage hinreichen konnten, also für das künftige Bestehen des Instituts fast alles erst noch gethan werden muß. Doch gerade daraus, gerade aus diesem demüthigen Anfang darf man vielleicht die gewisseste Hoffnung seines kräftigen Gedeihens schöpfen. Für das noch fehlende wird die Vorsehung sorgen, denn sie hat die Hoffnungen, die man bey einem redlich frommen, für die Sache Gottes berechneten Unternehmen auf ihre Dazwischentunft setzte, noch nie getäuscht, und nicht leicht einen Wechsel unhonoriert gelassen, der dabey mit gläubigem Vertrauen auf sie gezogen wurde. Sie wird auch dafür sorgen, daß das in dem ersten mit noch so bedachtamer Klugheit entworfenen Grundrisse des Werks vielleicht hier und da Verfehlete und Verzeichnete nicht nur unschädlich wird, sondern daß aus dem Ganzen selbst noch etwas besseres und trefflicheres, als das von den Unternehmern zunächst abgezwecte herauskommt, denn sie wird das neue Institut als Mittel gebrauchen, wodurch nicht nur das lutherische, sondern das Christenthum überhaupt in America zu immer höherer Reinigkeit und Klarheit, wie zu einem kräftigeren Leben gebracht werden soll. Vielleicht wird dieß hier nach einer schnelleren Progression und in einem rascheren Entwicklungsgange erfolgen, als es ehemals bey uns der Fall war, denn von jezt an wird der Einfluß unserer Theologie auf die americanische sicherlich über jeden anderen vorschlagen. Es ist selbst gar nicht undenkbar, daß sie einmal wieder wohlthätig auf die unsrige zurückwirken kann, denn von der unermesslichen Zukunft, die sich für America öffnet, läßt sich alles erwarten, also mögen wir uns immer freuen, etwas dazu beygetragen zu haben, daß auch für die Religionswissenschaft ein Tempel oder eine Schule weiter darin gegründet worden ist.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

78. 79. Stück.

Den 15. May 1828.

Paris.

Baldouin Frères, Editeurs, 1827: Histoire de la guerre de la Peninsule sous Napoléon, précédé d'un tableau politique et militaire des puissances belligérantes par le Général Foy. Publié par Mme. la Comtesse de Foy. Tome I. 403, II. 421, III. 406 u. IV. 378 S. in 8. Nebst einem Atlas.

General Foy faßte nach der Schlacht von Waterloo, als er nach Auflösung der Bonaparteschen Armee seine militärische Laufbahn als geschlossen ansah, den Entschluß, die Geschichte des Kriegs in der spanischen Halbinsel zu beschreiben. Bereits im Laufe dieses Kriegs, an welchem er während mehrerer Feldzüge persönlichen Antheil genommen hatte, sammelte er Materialien zu einer solchen Unternehmung. Diese vermehrte er sehr auf einer nach England unternommenen Reise. Seit 1819 zum Deputierten erwählt, blieb ihm bey dem lebhaften Antheile, den er an den Verhandlungen in der Kammer nahm, nicht hinreis-

hende Zeit übrig, die letzte Hand an seine Geschichte zu legen, die er zwar ganz entworfen hatte, aber nur etwa bis zur Hälfte hat vollenden können. Eine Geschichte aus der Feder eines Mannes, den Frankreich als seinen ersten Redner anerkennt, und der mit der Gabe der Beredsamkeit den Ruf eines ausgezeichneten Militärs vereinigte, verdient hohe Aufmerksamkeit. Schon die Frage: wirken Rednertalente günstig auf den Geschichtschreiber? erregt unser Interesse. Der Geist, den Foy auf der Rednerbühne zeigte, geht aus seiner Geschichte hervor. Er hält sich möglichst an dasjenige, was er selbst gedacht, selbst erfahren hat. Sein Styl zeichnet sich durch Kürze und raschen Gang aus. Den eifrigen Republicaner in der Kammer finden wir in dem Geschichtschreiber wieder; sich bewußt als Redner mehr als im Felde geglänzt zu haben, muß der Geschichtschreiber dem Redner nachstehen. Seine Geschichte hat mehr eine politische als militärische Tendenz; sie ist bestimmt der constitutionellen Verfassung das Wort zu reden. Jene dunkeln Ideen von Freyheit und Gleichheit schimmern überall durch. Foy ist aber eben so guter Militär als eifriger Republicaner. Als ersterer muß er den Gefühlen für Freyheit oft Fesseln anlegen, und dem Despotismus, dem militärischen nämlich, das Wort reden. Dadurch entstehen oft seltsame Widersprüche, deren sich überhaupt nicht wenige finden, die wohl dem Redner, aber nicht dem Geschichtschreiber nachgesehen werden. Foy ist Franzose, ganz im Geiste der Revolutionszeit; er verräth ganz den Stolz, der jetzt beynahе ausgestorbenen Klasse der Republicaner, mit allen den Vorurtheilen und irrigen Ansichten über das Ausland. Er nimmt die Benennung: grande nation, im ausgedehntesten Sinne. Der Franzose ist unüber-

windlich; der erste Soldat der Welt. 'Fragt einen Engländer, einen Preußen, wer der beste Soldat sey? Er wird seiner Nation die erste Stelle und dann der französischen die zweyte einräumen.' Wer verkennt hier die stolze Sprache der Loire-Arme? Wir glauben hier ihren Schwanengesang zu hören.

Das Tableau politique et militaire des puissances belligérantes macht den Inhalt der zwey ersten Theile aus. Den Anfang macht Frankreich, und hier verdient das was er über Bonaparte, den er als Feldherr über Cäsar setzt, aber als unumschränkten Kaiser verdammt, die mehrste Aufmerksamkeit. In dem Bruchstücke der von Foy angefangenen Vorrede heißt es unter andern von Bonaparte: 'J'ai fait tout ce qui était humainement possible pour empêcher son pouvoir. J'ai refusé sa fortune. J'ai le droit d'en dire du bien; sa gloire est notre patrimoine. Nous avons assez souffert de ses fautes pour révéndiquer ses qualités. So bereitet Foy seine Leser auf großes Lob und großen Tadel vor; schade nur daß politische Ansichten allein beides abwägen. 'Im Namen der Freyheit und Gleichheit,' sagt Foy, 'war das französische Volk aufgestanden und Sieger geworden. Die Gleichheit hatte tiefe Wurzeln geschlagen, ja, schon Früchte getragen; die Freyheit ward zwar von den verschiedenen Parteyen, die sich abwechselnd der Regierung bemächtigt hatten, vorgeschützt, aber unaufhörlich verlegt. Dadurch war ein Zustand der Anarchie eingetreten, der Frankreich den Untergang drohete. Schon drangen die auswärtigen Feinde in Frankreich ein. Bonaparte bemächtigte sich der Regierung (1799). Er war im Herzen nicht der Republik ergeben, obwohl er aus persönlichem Interesse am 13. Vendem. u. 18. Fruct.

für sie gefochten hatte. Seine falsche Sprache täuschte die Republicaner, sie bedurften seiner Feldherrntalente. Frankreich bedurfte eines Washingtons, sein übles Geschick gab ihm einen Napoleon. Dieser war und blieb ein Corse, der von einem Franzosen nur die Außenseite angenommen hatte; ein Körper von Stahl, eine brennende Einbildungskraft, eine unüberwindliche Hartnäckigkeit. Der Geist seiner Zeit ließ ihn sich ganz auf Politik und Kriegskunst legen. Immer war er über seine wahren Verhältnisse hinaus. Als 1792 einer seiner Landsleute ihm den Rath ertheilte nach Corsica sich zu begeben, um die Rolle des altgewordenen Paoli zu übernehmen, erwiderte er: *il est plus aisé de devenir roi de France, que roi de Corse.* Sucht zu herrschen, und die Furcht, die Welt möchte aufhören ihn zu bewundern, führte ihn nach Aegypten, aber er war nicht, wie er wähnte, der Mann, den der Orient erwartete. Zum Unglück der Welt kam er nach Frankreich zurück. Zum ersten Consul auf Lebenszeit erwählt, stellte er den catholischen Cultus wieder her, rief thörichterweise die Emigranten zurück. Seine Wahl zum ersten Consul sollte ihm den Weg zum Throne bahnen, die Pfaffen und Emigranten ihn darauf erhalten. Als Kaiser kannte er keine Schranken seiner Autorität. *Droits politiques, intérêts particuliers, propriétés des communes, éducation, science, pensée, le gouvernement envahit tout. Les français ne formerent plus qu' un gros bataillon, mis au commandement d'un seul homme. L'autorité était la carcasse politique de Constantinople, moins l'anarchie des Pachás, l'opposition sourde de l'Uléma et la mutinerie bruyante du Janissaire.* — War es nicht die Revolution, die republicanischen Kriege, denen Na-

poleon alles verdankte? Er stieß diese zurück. Er, das Kind der Revolution hatte die unverzeihliche Schwachheit, den falschen Glanz der Höfe der vor ihm regierenden Bourbons übertreffen zu wollen. Kengstlich versammelte er den alten französischen Adel um seine Person. — Ihm genügte es nicht, die große Nation zu beherrschen, er strebte nach der Universal-Monarchie. 'Le despotisme avait été organisé pour faire la guerre, on continua la guerre pour conserver le despotisme; sa mission, disait il, n'était pas seulement de gouverner la France, mais de lui soumettre le monde.' — Sind Foy's Vorwürfe in ihrem ganzen Umfange gerecht? Weit entfernt die Vertheidigung Bonaparte's unbedingt zu übernehmen, dessen politisches und militärisches Verfahren den Zeitgenossen und der Nachwelt so vielen gerechten Stoff zum Tadel darbietet, erfordert jedoch die Wahrheit der Geschichte, sorgfältig dasjenige was Wirkung der Verhältnisse war, von den Erzeugnissen des freien Willens zu unterscheiden. Die alte Geschichte gibt uns das Beispiel von großen Staaten, die eine Zeitlang eine republicanische Verfassung bewahrten; die neuere europäische nicht. Längst schon war der Satz aufgestellt, daß die innern und äußern Verhältnisse großer Staaten im modernen Europa, mit republicanischen Staatsverfassungen auf die Länge unvereinbar wären, und England und Frankreich können zum Belege dienen. Foy räumt ein: Frankreich sey durch Factionen im J. 1799 zu einem völlig anarchischen Zustande herabgesunken gewesen; die Nothwendigkeit, daß ein kraftvoller Mann die Zügel der Regierung ergriffe, erkennt er an, auch daß Bonaparte dieser gewesen sey; allein er hätte wie Washington handeln sollen. Hat Foy aber be-

dacht, wie verschieden die inneren und äußeren Verhältnisse der nordamericanischen Staaten, als sie sich von England losrissen, von denen Frankreichs, wie verschieden die Stellung Washingtons von der von Bonaparte war? Von dem Augenblicke an, als Bonaparte sich der Regierung bemächtigte, war Washingtons Rolle für ihn so gut als zerrissen. Foy sucht die Rettung der Freyheit in dem Daseyn eines unabhängigen, des liberierenden und dabey mächtigen Senats; Bonaparte habe seine Macht einzig auf die Anführung des Heers beschränken sollen. Beziehen wir uns aber nur auf dasjenige was Foy selbst über den Zustand der Republik, als Bonaparte sich an die Spitze der Regierung stellte, sagt; erwägen wir, wie sehr der Senat in Paris, während der hundert Tage im J. 1815, die militärische Macht lähmte, und es ergibt sich von selbst, wie unmöglich Foy's Ideen zu einer Zeit ins Leben treten konnten, da Frankreichs Grenzen von mächtigen und außs höchste erbitterten Feinden bedroht wurden, und es mit Wahrheit von sich sagen konnte: Jedermanns Hand ist gegen mich, und ich bin gegen Jedermann! Im Widerspruche mit seinen tadelnden Bemerkungen, sagt Foy früher von Napoleon: 'er habe die Revolution beendigt, den Franzosen ihr Eigenthumsrecht gesichert, ihnen ein Civil-Gesetzbuch gegeben, ihre Finanzen reguliert, die Factionen besiegt, den Bürgerkrieg beygelegt; Frieden habe er der Welt geben wollen, aber England habe ihn zum Kriege gezwungen.' Aehnliche Verhältnisse, die die höchste Gewalt in England unter dem bescheidenern Titel eines Protector's in Cromwells Hände brachten, erhoben Napoleon auf den Kaiserthron. Die von Foy nicht hinlänglich erörterte Frage ist: konnte Bonaparte ohne die Oberherrschaft an

sich zu reißen, die Revolution endigen, und nachdem er sich auf den Thron gesetzt hatte, sich als constitutioneller Fürst auf selbigem behaupten? Foy beschreibt die Lage Bonapartes und Frankreichs auf folgende Art: Le despotisme avait été organisé pour faire la guerre; on continua la guerre pour conserver le despotisme. La France devait conquérir l'Europe, ou l'Europe subjuguier la France. Weit entfernt also, in Foy's Tadel einzustimmen, müssen wir es vielmehr weise finden, daß Bonaparte seinen Thron auf den auf dem europäischen Festlande anerkannten monarchischen Principien zu gründen und jeden Schatten der Revolution zu vernichten, bemüht war. Er würde bey strenger Befolgung dieses Grundsatzes den unrechtmäßig an sich gerissenen Thron wahrscheinlich behauptet haben, wenn er sich als Militär in den Schranken seiner militärischen Verhältnisse hätte halten können. Besser verstand diese Kunst Friedrich d. Gr. Aber Bonaparte war fortdauernd zu sehr vom Kriegsglück begünstigt worden, um nicht Carl XI. Schicksal zu erfahren. Zwey Schattenseiten berührt Foy gar nicht: Bonaparte wußte wie Alexander zu erobern, aber nicht gleich diesem das Eroberte zweckmäßig zu benutzen; er befolgte das Requisitionssystem unbedingt. Frankreich, als Republik, verfuhr nicht anders: daher verstummt Foy's Tadel.

Nicht minder interessant als die politische ist die militärische Abtheilung des ersten Theils: sie schildert zuerst den Geist jenes furchtbaren Heers, das das Festland von Europa lange Zeit in Ketten hielt. Das 1791 in Frankreich eingeführte Conscriptiionsgesetz war die Grundlage der Uebermacht der Franzosen. Foy unterscheidet zwey Arten von Disciplin: die eine, die lehrt seinen Will-

len unbedingt dem des Obern zu unterwerfen; die andere, welche dem Krieger die Pflicht auferlegt, das Leben und Eigenthum, die Sitten und die Gewohnheiten der Einwohner der Länder, die zum Kriegstheater dienen, zu verschonen; nach seiner Behauptung waren beide Arten von Disciplin, bis Bonaparte an die Spitze trat, in dem französischen Heere herrschend. Mit der Lebendigkeit, der die Rückerinnerung an die Ereignisse der Jünglingsjahre die Feder leiht, zeichnet Foy den Geist der republicanischen Armeen Frankreichs mit den glänzendsten Farben. Eigenthümlich war dieser Geist; die Kriegsgeschichte liefert nur in dem, der Cromwells Soldaten beseelte, ein Seitenstück, wenn gleich er dort durch Freyheitsliebe und hier durch religiösen Fanatismus erzeugt war. Die noch lebenden Zeitgenossen der französischen Republik im Auslande, die jene republicanischen Soldaten gekannt haben — zu denen der Verf. dieser Anzeige gehört — werden schwerlich in das Lob, das Foy den republicanischen Heeren ertheilt, unbedingt einstimmen. Allein unserm Verf. ist es vorzüglich darum zu thun, durch eine Parallele zwischen den Kriegern der Republik und denen des nachmaligen Kaisers zu zeigen: wie Bonaparte, um das Heer von sich abhängig zu machen, die Disciplin desselben künstlich untergrub, den Durst nach Geld und mit selbigem den Luxus erzeugte, die Insubordination der höheren Officiere beförderte, veranlaßte: *'que les soldats français contractaient une ivresse morale.'* Die Nachrichten, die Foy über die Einrichtungen des Militärs unter Bonaparte als Kaiser gibt, verdienen mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden. Die Furcht regierte nicht in Bonapartes Heeren, körperliche Strafen waren beynähe unbekannt, und doch ward ein Theil der

Disciplin, nämlich der unbedingte Gehorsam in Militär-Angelegenheiten aufrecht erhalten. Diese Erscheinung erklärt Foy auf folgende Art: 'c'est que dans notre armée à peu de chose près, les inégalités de position y étaient en harmonie avec les inégalités naturelles, et que les Français possèdent un sentiment exquis de ce qui est raison.' Der erste Theil dieser Erklärung hängt mit Foy's republicanischen Ideen von Gleichheit zusammen. Um diese weiter zu erläutern, zugleich auch den seit Wiedereinführung der Bourbons herrschenden Grundsätzen in Frankreich einen Hieb zu versehen, stellt er eine Vergleichung zwischen dem Geiste der französischen Heere unter Ludwig XV., Ludwig XVI. und dem unter Bonaparte an. Allein, ist es nicht das Schicksal aller stehenden Heere, daß der militärische Geist bey ihnen im Genusse des Friedens mehr oder weniger erschlaft, jenachdem der regierende Herr selbst Militär ist, und Interesse an seinem Heere nimmt. Die beiden Ludewige waren nicht von kriegerischem Geiste beseelt. Foy spricht in nachstehender Stelle seine Ansicht über die künftige Art der Kriegführung aus: 'On ne reviendra ni aux petites armées, ni aux sièges de convention, ni aux maisons de toile. Chaque puissance belligérante continuera à se faire beaucoup de mal à elle même dans l'espérance plus ou moins fondée d'en faire davantage à son adversaire. Cherchons plus haut le remède; cherchons le dans la libre manifestation de l'opinion publique, pour résister aux volontés des gouvernants; l'esprit de liberté tuera l'esprit militaire.' Man sieht, daß der Verf. von der Idee beherrscht war, der Liberalismus werde überall in Europa die Oberhand erhalten, und jene Art der Organisa-

tion der Heere und der Kriegführung des revolutionären Frankreichs fortan die herrschende werden. Durch *esprit militaire* bezeichnet er den Geist der stehenden Heere, im Gegensatze von allgemeiner Volksbewaffnung. Wenige Jahre sind verflossen seit Foy dieses schrieb. Dunkel, wie die Zukunft vor uns liegt, scheint doch aus den Ereignissen der letzten zehn Jahre das beruhigende Resultat sich zu ergeben, daß die Stürme der Revolution sich gelegt haben, und nach und nach Ordnung und Ruhe wieder im Innern der Staaten zurückkehren. Die Uebermacht Frankreichs während einer langen Reihe von Jahren hatte in mehreren Staaten des Festlandes die Idee erzeugt, mit Beybehaltung ihrer monarchischen Regierungsart, die Einrichtungen der republicanischen Franzosen in ihren Heeren nachahmen zu können, ohne zu erwägen, daß die Kriegsvorfassung eines Volks mit dessen inneren und äußeren Verhältnissen, mit seinem Nationalcharacter und mit dem Zustande der Kriegskunst in Uebereinstimmung stehen müsse, um auf die Eigenschaft der Zweckmäßigkeit Ansprüche machen zu können. Wir sehen aber, wie auch in diesen Staaten nach und nach alles wieder den alten Formen sich nähert. — Jene großen Veränderungen in der Kriegskunst, von denen Foy so viel redet, scheinen uns vorübergehende Erscheinungen aus der Revolution und keinesweges bleibende Resultate wirklicher Veränderungen in den Elementen derselben zu seyn. Wir erlauben uns sogar den Satz aufzustellen: die Kriegskunst stehe seit Friedrich d. Gr. auf einem Punkte, den sie nicht verlassen wird, wenn nicht neue und verheerendere Waffen als die bisherigen, deren Stelle einnehmen. Welchen Einfluß z. B. die Einführung der Dampfgeschütze auf die Kriegs-

Kunst haben könnte, läßt sich im voraus berechnen. Die veränderte Art, wie die republicanischen Armeen von der im siebenjährigen Kriege gebräuchlichen, tactisch und strategisch agierten, ward durch die allgemeine Conscription, durch das Papiergeld und durch den revolutionären Geist möglich gemacht, nämlich: der Angriff löste sich in Gefechte à la Debandade auf; die Strategie bestand darin, den Feind zu überflügeln, indem das Heer in Armee-Corps agierte. Anders war es, als das revolutionäre Feuer erloschen war, die Assignaten nichts mehr galten, und die Armee nicht mehr ihre Ueberlegenheit an Kopffzahl behaupten konnte. Das Tirailleurgefecht machte dem geschlossenen Angriff Platz; die verschiedenen Waffenarten nahmen eine jede wieder ihre Rolle ein. Waren die strategischen Bewegungen Bonapartes von denen Friedrich des Gr. verschieden, so war dieses nur, weil viel größere Streitkräfte gegen einander in die Schranken traten. Als Bonaparte vollends durch seinen Zug nach Rußland, die ihm anheim gefallene Erbschaft der Revolution vergeudet hatte, die Ueberlegenheit der Kopffzahl auf Seiten seiner Feinde und er auf die Hülfquellen des monarchischen Frankreichs beschränkt war, da sehen wir ihn ganz im Geiste Friedrich des Gr. agieren, wenn gleich nicht mit gleichem Glücke. — Die große Coalition Europas gegen Bonaparte in den Jahren 1813, 14 und 15 war die Wirkung der französischen Revolution. Es scheint uns höchst gewagt zu seyn, aus einem Ereigniß, das vielleicht in den nächsten tausend Jahren nicht wiederkehrt, die Theorie von künftigen Völkerkriegen begründen zu wollen; wir glauben vielmehr, daß die Unmöglichkeit, in der sich alle Völker befinden, große Heere zu bezahlen und zu er-

nähren, deren Wiederkehr verhindern werde. Denn die Hauptfrage bey der Organisirung eines Heers, wenn ein Staat sich in geregeltem Zustande befindet, ist nicht: wie viele Krieger bringen wir zusammen? sondern wie viele können wir kleiden, bewaffnen, bezahlen und ernähren? Anders ist es zur Zeit einer Revolution.

Aber hier scheint uns die größte Dunkelheit in Foy's Darstellung zu liegen. Die Begriffe von revolutionär und constitutionell sind auf die seltsamste Weise verwechselt. Wir finden keinesweges daß in den Staaten wo la libre manifestation de l'opinion publique résiste aux volontés des gouvernans, l'esprit militaire getödtet wird. Wo herrscht wohl größere Sprech- und Druckfreiheit als in England, und doch war das Heer, das Wellington durch eine ununterbrochene Reihe von Siegen von Lissabon bis in das Innere von Frankreich führte (wenige Verschiedenheiten abgerechnet), in seiner Organisation ganz der Armee ähnlich, mit der Friedrich der Gr. so wahrhaft große Thaten verrichtete, agierte tactisch und strategisch, wie die Heere im siebenjährigen Kriege. Die Widersprüche in der Foy'schen Geschichte, deren einige bemerklich zu machen wir uns bereits erlaubt haben, kommen nirgends häufiger vor als in dem zweyten Buche des ersten Theils: de l'Angleterre. Wenige Schriftsteller, die über die Kriegsverfassung der Engländer geschrieben haben, sind auf die Verschiedenheit der militärischen Lage dieses Reichs von der der europäischen Continentalstaaten aufmerksam gewesen: daher so viele irrige Ansichten. Nachdem Foy die mehrsten Einrichtungen des englischen Heers getadelt hat, räumt er den englischen Soldaten doch drey der vorzüglichsten Tugenden des Kriegers ein: 'Déférence envers le pouvoir

légal', Tapferkeit und Disciplin; die Entstehung dieser Tugenden erklärt er auf eine eigenthümliche Weise. Die Disciplin hat nach Foy ihren Grund darin, daß die Oberofficiere eine ganz verschiedene Klasse von der der Unterofficiere und Gemeinen bilden. Wir erblicken hier demnach, wenn wir Foy's Erklärung als richtig annehmen, eine große Verschiedenheit von der Ursache, welche die Disciplin in Bonapartes Heere erzeugte, die nach dem Verf. sich auf Égalité des positions der Individuen, aus welchen sie bestanden, gründete. Was dort die Inégalité, soll hier die Égalité hervorbringen; zwey entgegengesetzte Ursachen zeugen folglich die nämlichen Wirkungen. Nur fragt es sich, welche sind die dauerndsten? Foy sucht die Verschiedenheit in dem militärischen Character: 'der französische Soldat ist ganz Leben, die Einbildungskraft ist bey ihm vorherrschend, sein Muth ist geistig; der englische ist eine bloße Maschine, unmäßig und dumm (insipide), brav ist er, wenn er gut gegessen, getrunken und geschlafen hat, sein Muth ist mehr physisch als moralisch; eine strenge Disciplin läßt ihn im Gefechte weder rechts noch links blicken.' Foy übersieht die vorzüglichste Quelle der Tapferkeit der Engländer, ihren Nationalcharacter, der die Verachtung der Gefahren und selbst des Todes zur ersten Nationaltugend erhebt. Mit Unrecht behauptet Foy demnach, die allgemein anerkannte Tapferkeit des englischen Kriegers sey, veranlaßt durch die strenge Disciplin, bloß mechanisch. Nicht aus Insipidité, wie Foy will, biegt er sich unter die strenge militärische Disciplin; jedem Engländer ist die Pflicht, sich den bestehenden Gesetzen zu unterwerfen, von Jugend auf gleichsam zur andern Natur geworden. Der Raum verhindert uns, unserm Verf. in der oft höchst unrichtigen

Beurtheilung der englischen Armee: Einrichtung weiter zu folgen. Nur was er am Schlusse seiner Bemerkungen anführt: 'On peut (es ist von dem Commando einer englischen Armee die Rede) impunément distribuer les commandemens suivant des combinaisons ou par des intrigues parlementaires; c'est l'armée qui se passe le plus facilement des talens,' steht mit dem vorhergegangenen Tadel zu sehr im Widerspruche, daß es hier nicht eine Rüge verdiente. Welch ein größeres Lob kann einer Armee ertheilt werden, als wenn man von ihr sagt: sie bedarf keines Anführers von ausgezeichneten Talenten? Allein dieses ist nur die Einleitung zu der Herabwürdigung eines Feldherrn, den Foy früher le Général odieux des étrangers nennt. Er sagt von Wellington: 'les officiers revenus des guerres de Portugal et d'Espagne tout en rendant justice à la sagesse et à l'intrépidité de leur Chef, ne lui accordent rien qui le distingue éminemment des autres généraux marquans de leur nation. Ils vantent sa roideur du caractère qui des long-temps l'a affranchie des entraves de la responsabilité, mais ne trouvent rien à dire des enfantemens de son genie.' Foy behauptet, daß Picton, Crawford, Sir George Murray, eben so viel und vielleicht mehr als Wellington an der Spitze der Armee geleistet haben würden. Seltsam klingt die Behauptung: 'les grands Généraux n'empruntent pas leur valeur à des institutions qui les ont précédés et qui leur survivront.' — Wie, wenn die englischen Institutionen allein, und nicht der Feldherr den Sieg herbeiführten, warum ahmte sie das militärische Europa nicht schon längst nach, da es so schwer hält geschickte Feldherren zu finden? Es scheint

unglaublich zu welchen Trugschlüssen der Nationalhaß auch Männer wie Foy verleiten kann. — Der Marschall von Sachsen behauptete einst: es sind nicht die großen Massen von zusammengerafften Kriegern, die kleineren gut disciplinirten und gut gehaltenen Armeen sind es, die das Vaterland am besten vertheidigen. Er verlangte keine stärkere Armee als 45,000 Mann. Friedrich d. Gr. äußerte in seinen Oeuv. post. es mit 40,000 Preußen immer mit 80,000 Oestreichern aufnehmen zu können. Wellington hatte allerdings den Vortheil ein gut disciplinirtes, bezahltes und gepflegtes Heer anzuführen; daß es gut disciplinirt und regelmäßig gepflegt war, ist schon ein Beweis seines Feldherrn-Talents. Indessen ist es nicht allein Haß gegen Wellington, der Foy, gleichsam gegen seinen Willen zum Lobredner einiger Einrichtungen der englischen Armee macht. Wenn er im Widerspruche mit seinen frühern Behauptungen sagt: *l'armée anglaise surpasse les autres armées en discipline et en details d'aménagement. Elle chemine lentement dans la voie des améliorations, mais elle ne rétrograde jamais; so geschieht es wohl nur des Nachsages wegen: 'on ne saurait assigner de limites à la puissance d'organisation ou peut atteindre un peuple libre et réfléchi.'* Dieß ist das Thema worauf Foy in den nachfolgenden Theilen seines Werks unaufhörlich zurückkommt. Die Beschreibung des politischen und militärischen Zustandes von Portugal und Spanien vor dem Einmarsche der Franzosen in diese Länder, die den Inhalt des II. Theils ausmacht, gibt keine neue Ansichten, so wie die Erzählungen der kriegerischen Vorfälle im III. und IV. Theile, die sich mit der Capitulation von Cintra endigen. Alle diese Ereignisse sind schon in so vielen historischen Werken der Engländer und Franzosen so umständlich be-

schrieben, daß eine neue Geschichte derselben nur durch ihre Darstellung Aufmerksamkeit erregen kann. Die Darstellung des Generals Foy von den kriegerischen Ereignissen ist klar und auch den Nichtmilitärs verständlich. Bis auf einige aber nicht wesentliche Irrthümer in dem Detail, haben wir sie, so weit unsere Kenntniß reicht, der Wahrheit angemessen gefunden. Mit zu vieler Strenge beurtheilt er die Operationen der französischen Generale Boscieres, und insbesondere Dupont und Welbel, indem er, unserer Meinung nach, nicht genugsam auf die besondere Lage, in der sich die Franzosen durch die auf allen Puncten in Spanien ausbrechenden Insurrectionen befanden, Rücksicht nimmt. Dagegen spricht er von den spanischen Anführern und Kriegern mit mehrerer Achtung und Schonung, als wir dieses von französischen Schriftstellern gewohnt sind. Großen Werth legt Foy auf eine Bewaffnung des Landvolks und Bildung von Miliz-Regimentern. Mit Bitterkeit wirft er dem berühmten Grafen von Lippe-Bückeburg vor, daß er der Miliz, als Corps amphibies, wie er solche nannte, in seiner Organisation der portugiesischen Armee keine bedeutende Stelle einräumen wollte, und sich der Bewaffnung der Bauern widersetzte. Foy überschätzt den Antheil der Spanier an der Befreyung der Halbinsel, um Belege zu der Behauptung, die er oft auf der Rednertribune erschallen ließ: *‘on ne saurait mesurer l’énergie defensive de citoyens toujours armés qui se gouvernent eux mêmes suivant des formes constitutionnelles’*, aufzustellen. Ein Atlas, der außer dem Portrait des Generals Foy eine Charte von Portugal, eine von der Gegend zwischen der Sezere und dem Tagus, nebst den Schlachtenplänen von Rio-Seco, Rolica und Bimeiro enthält, ist diesen vier Theilen seiner Geschichte beygegeben.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

80. Stück.

D e n 17. M a y 1828.

H a n n o v e r.

Im Verlage der Hahnschen Hofbuchhandlung:
Ansichten, Gedanken und Erfahrungen über die
geistliche Beredsamkeit, von J. G. Grotendorf,
General-Superintendenten des Fürstenthums Gru-
zenhagen. 1824. VIII u. 304 S. in 8.

Schon der Titel vorliegender Schrift spricht
deutlich genug aus, daß der Verf. derselben kein
System, sondern freye Bemerkungen über die
geistliche Beredsamkeit geben wollte. Zu dieser
Form seiner Mittheilungen mußte er sich schon
durch seine Stellung als Geistlicher bestimmt füh-
len, und gewiß werden Viele weit lieber eine
solche freyer sich bewegende Darstellung lesen, als
die in engere Schranken eingeschlossene systema-
tische. Auch möchten wohl Manche deswegen den
Vf. gern hören, weil er nicht bloß nach Grundsätzen
einer todten Theorie, sondern aus eigener, und
zwar einsichtsvoller Erfahrung spricht. Dazu
kommt, daß man nicht etwa nur einige Haupt-
gegenstände der Homiletik hier besprochen findet,

sondern daß der Verfasser über alles, was von besonderem Interesse für den Homileten seyn kann, seine Ansichten mittheilt, und daher auch eine gewisse Vollständigkeit nicht vermissen läßt. Wenn wir nun auch die Ansichten des Verfs. nicht in jeder Hinsicht zu theilen vermögen, so sind wir doch überzeugt, daß er nicht bloß angehenden, sondern vielen schon länger im Amte stehenden Predigern einen nicht unwesentlichen Dienst geleistet habe.

Nach einer kurzen Einleitung, in welcher von der Nothwendigkeit des Studiums der Kunst zu predigen gehandelt, aber zugleich darauf aufmerksam gemacht wird, daß keine Kunst des Vortrags die Forderung aufheben könne, daß der Prediger auch ein frommer und gläubiger Christ seyn müsse, spricht der Verf. im ersten Kapitel über den Begriff und das Wesen der Homiletik (S. 6 — 9). Indem hier die Homiletik bezeichnet wird als die Wissenschaft 'welche die Regeln über die mannigfaltigen, vor christlichen Versammlungen zu haltenden zusammenhängenden Vorträge sammelt, ordnet, näher bestimmt und denselben allgemeine Gültigkeit zu geben sucht', ist doch weder eine strenge Wissenschaftlichkeit derselben behauptet, noch auch viel über das Negative ihres Werths hinausgegangen. Die Natur des Gegenstandes bringt es mit sich, daß überhaupt die Homiletik vieles der lebendigen Anschauung und dem Gefühle überlassen muß. Sie kann daher allerdings manche belehrende Winke und Anleitungen geben, sowohl in materieller als formeller Hinsicht, aber wer alles, was von einem christlichen Prediger bey seinen Mittheilungen an die Gemeinde in zusammenhängenden Vorträgen geleistet werden soll, aus ihr schöpfen zu können meint, der erwartet

mehr von ihr, als sie ihrem Wesen nach zu geben im Stande ist. Es läßt sich überhaupt nur richtig über das Wesen und die Bedeutung derselben urtheilen, wenn man zuvor über den Begriff und das Wesen der Predigt sich verständigt hat. Denn so wie die Sprache früher gewesen ist, als die Wissenschaft von ihr, und so wie diese nur durch die tiefe und genaue Erforschung jener ihre Begründung erhalten kann, so ist auch lange gepredigt worden, ehe man zur wissenschaftlichen Reflexion über diese Art geistiger Hervorbringung kam. Eben deswegen will es erscheinen, als könnte erst durch eine genaue Erörterung des Wesens der Predigt der Begriff der Homiletik gefunden und festgestellt werden. Wenn daher auch der systematischen Behandlung der Homiletik die synthetische Methode mehr zusagen sollte, so wäre es doch vielleicht für die freyere Behandlungsweise, die der Verf. auf seinen Gegenstand wendet, günstiger gewesen, die ange deutete analytische vorzuziehen. Er wäre dann auch nicht genöthigt worden, schon in dem ersten Kapitel manche Bemerkungen vorweg zu nehmen, die eigentlich erst durch das zweyte Kapitel, in welchem über die Predigt im Allgemeinen geredet wird (S. 9 — 22), ihre rechte Klarheit und Haltung bekommen sollen. Dem Verf. ist die Predigt eine Rede über eine Religionswahrheit, bey welcher ein Text zum Grunde gelegt wird und deren Zweck die vollständigere Erbauung ist. Eine Definition, die nicht von Unbestimmtheit frey seyn dürfte. Was ist denn eine Rede? Wir haben uns überhaupt aus der Darstellung des Verfs. nicht überzeugen können, daß ihm der charakteristische Unterschied zwischen einer Predigt und einer Rede ganz klar geworden wäre. Da nämlich Gelegenheitsreden; nach

dem Verf., doch auch eine Schriftstelle zum Grunde legen können, ohne daß sie dadurch schon Predigten würden, da sie ferner auch den Zweck haben zu erbauen, indem sie gerade das besondere Ereigniß, die besondere Erfahrung, als Anknüpfungspunct christlicher Lehre und Ermahnung, oder Erhebung und Beruhigung benutzen, so läge ja der einzige Unterschied zwischen diesen und der Predigt darin, daß diese vollständigere Erbauung bezweckt. Wie schwankend aber dieser relative Begriff ist, sieht jeder ein. In der Form kann der Unterschied überhaupt nicht liegen. Denn daß man einen synthetischen Vortrag eine Predigt, und einen analytischen Homilie nennt, das ist nichts weiter als ein hergebrachter Unterschied, und man hat keinen Grund in der Natur der Sache, der Homilie das Wesen einer Predigt abzusprechen. Wenn also überhaupt die Predigt eine Rede seyn soll, so kann es auf christlichem Gebiete zwischen beiden keinen wesentlichen Unterschied geben. Es kann bloß gefragt werden: ob es die Erbauung der ganzen d. h. der gegenwärtigen Gemeinde ist, die ohne eine besondere Veranlassung durch die Mittheilung des Predigers erreicht werden soll, oder ob eine solche besondere Veranlassung vorhanden und die Mittheilung also einen Theil der Gemeinde besonders betrifft, ohne den übrigen immer ganz auszuschließen. Der Vf. hat das auch eigentlich schon im Voraus zugegeben, indem er S. 9 nur einen Unterschied macht zwischen der Predigt, als allgemeiner Religionsrede, und der Gelegenheitsrede als besonderer. Aber ob dieser Unterschied statthaft gefunden werden sollte, möchte wohl bezweifelt werden aus mehr als einem Grunde, deren Erörterung hier jedoch nicht her gehört. Nicht ganz billigen können wir es, daß er die Behauptung: die Predigt solle eine

Rede seyn, die wir im Allgemeinen zugeben, mit dem Beyspiel des Propheten Jesaias und des Apostels Paulus belegt. Es scheint uns dieß eine ungehörige Zusammenstellung zu seyn, und es ist dabey wohl nicht beachtet, was Paulus selbst, solchen Ruhm ablehnend, von sich sagt 1 Cor. 2, 4. 2 Cor. 11, 6. Daß übrigens gefordert wird, die Predigt solle immer erbauen ist der Sache gemäß. Nur sind wir der Meinung, daß das Wesen dieser Erbauung sich nicht auf rein psychologischem Wege nachweisen lasse, sondern daß bey der Bestimmung dessen, was denn eigentlich Erbauung ist und heißen darf, die biblische und christliche Bedeutung dieses Ausdrucks mehr müsse hervorgehoben werden (z. B. nach Ephes. 2, 20. 22. 4, 12. Col. 2, 7), als dieß von dem Verf. geschehen ist. Die Verallgemeinerung solcher Begriffe, die dem Christenthum eigenthümlich angehören, ist immer ein Verlust für ihre Bestimmtheit und begünstigt ihre Vermengung mit fremdartigen. Je mehr gerade unsere Zeit zu einer solchen Vermengung der Begriffe in christlichen Dingen geneigt ist, desto mehr muß derselben durch entschiedenes Hervorheben des Gegensatzes entgegen gearbeitet werden. Wir können aber nicht umhin zu gestehen, daß gerade dieses Bestreben in der vorliegenden Schrift vermisst wird. Besonders zeigt sich dieß in dem dritten Kapitel, wo von dem Inhalte, oder dem Stoffe der Predigt geredet wird. So sehr man nämlich mit dem Verf. darüber einverstanden seyn kann und muß, daß der Inhalt der Predigt aus dem ganzen Gebiete der christlichen Religionslehre, im weitesten Sinne genommen werden solle, und zwar nicht aus der eigentlichen Religionslehre allein, sondern auch aus den mannigfaltigen Anwen-

dungen, deren sie fähig seyn mag, so sehr man es loben muß, daß der Verf. auch die sittlichen Wahrheiten, die auf die Kanzel gebracht werden, auf ihren religiösen Grund zurückgeführt wissen will; so wenig ist Rec. im Stande, das, was S. 26 ff. über die Beschaffenheit der Religionskenntniß des christlichen Predigers gesagt wird, haltbar zu finden. Der Verfasser spricht nämlich hier von dem Einfluß des Supernaturalismus, des Rationalismus und des Mysticismus auf die Wirksamkeit des Predigers, als eines Dieners am göttlichen Wort. Nachdem er die Rationalisten ihre eigene Sache gegen die Supranaturalisten hat führen lassen, kommt er zu dem Resultat: 'daß beide Systeme für die Wirksamkeit der geistlichen Beredsamkeit gleich sind, und daß der eine eben so vortheilhaft für die wahren Zwecke des Christenthums wirken könne, wie der andere, wenn die übrigen Bedingungen gleich sind.' Aber von welchen Voraussetzungen wurde hier ausgegangen? Davon, daß der Rationalist den Schein des Supranaturalismus annehme, daß der rationalistische Prediger seine wahre Meinung sorgfältig verberge, daß er unvermerkt das Volk einige Stufen höher zu heben suche und den Geschichtsglauben desselben mit heiliger Scheu unangetastet lasse, daß er den Schein annehme, als gelte ihm das Wort der Schrift als Gottes Wort, wenn es ihm gleich nur als Ausspruch der Vernunft und nur so weit es als solcher sich rechtfertigen läßt, gelten kann, daß er nicht gegen die Form der Lehre der Kirche verstoße, wenn er gleich mit den Ausdrücken einen ganz andern Sinn verbinde. Wir wissen es wohl, daß Viele diese — wie sie es nennen — weise Mäßigung empfehlen und Viele sie üben, ohne sich der Gründe eben

so klar bewußt zu seyn, wie sie von dem Verf. dargelegt sind; aber wundern müssen wir uns, daß der Verf. solche Gründe des Rationalismus gelten lassen konnte. Angenommen, aber wahrlich nicht zugegeben, diese Mäßigung wäre dem Rationalismus eigen, welches auch nur einigermaßen zum Bewußtseyn gekommene sittliche Gefühl empört sich nicht gegen ein solches Versteckenspielen mit sich selbst? Wir wollen nicht leugnen, daß eine solche Methode dazu dienen kann, eine ganze Gemeinde über die wahre Meinung ihres Predigers zu täuschen, aber täuschen, scheinen, was er nicht ist, das muß er, so lange er auf diesem Wege bleibt. Er steht in einem innern Widerspruch mit seiner Gemeinde, mit seinem Amte und mit der Schrift. Ehrlich und aufrichtig ist ein solches Verfahren nicht, man mag sagen, was man will, und Rec. muß offen gestehen, daß ihm ein Solcher, der frey heraus sagt: ich kann das nicht glauben was die Schrift lehrt, und darum würde ich nimmer ein Prediger seyn können! viel ehrenwerther erscheint, als einer, der durch das Verbergen seiner wahren Meinung, den Schein annimmt, als glaube er, was er nicht glaubt. Wenn der Verf. auf die Erfahrung sich beruft, so hat er doch wohl vergessen, daß man nur in eben dem Grade zwischen dem Erfolge des Wirkens eines supernaturalistischen und eines rationalistischen Predigers eine Gleichstellung vornehmen kann, in welchem der eine vom andern den Schein hat. Das ergibt sich von selbst aus der Natur der Sache. Denn da überhaupt einer jeden lebendigen und kräftigen religiösen und sittlichen Ueberzeugung eine bestimmte Gesinnung oder Gemüthsstimmung entsprechen soll, so kann der gleichen nur die gleiche folgen. Wenn wir

auch dem Verf. zugeben, daß die Zuhörer eines rationalistischen Doktors belehrt und erbaut wurden, was beweist das für die innere Wahrheit des Rationalismus? Und was kann für die Allgemeinheit des Sazes, den der Verf. vertheidigt, aus dem besondern Beyspiel eines seltenen Talents gefolgert werden? Man sehe die practische Richtung des Rationalismus im Allgemeinen an, suche die Früchte desselben in der Gesinnung auf, und bleibe nicht bey dem allgemeinen Begriff einer Belehrung und Erbauung stehen, die man nicht näher angibt, da wird man andere Früchte finden, als die sind, welche uns angegeben werden Gal. 5, 22. Ephes. 5, 9. Es lag freylich nicht im Plane des Verfs. die innere Wahrheit des Rationalismus zu untersuchen, und doch ist es diese, nach der nothwendig gefragt werden muß, wenn überhaupt über seinen Werth entschieden werden soll. Es würde uns zu weit führen, wenn wir hier weiter in die Sache hineingehen wollten. Aber es will uns scheinen, als falle der Verfasser in denselben Fehler, den fast alle Freunde des Rationalismus begehen, nämlich den, daß sie den allgemeinen Begriff einer Vernunft und einer vernünftigen Ueberzeugung mit dem Rationalismus, als einer geschichtlichen Erscheinung, verwechseln. Daher allein läßt sich erklären, wie der Verf. an mehreren Stellen seiner Schrift sich so ausspricht, als wäre der Rationalismus keinesweges an sich falsch, sondern als wäre er theils noch nicht gehörig in seiner Evidenz dargethan, theils als wäre das Volk noch nicht reif für denselben (S. VI. 151. 158 u. a.), daher ferner ist es begreiflich, wie dem Verf. die Vereinigung der Systeme des Rationalismus und Supranaturalismus befriedigend scheinen konnte, und wie er der

Behauptung, daß eine Vermengung des Heterogenen im sogenannten rationalen Supranaturalismus statt finde, widersprechen zu müssen meinte (S. VI. VII). Wir sind der Meinung, daß die menschliche Vernunft durch den christlichen Offenbarungsglauben erst recht sich selbst erkennen lernt, aber wir wissen es nicht mit der objectiven Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums zu vereinigen, daß es dem in der Subjectivität befangenen Verstande, oder der subjectiven Vernunft, zustehen sollte von vorne herein über dasselbe das Urtheil zu sprechen. Daher halten wir den Rationalismus und den Mysticismus ihrem Princip nach für eben so grundfalsch, als wir den bloß historischen Supranaturalismus ungenügend finden, weil er das tiefere Gemüthsleben zu verkennen scheint. Was der Verfasser über den Mysticismus sagt, haben wir nicht genügend finden können, indem wir gänzlich eine bestimmte und scharfe Bezeichnung seines Wesens vermissen. Denn daß der Verfasser das Wesen des Mysticismus in die Phantasie setzt (S. 41. 157), wird wohl die Sache nicht erlebigen. Das ist um so mehr zu bedauern, da über den Mysticismus die unbestimmtesten und verkehrtesten Vorstellungen im Umlauf sind und die wenigsten, die von demselben zu reden oder zu schwätzen Grund zu haben meinen, wissen was sie sagen. Obgleich wir weit davon entfernt sind, den Verfasser zu diesen zu rechnen, so müssen wir doch wünschen, daß er eben so klar und tief geurtheilt hätte, als er sich billig und mäßig ausgesprochen hat. Es scheint ja fast, als nehme er an, daß die Lehre von der Wiedergeburt eine Erfindung der Dogmatik des Mysticismus sey (S. 41). Da wäre dann die evangelisch-lutherische Dogmatik

auch eine mystische, wofür sie doch der Verfasser gewiß nicht gehalten wissen will. — Wir haben bey diesem Kapitel länger verweilt, weil es uns dasjenige schien, das am wenigsten befriedigen dürfte, und das dennoch, weil es die Grundansicht des Verfassers enthält, seine Mängel der ganzen Schrift minder oder mehr da mittheilt, wo von der Materie der Vorträge des Predigers die Rede ist. — Im vierten Kapitel wird eine nähere Bestimmung des Inhalts einer Predigt mitgetheilt. Der Verfasser beschäftigt sich hier damit die Grenzen einer Predigt in Ansehung des Umfanges zu bestimmen. Text, Thema, und die daraus abgeleiteten Theile kommen hier zur Sprache. Mit Recht wird gefordert, daß der Text benutzt und zwar seinem wahren Sinne nach benutzt werden solle. Der Text ist die Legitimation des Predigers und seiner Predigt. ‘Eine Legitimation aber, sagt der Verfasser sehr wahr, welche nicht geglaubt wird, ist so gut als gar keine, ja noch schlimmer.’ Wir sehen nur nicht recht ein, wie er das mit der vorhin besprochenen Ansicht des Rationalismus, der sich nicht durch das Wort der Schrift als solches, sondern durch die Aussprüche der Vernunft des Menschen selbst in seinen Predigten legitimieren will, vereinigen kann. Denn es kommt doch nicht allein darauf an, daß die Gemeine, sondern auch darauf, daß der Prediger das glaubt, worauf er zu seiner Legitimation sich beruft. Das scheint doch auch der Verfasser zu meinen, wenn er es tadelt (S. 51) daß man den Worten der Bibel einen andern Sinn unterlegt, als sie haben. Er nennt hier eine *pia fraus*, was er doch vorhin als Vertheidigungsgrund des Rationalismus hatte gelten lassen, und seine Billigkeit gegen denselben

(S. VII), scheint ihn hier in einen Widerspruch mit sich selbst zu verwickeln. Vielleicht wird uns der Verfasser erwidern, daß er überhaupt unter dieser *pia fraus* nur die unrichtige Auslegung verstanden habe, wenn nämlich der Prediger für seinen besondern Zweck eine Schriftstelle so lange dreht und wendet, bis er den ihm bequemen Sinn herausgebracht hat; aber ist es nicht eben dieses, was der rationalistische Prediger thut, wenn er die Worte der Schrift zu seinen Gunsten deutet? — Der Verfasser gibt übrigens sowohl über die Benutzung des Textes, über die Ableitung des Thema aus dem Texte und die Beschaffenheiten desselben, als auch über die Theile und ihr Verhältniß zum Thema gute Vorschriften und macht alles durch zweckmäßig gewählte Beispiele anschaulich. — Das fünfte Kapitel handelt von der Erfindung des Hauptsatzes. Es wird hier natürlich gefordert, daß der Hauptsatz ein selbsterfundener seyn müsse, und nicht bloß ein aus den mannigfaltigen homiletischen Hülfsmitteln abgeschriebener seyn dürfe. Wenn man auch in diesem Kapitel keine neue Regeln aufgestellt findet, so ist doch alles, was gegeben wird, so wohl durchdacht und so gut begründet, daß man den erfahrenen Homileten nicht verkennen kann. Dasselbe gilt von dem sechsten Kapitel. Von den Unterabtheilungen des Hauptsatzes. Alles wird mit treffenden Beispielen belegt, und gerade dieses gehört zu den Vorzügen, durch welche überhaupt die Schrift des Verfassers sich vor manchem wissenschaftlichen Werke über die Homiletik auszeichnet. Siebentes Kapitel. Von den verschiedenen Gattungen der Predigten in Ansehung der Form. Zuerst spricht der Verfasser von

dem Unterschiede der synthetischen und analytischen Predigten (S. 99 flg.). Dann von der Homilie (S. 104 flg.) und endlich von den Reden im engern Sinne (S. 111 flg.). Es wird hier von dem eigentlichen Unterschiede einer Predigt und einer Rede ausführlich gehandelt und der Verfasser hat sich bemüht, diesen bestimmter hervorzuheben, als dieß bisher zu geschehen pflegte. Er glaubt ihn in der verschiedenen Absicht zu finden, indem die Predigt vorzüglich durch die Belehrung erbauen, die Rede aber die Erbauung durch die Einwirkung auf das Gefühl suchen müsse. Aber wesentlich dürfte doch dieses Merkmal des Unterschiedes kaum seyn, da der Verfasser verlangt, daß die Predigt zugleich eine Rede seyn soll, und doch eine Predigt nicht aufhört eine Predigt zu seyn, wenn sie auch vorzugsweise das Gefühl in Anspruch nehmen sollte, wie z. B. eine Leichenpredigt. Ahtes Kapitel. Anordnung der Predigt in Ansehung der Hauptpartieen derselben. Es wird hier von dem Eingange, von der Ableitung des Thema aus dem Texte und vom Schluß der Predigt geredet. Es ist von mehreren Homileten in Zweifel gezogen worden, ob eine Einleitung vor der Mittheilung des Textes zu gestatten sey? Aber die es leugneten, dürften schwerlich die Gründe für das Gegentheil zu widerlegen vermögen. Wenn der Eingang das ist, was er seyn soll, so wird er gewiß nicht bloß die Aufmerksamkeit der Hörer nicht mindern, wie man wohl gesagt hat, sondern ist im Allgemeinen eine wesentlich nothwendige Vorbereitung auf den Gegenstand selbst. Ueber die Beschaffenheit der Einleitung gibt der Verfasser sehr lehrreiche Winke. Die langen räsonnierenden Gebete, die keine Gebete

sind, und doch oft dafür gelten sollen, verwirft er mit Recht. Die Ableitung des Thema aus dem Texte darf nicht mit einer ausführlichen Texteserklärung verbunden seyn, sondern der Hauptgedanke der Predigt muß gleich anfangs hervortreten. Daß der Schluß in der Form mannigfach seyn kann, aber immer kräftig und kurz seyn und dem Inhalt der Predigt entsprechen müsse, wird überzeugend nachgewiesen.

Neuntes Kapitel. Von der Ausarbeitung der Predigt. Die Meditation und Disposition machen die Hauptsache aus. Sind diese gelungen, so wird es schwerlich nöthig seyn, nach vollendeter Ausarbeitung noch viel im Einzelnen, oder wohl gar am Hauptsache zu ändern.

Im zehnten Kapitel kommt der Verfasser zu der wichtigen Frage: was heißt biblisch predigen? Wir müssen gestehen, daß die Antwort uns nicht befriedigend scheint. Der Begriff des Biblischen wird zu weit gefaßt, wenn dieses bloß gesetzt wird in den 'eigenen und festen Glauben an die Gottheit, an deren stete Aufsicht, Gegenwart und Theilnahme an allen menschlichen Angelegenheiten, bald als Zeuge, bald als Richter, bald als Beförderer und dann wieder als mißbilligendes und widerstrebendes Wesen, hier als Gesetzgeber und strenger Regent, dort als Beystand leistender Freund und Rathgeber.' Sollte dieses das Characteristische christlicher Predigten seyn, so sieht Rec. nicht ein, wodurch die auf dem Grunde des Neuen Test. ruhende Predigt, sich von der aus dem Alten geschöpften unterscheiden sollte. Das Eigenthümliche des Christenthums, das auch das Eigenthümliche der christlichen Predigt seyn soll, ist hier verkannt worden. Wie wäre es sonst auch möglich gewesen, daß der Verfasser hätte

behaupten können, es gelte hier gleich, welchem theologischen Systeme der Prediger gehuldigt habe? Ist der Glaube an Gott und Vorsehung hinreichend, um biblisch und christlich predigen zu können, so ist kein Grund vorhanden, warum nicht der Deist, der in der heil. Schrift keine Offenbarung erkennt, eben so biblisch und christlich predigen könne, als ein gläubiger Christ, und ein solcher soll ja doch nach des Verfassers Forderung (S. 3), der Prediger einer christlichen Gemeinde seyn. — Indessen wir können den Verf. nicht weiter ins Einzelne begleiten, und müssen uns damit begnügen, das Folgende nur kurz zu berühren. Das erste Kapitel. Von der Popularität der Predigten. — Zwölftes Kapitel. Was unterscheidet eine Predigt oder Rede von einer Abhandlung? Dieser Unterschied wird hier nach dem Wesen der Rede bestimmt, weil der Verfasser diese von der Predigt hier durch den Inhalt verschieden seyn läßt, obgleich vorhin die verschiedene Absicht beide unterscheiden sollte. Dreyzehntes Kapitel. Welche Muster soll der angehende Prediger nachahmen? Die Antwort ist: 'keine Nachahmung, sondern nur Studium des Bessern und Vollkommnern und Verschmelzung desselben mit seiner eigenen Individualität.' — Das vierzehnte Kapitel. Von der Schreibart, oder dem Style der Predigten dürfte wohl eins der gelungensten in der ganzen Schrift seyn. Funfzehntes Kapitel. Von der Declamation und Action. Die Studien vor dem Spiegel (S. 245) haben Rec. nie gefallen wollen. Solche Uebungen bekommen leicht etwas Lächerliches und lassen eine gewisse ungemüthliche, berechnete Absichtlichkeit schwer vermeiden. Sechzehntes Kapitel. Von dem

Inhalte und Geiste der Gelegenheits-Reden. 1. Tauf-Reden. 2. Confirmations-Reden. 3. Vesper-Beicht- und Abendmahls-Reden. 4. Trau-Reden. 5. Leichenpredigten. Wir müssen hier manche Bemerkungen zurückhalten, die wir, wenn wir nicht fürchten müßten, schon zu ausführlich geworden zu seyn, gern mitgetheilt hätten, nicht weil wir denselben einen besondern Werth beizulegen geneigt sind, sondern weil wir nicht in alle Ansichten und Urtheile des Verfassers einzustimmen vermögen. — Ein Inhaltsverzeichnis fehlt dem Buche.

Hemsen.

F r e y b u r g.

Wir haben bereits (S. g. N. 1828 (St. 11.) der systematischen Bildergalerie zur allgemeinen deutschen Real-Encyclopädie oder Conversations-Lexicon in lithographierten Blättern mit verdienter Auszeichnung Erwähnung gethan, welche die Herdersche Kunst- und Buchhandlung daselbst in 226 lithographierten Blättern herausgibt. Wir erhalten davon jetzt die Fortsetzung, nämlich die zweyte und dritte Abtheilung und den Anfang der vierten. Die erste Abtheilung war den Naturwissenschaften gewidmet; die zweyte ist für die Völkerkunde, die dritte für die Baukunst; und die vierte für den Cultus bestimmt. Es sind besonders die zweyte und die dritte Abtheilung, auf welche wir hier aufmerksam machen müssen. Beide sind mit so vieler Kenntniß und mit so vielem Reichthum ausgeführt; daß sie jeder billigen Forderung Genüge leisten. Die dritte Abtheilung zerfällt wieder in die beiden Abschnitte der alten und der neuern Völker. Die alten Völker allein nehmen 28 Blätter ein, die

neuern 37. Es sind nicht bloß die Abbildungen der Völker gegeben; sondern auch ihre Kleidungen, Geräthschaften, Beschäftigungen, Waffen u. s. w. Dieß ist nach den vorzüglichsten, selbst den kostbarsten Werken copiert, wie z. B. bey den Aegyptern nach dem großen französischen Werke. Auch sind nicht bloß einzelne Figuren gegeben, sondern ganze Reliefs, nach den besten Kupferwerken, wie bey den Persern, Griechen und Römern. Bey den neuern Völkern nach den Welttheilen, so daß keins der bedeutendern außer europäischen Völker übergangen ist. Die Phsyionomien sind mit großer Treue wiedergegeben. Die folgende Abtheilung, der Baukunst gewidmet, ist fast noch reicher. Sie ist auch nach den Nationen getheilt; ägyptische, indische, persische, griechische und römische Baukunst, und dann die des Mittelalters. Die einzelnen Gebäude sind nach den besten architectonischen Werken copiert, so daß in der That die meisten berühmten Bauwerke jener Zeiten hier dargestellt sind. Auch der Schiffbau ist nicht übergangen. Von der vierten Abtheilung, dem Cultus gewidmet, ist erst der erste Abschnitt, indische, persische, nordische und ägyptische Gottheiten darstellend, geliefert.

Es ist nur Gerechtigkeit, die wir den Herausgebern widerfahren lassen, wenn wir ihr Unternehmen selber eins der nützlichsten, und die Ausföhrung eine der gelungensten nennen. Es eignet sich vollkommen für den jugendlichen Unterricht, da sich allenthalben die mannigfaltigsten Beleh-rungen anknüpfen lassen, und gibt überhaupt den gebildeteren Ständen die anschaulichen Kenntnisse, die sie sonst so leicht entbehren. Daß es deßhalb nicht für den höhern wissenschaftlichen Unterricht bestimmt ist, brauchen wir nicht erst zu erinnern.

Hn.

G s t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

81. Stück.

D e n 19. M a y 1828.

G s t t i n g e n.

Handbuch der Geschichte der Staaten des Alterthums, mit besonderer Rücksicht auf ihre Verfassungen, ihren Handel und ihre Kolonien, von A. H. L. Heeren; fünfte verbesserte Auflage. 1828. XVI und 556 Seiten in 8. (Auch unter dem Titel: Historische Werke, Siebenter Theil).

Es wird nicht erst unserer Versicherung bedürfen, daß bey dieser fünften rechtmäßigen Auflage das Beywort verbesserte nicht umsonst gesetzt sey. Es sind in derselben die Aufklärungen und Erweiterungen benutzt, welche in den letzten sechs Jahren die alte Geschichte in mehreren Theilen, vorzüglich jedoch in Beziehung auf Aegypten, sowohl in der Periode der Pharaonen als der Ptolemäer, erhalten hat; und die Namen jener alten Weltherrscher, welche uns die Monumente aufbewahrt haben, treten hier jetzt — so viel der Verf. weiß in unsern Hand-

büchern zum ersten Mal — in die Reihe der historischen Personen ein. Die übrigen Zusätze und Verbesserungen im Einzelnen anzugeben, ist hier nicht der Ort.

Eine doppelte Englische Uebersetzung dieses Handbuchs wird uns um eben diese Zeit angekündigt. Die eine, zu Boston in Nordamerica, von demselben Gelehrten, der bereits das größere Werk des Verfs. zu übersetzen angefangen hat, (G. g. U. 1825 St. 27) wird jetzt schon die Presse verlassen haben; eine andere in England selbst, in Oxford, ist noch darunter befindlich. Wir glauben bey dieser Gelegenheit auch die andern, uns bekannt gewordenen, Uebersetzungen anführen zu müssen, da ihrer in diesen Blättern noch keine Erwähnung geschehen ist.

Die Französische: Manuel de l'histoire ancienne, considérée sous le rapport des constitutions, du commerce, et des colonies des divers états de l'antiquité, traduit de l'Allemand etc. Paris 1823. 515 S. 2. Ed. 2826. in 8.; bey welcher Hr. Prof. Thurot in Paris sich als Uebersetzer genannt hat. Sie ist jetzt um so mehr zu empfehlen, da bey der zweyten Ausgabe die von dem Verf. auf Verlangen eingeschickten Zusätze und Verbesserungen benutzt sind.

Die Holländische: Handboek der Geschiedenis der oude Staaten, voornamelijk met Betrekking tot derzelve Regeringsvormen, Handel en Volkplantingen, door etc. uit het Hoogduitsch overgezet, en met eenige Aanmerkingen voorzien, door G. Dorn Seiffen. 1818; tweede Uitgaaf 1820. XVI u. 542 S. in 8. Nach dem was über die Ueber-

setzung des größern Werks des Verfs. von eben diesem Gelehrten (S. g. N. 1828 St. 33) gesagt ist, haben wir nicht erst nöthig die Vorzüge auch dieser Uebersetzung zu rühmen.

Die Schwedische: Handbok uti Gamla Staternas Historia, öfversatt af M. Joh. Ekelund. Strengnäs, 1817. in 8. kennen wir nur aus mitgetheilten Nachrichten.

Bey der so weiten Verbreitung dieses Handbuchs dürfen wir um so mehr hoffen, daß es das Studium der alten Geschichte befördern werde, da der Gebrauch desselben auch auf mehreren auswärtigen höhern Lehranstalten eingeführt ist.

Hn.

L e i p z i g.

Bey Kummer: Reise von Sarepta in verschiedene Kalmücken-Horden des Astrachanischen Gouvernements im J. 1823 in Angelegenheiten der Russischen Bibel-Gesellschaft unternommen von H. A. Zwick und J. G. Schill und von ersterem beschrieben. Mit einer Charte. 176 S. in gr. 8.

Ein kleines Buch, das aber vielseitige Belehrung gewährt. Nicht bloß, wenn gleich hauptsächlich als Beytrag zur Geschichte der Bibelgesellschaften und deren nicht durchgehends gleich fruchtbarem Erfolg; so wie zur neuen Bestätigung der thätigen Theilnahme der Brüdergemeine an der Verbreitung des Evangeliums; sondern auch als anschauliche Schilderung der innern Wirthschaft der gedachten Kalmückenhorden in ihren meist so öden Steppen; und we-

gen mancher interessanten naturhistorischen Bemerkungen.

Voran zum leichtern Verständniß von Manchem in der Reisebeschreibung selbst, eine kurze Einleitung, von den Mongolen und deren ersten Bekanntschaft mit dem Christenthume; und dann von der unter der Monarchin Katharina II. 1765 veranlaßten Ansiedelung von deutschen Mitgliedern der Brüdergemeine am Einfluß der Sarpa in die Wolga, von derselben bedeutungsvoll (nach 1 B. der Kön. Kap. 17) Sarepta genannt.

Als 1814 die Russische Bibelgesellschaft gegründet war, welcher 1817 Kaiser Alexander selbst als Mitglied betrat, der einen Ukas erließ, worin dem geistlichen Stande die Verbreitung der Bibel unter allen Nationen des Reichs als dringende Pflicht empfohlen ward, griffen auch die Bestrebungen der Sareptischen Gemeine mit Freudigkeit dazu ein. Doch hatten ihre Versuche unter den Kalmücken keinen dauernden Erfolg. Indes erhielt sie 1822 von der Petersburger Bibelgesellschaft eine bedeutende Zahl von Exemplaren des Evangel. Matthäi in Kalmückischer Sprache und andere kleine christliche Schriften, mit dem Auftrage, dieselben durch einige zu diesem Geschäft auszusendende Brüder vertheilen zu lassen. Von den beiden dazu gewählten oben genannten Reisenden, hatte der letztere schon früher drey Jahre unter den Kalmücken als Missionär verbracht, und lebt jetzt dem gleichen Berufe unter den Negerclaven auf Antigua; ersterer aber (jetzt Vorsteher der Gemeine zu Sarepta) ist Verfasser des Tagebuchs. Sie erhielten von dem Minister, Graf Nesselrode versiegelte Schutz- und Empfehlungsschreiben an die Hordenhäufen, doch mit der beygefügtten Bemerkung des Für-

sten Golizyn sich nur auf die Austheilung der heiligen Schrift in kalmückischer Sprache zu beschränken, und sich dabey alles Lehrens zu enthalten: letzteres wohl deshalb, weil die herrschende Nationalkirche nach der von der heiligen Synode schon 1728 gegebenen Erklärung, es sich ausdrücklich vorbehalten hat, sich der Kalmücken in dieser Hinsicht anzunehmen.

Die mühselige und im ganzen gar wenig fruchtende Steppen-Reise zu den Fürsten von fünf Horden dauerte fast ein viertel Jahr und betrug ungefähr 186 deutsche Meilen. — Vier Tage vor ihrer Rückkunft mußten sie hören, daß ihr Sarepta vor 8 Tagen größtentheils abgebrannt sey, und fanden zwey Drittel davon, und darunter auch das Brüderhaus in öde Brandstellen mit noch rauchenden Schutthaufen verwandelt.

Die bey ihrer Sendung beabsichtigte Vertheilung der Schriften fand meistens mißtrauische Bedenklichkeiten, oder doch Verzögerung u. dergl. In einer Horde z. B. mußten sie über einen Monat unthätig verweilen, ohne mehr als zwey Bücher an den Mann bringen zu können. Doch gelang es ihnen in ein Paar andern erwünschter. — Die Einwendungen waren mancherley Art. Z. B. warum doch die Brüder erst jetzt damit kämen und ihre Vorfahren das nicht längst gethan hätten? (gerade was die Grönländer dem würdigen Hans Egede zum Vorwurf machten). Ihr, der Kalmücken, Lehrbegriff (ihr Nomm) und Gebet genüge ihnen vollkommen u. s. w. — Am schmerzlichsten war es den Brüdern, wenn auch Christen (Armenier in der Torgudischen Horde) sagten: wir brauchen keine solche Bücher, das Geld ist unsere Bibel! — Da der Name Nemesch (ein Deutscher) in der Idee der Kal-

mücken gleichbedeutend mit dem eines Arztes ist, so schienen viele zu glauben, jeder Deutsche müsse ein Arzt seyn, und so kam ihrer eine Unzahl um Arzneyen. zu kaufen, was aber die Brüder bloß auf die von ihnen schon erprobten Fälle beschränkten. Einer der Fürsten verlangte ein Mittel wider das Ausfallen der Haare, und die Fürstin eins wider die Sommersprossen. — Einer fürstlichen Familie empfahl sich der Verf. besonders durch Reparatur eines zerbrochenen Kaleidoskops. — In manchen Steppenstrichen litten die Reisenden mächtig von Flöhen und Wanzen; in andern ausschließlich von Läusen. Allen aber wird von den Kalmücken (so wie von manchen Kasten der Hindu) das Leben geschenkt. — Schwärme der furchtbar verheerenden Zugheuschrecken, deren Heere kaum zwey Ellen über der Erde herzogen, und bey einer Breite von mehr als einer Werste über eine Stunde lang dauerten. Eben so manches merkwürdige über die giftige, den Menschen, zumal aber den Kameelen gefährliche große Erdspinne, u. dergl. mehr.

P a r i s.

Chez Mlle. Delaunay, libraire. Nouvelle Toxicologie ou traité des poisons, et de l'empoisonnement, sous le rapport de la chimie, de la physiologie, de la pathologie, et de la thérapeutique; par Guérin de Marners ancien interne de première classe à l'hôtel-dieu etc. 1826. VIII und 412 Seiten in 8.

Man kann vorliegendem Werke das Verdienst nicht absprechen, eine in neuerer Zeit vielfach

besprochene Lehre in einer eigenthümlichen Weise und Form aufgefaßt und behandelt zu haben, ohne gerade ihren Inhalt selbst wesentlich zu fördern und zu erweitern. Hr. G. beginnt sogleich mit der Wirkung giftiger Substanzen, die er in reizende und beruhigende eintheilt; wovon jene das Nervensystem zu einer übermäßigen Thätigkeit anregen, diese es zu sehr herabstimmen und somit die Irritabilität zerstören. Die verschiedenen Gifte zeigen sodann ihren Einfluß 1) auf ein ganzes System von Organen; 2) auf ein besonderes Organ; 3) auf eines der Grundgewebe desselben Organs. Ihr Angriff (*l'irritation et son contraire*) ist entweder mediat oder immediat, direct oder sympathisch, primitiv oder secundär. Darnach ordnet er denn die verschiedenen Krankheits Symptome einer Vergiftung, und classificiert ebenso die einzelnen Gifte, z. B. die reizenden, ob sie bloß wirken sur *les extrémités nerveuses* oder sur *le système nerveux*, und letztere wiederum, ob sur *la moëlle épinière* oder sur *l'Encéphale*. Er motiviert diese Eintheilungsgründe jedoch nur auf die allgemeinste Weise. Nach dieser Folge betrachtet er hierauf die Zufälle der Vergiftung (er nennt sie: *histoire de l'empoisonnement*), je nachdem sie örtlich und sympathisch oder durch Absorption auf andere Organe als das Rückenmark oder das Gehirn wirken, oder nachdem sie direct das Rückenmark oder das Gehirn ergreifen. Einen großen Raum nimmt die Ausmittlung der Vergiftung ein. Die chemische Untersuchung giftiger Stoffe durch Reagentien und andere Prüfungsmittel wird hier in aller Ausführlichkeit und schleppender systematischer Aufzählung, wie man nur immer diesen Gegenstand

in Thénarbs Handbuch behandelt finden kann, vorgetragen. Welcher Nicht-Chemiker wird sich z. B. aus der weitläufigen Beschreibung von 15 Säuren und 34 Salzen, wo in beständigen Unterordnungen nach séries, sections, genres, espèce die Verschiedenheiten jedes einzelnen von andern angegeben wird, zurecht finden, und welcher Chemiker wird hier sich unterrichten wollen? In der chemischen Ausmittlung der Pflanzengifte scheint manches neue, dem Verfasser angehörige enthalten zu seyn. Seite 77 führt er Versuche an, die beweisen sollen, daß Quecksilber in Dampfgestalt und auch in der Mercurialsalbe im oxydierten Zustande sich befinde; dagegen sprechen aber die Erfahrungen geübter Chemiker. Die therapeutische Behandlung ist nach der oben angegebenen Abtheilung der Gifte durchgeführt. Die Heilungsweise sey nur insofern von der bey Hypersthenien und Hyposthenien verschieden, als man Mittel anwende, um die Wirkungen der Substanzen, welche die schlimmen Zufälle verursachen, zum Stillstand zu bringen oder sie selbst zu neutralisieren. Was über die Leichenöffnung (S. 243) gesagt ist, ist viel zu kurz und unvollständig. Von S. 251—401 folgt eine Aufzählung von Beobachtungen, die dem Verfasser von Andern mitgetheilt wurden, die nur zum kleinsten Theile von allgemeinem Interesse sind, und unter denen die Angabe der Fälle von pustule maligne, ganz besonders aber die nähere Erörterung der hydrophobie einen ungehörigen Raum wegnehmen.

M . . r.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

82. Stück.

Den 22. May 1828.

L o n d o n.

Printed for Henry Colburn, 1827: History of the comonmwealth of England. From its commencement to the restoration of Charles the second. By William Godwin. Volume the third. From the death of Charles the first to the Protectorate. 599 Seiten.

Nachdem Mr. Godwin in den beiden ersten in diesen Blättern bereits angezeigten Theilen die Ereignisse, welche die Bildung der republikanischen Regierungsform in England herbeiführten, als eine nothwendige Einleitung beschrieben hat, liefert er in diesem dritten Theile die Geschichte der fünfjährigen Dauer dieser Republik selbst. Der Verf. macht vorzüglich auf zwey Quellen aufmerksam, aus welchen er die Bearbeitung dieses Theils geschöpft hat. Die eine ist: die State paper office in Great George Streat, Westminster, aus welchen

ihm besonders die Order books of the Council of State, wichtige Materialien geliefert haben, welche durch die Bemühung des jetzigen Deputy Keeper, Mr. Lemon in einer bewunderungswürdigen Ordnung sich befinden; dann erwähnt er der Commonwealth Tracts, eine Sammlung von Documenten, die das britische Museum der Freygebigkeit Georgs III. verdankt. Diese Sammlung enthält unter andern sämtliche politische Zeitungen und Pamphlets aus dieser Periode. Je wichtiger durch die französische Revolution und die im Gefolge derselben an die Tagesordnung gekommenen liberalen Ideen die Frage geworden ist: eignen sich große Staaten im modernen Europa zu einer republicanischen Verfassung? um so sorgfältiger hat der Verfasser untersuchen zu müssen geglaubt: welche Hindernisse die Leiter der Republik zu bekämpfen hatten, und die Mittel die sie diesen entgegen setzten? Im Anfange des Jahrß 1649 war das Königreich und das Haus der Lords verschwunden, nur das Unterhaus, als einziger Repräsentant des Volks war geblieben, keine vorhergehende Institution schien sich der Dauer der neu errichteten Republik zu widersetzen. Allein wenn das vorher Bestandene auch der Form nach zerstört war, so herrschte es dessen ungeachtet noch in Aller Herzen. 'The memory, sagt der Verfasser, of the old institution still subsisted, and presented a formidable difficulty with which to contend.' Während eines Zeitraums von beynah 600 Jahren waren die Engländer gewohnt von Königen beherrscht zu werden; die Begriffe von der königlichen Würde und die Pflichten gegen dieselbe, waren gleichsam mit der Muttermilch eingefogen. Die Aufhebung des

Hauseß der Lords hatte mit wenigen Ausnahmen den mächtigen Adel zum Feinde der Republik gemacht. Obgleich ein großer Theil des Volks damals anti-episcopal war, so besaß die aufs höchste erbitterte Episcopalkirche doch Macht und Ansehen genug, der Republik zu schaden, und seltsam genug, die Antiepiscopal-Geistlichkeit (presbyterians, independents und die übrigen religiösen Secten) außerdem mit jener in beständigen Fehden begriffen, machte bald mit ihr gemeinschaftliche Sache im Kampfe gegen die Republik. Die Grundsätze der Republik waren dem Herrschergeiste der Geistlichkeit zuwider. Mitleiden, bey manchem auch Neue, erzeugten für den Sohn und die Familie des gemordeten Carl I. Unhänglichkeit, ein Gefühl das in den entlegenern Provinzen, selbst während des Untergangs der königlichen Würde, nicht unterdrückt worden war, und bald hier bald dort in hellen Flammen ausbrach. — Die Armee, dieß Instrument, das dem Königreiche den Todesschlag versetzt hatte, war von einem aufrührischen Geiste besetzt. Wendet sich Mr. Godwin zu den Mitteln, welche die Leiter der Republik anwandten, diesen und viele andere Feinde derselben zu bekämpfen, so findet sein Lob des Betragens dieser Männer kein Ziel. In den Darstellungen vorhergehender Geschichtschreiber sieht er nur Advocaten für Prerogative und Despotie. Niemals, behauptet er, waren solche ausgezeichnete Staatsmänner als Cromwel, Ireton, Bradshaw, Martin und Bane, zu gleicher Zeit in einem Staate an der Spitze der Verwaltung. Der berühmte Milton ward Secretär der Republik. Aus der Feder des Dichters gingen jene kraftvolle und weise Staatsdocumente hervor, die

den auswärtigen Cabinetten die höchste Bewunderung einflößten. 'Wahr ist es, fährt der Verfasser fort, der Muth und die Talente der großen Stifter der Republik, konnten die Fortdauer derselben nicht über den kurzen Zeitraum von fünf Jahren hinaus erhalten: aber sie legten jeden sich offen zeigenden Feind der Republik, sowohl im Inlande als im Auslande, zu ihren Füßen; England als Republik war geachtet und gefürchtet von allen Völkern der Erde, mehr als es dieses vorher und nachher war. Und doch ging diese so bald zu Grunde, und zwar durch denjenigen der am thätigsten bey ihrer Gründung sich bewiesen hatte! Der Verf. findet für Cromwell eine Entschuldigung in dem Character des englischen Volks: *Whatever were the sentiments and aims of the Chiefs, the people were not republicans.* Wir setzen hinzu die Chieffs eben so wenig, und unter diesen Cromwell am wenigsten. Es bedarf in der That nur einer kalten und unparteyischen Prüfung desjenigen was Mr. Godwin zum Lobe dieses seines Helden in vielen Stellen seiner Geschichte anführt, um in Cromwells Character jener unbegrenzten Ehrgeiz zu finden, der in unsern Tagen Bonaparte auf den französischen Thron führte. Bonaparte ward an der Spitze der Armee Herrscher Frankreichs. Ueber den Protector Englands, sagt der Verf.: *Cromwell had exercised all the vigilance and sagacity of his nature and his extraordinary power of conciliating the hearts of men, in rendering the Army in all respects such, as his ambition, or his patriotism desired.* Und gerade weil es seinen republicanismischen Collegien nicht glückte, seine Autorität über die Armee zu untergraben, so ging die Re-

publik zu Grunde. Ohne dem Verf. in seiner ausführlichen Geschichte der Schicksale der Republik, im Kampfe mit sich selbst als ihrem vorzüglichsten Feind zu folgen, heben wir ihre sterbenden Augenblicke aus: ein getreues Gemälde von dem Character Cromwells und der damaligen englischen Nation.

Cromwell hatte das letzte republicanische Parlament in der Absicht gebildet, seinen Freunden und Anhängern den Beweis vor Augen zu legen, daß dieses den Bedürfnissen des Staats nicht genüge, und die höchste Macht in seiner Person vereinigt werden müsse. Nach Godwin beabsichtigte Cromwell mit diesem Parlamente nichts weiteres, als einen Mantel und Vorwand für seine ehrgeizigen Absichten zu haben; er hatte es von seinem Willen abhängig gemacht. Aber wider seine Erwartung herrschten wirkliche patriotische Gesinnungen, verbunden mit Kenntnissen in diesem Parlamente; es hatte mehr Muth als Kraft, nämlich Kühnheit genug heilsame Reformen anzudeuten, aber nicht die Beharrlichkeit der Ausführung. Schwer drückte das Gefühl, daß es nicht der freyen Wahl des Volks, sondern Cromwelln sein Daseyn verdanke. Wie, wenn das Parlament den Beschluß faßte, zu erklären: wir sind kein unabhängiges Parlament, aber wir wollen Verfügungen treffen, daß ein solches ins Leben gerufen werde. Dieß würde zur Restauration Carls II. und zur Wiederherstellung der Herrschaft der Episcopalen oder auch der Presbyterianer geführt haben, und dieß war es was Cromwell und mit ihm viele, denen die Revolution Vortheile gewährt hatte, oder die die Rache Carls II. besorgen mußten, fürchteten. Unter mehreren Talenten, die Cromwelln nützliche Dien-

ste leisteten, besaß er das der Verläumdung; durch dieß Talent hatte er das letzte Parlament vernichtet, jetzt wandte er es an, dasjenige seiner eigenen Schöpfung zu untergraben. Eine Nachricht, die er sorgfältig im Umlauf brachte, nämlich: das Parlament beabsichtige, den höhern Officieren der Armee auf ein Jahr ihren Gehalt zu entziehen, und eine andere, die Armee und Navy während eines halben Jahrs ohne Sold zu lassen, bis eine gleichmäßige Vertheilung der Abgaben zu Stande gebracht sey, beförderte seine geheimen Absichten ungemein. Die Armee fürchtete aufgelöst zu werden, die Exemten den Verlust ihrer Exemptionen. Dieß Parlament bildete zwey Parteyen: die eine handelte wie Cromwell wollte; die andere waren die sogenannten Reformer. Cromwell würde für sich eine Majorität haben gewinnen können, eine Auflösung des Parlaments schien ihm vortheilhafter. Er benutzte dazu die Aufhebung der Zehnten, eine Maaßregel die das Parlament unvorsichtigerweise verfügte. Cromwell selbst hatte früherhin dieser Verfügung das Wort geredet. Der Sprecher, Mr. Rous, war in Cromwells Interesse. Dieser mußte das Haus früher als zur gewöhnlichen Zeit eröffnen, während nur Cromwells Anhänger davon in Kenntniß gesetzt waren. Col. Sydenham, sein Freund, machte vor einer Versammlung die größtentheils aus Cromwells Anhängern bestand, den Vortrag, daß die Majorität am vorhergehenden Tage einen Beschluß (nämlich die Abschaffung des Zehnten) gefaßt habe, der das Eigenthum der Geistlichkeit und Landbesitzer zu Grunde richten würde, die Auflösung der Armee und Navy zur Folge haben würde, und ungesetzlich sey; ein solches

Parlament mußte aufgelöst werden und schlug er vor, an Cromwell die dem Hause verliehene Macht zurück zu geben. Der Sprecher und etwa 40 Parlamentsglieder begaben sich zu Cromwell, der die geforderte Auflösung des Parlaments bewilligte. Während die übrigen Mitglieder, etwa 30 an der Zahl, im Parlamentshause sich berathschlagten, was zu thun sey, erschienen zwey von Cromwell abgeschickte Officiere, mit der Bedeutung, daß sie sich nach Hause zu begeben hätten. Die Mitglieder weigerten sich, bewaffnete Soldaten trieben sie bald aus dem Hause. Anfangs ward die sogenannte Resignations-Acte des Parlaments nur von den Mitgliedern desselben, die den Sprecher nach Cromwells Hause begleitet hatten, unterzeichnet, aber noch vor Abend dieses Tages waren viele Unterschriften hinzu gekommen. Einige Parlaments-Mitglieder wurden durch Schmeicheleyen und Versprechungen, andere durch Furcht, und eine nicht geringe Zahl durch die Aussicht, ihre unangenehme Lage als solche geendigt zu sehen, zu diesem Schritt bewogen. Andere suchten durch die Flucht sich den Nachforschungen Cromwells zu entziehen. Das Volk sah dem Allen ruhig zu. Gleich wie nach heftigen Stürmen Windstille einzutreten pflegt, so hatte sich eine Art von Apathie des so hoch aufgeregten englischen Volks bemächtigt. Das Gefühl der Ruhe war vorherrschend geworden. Und wie betrug sich Cromwell? Als der Sprecher ihm die Resignations-Acte überreichte, stellte er sich äußerst bestürzt; Lambert und andere seiner Officiere mußten anscheinend ihm zureden, ehe er die Auflösung des Parlaments bewilligte. Zum Protector mit (in der Wirklichkeit) unumschränkter Macht ernannt, er-

klärte er in der ersten Rede, die er in dem neuen Parlamente hielt, an der freywilligen Resignation des vorhergehenden, ganz unschuldig gewesen zu seyn; und dann führte er jene mystische Sprache wieder, deren er sich gegen das Parlament und die Armee so oft bedient hatte: 'I have appealed to God before you; I know that it is a tender thing to make appeals to God.' Godwin setzt diesem hinzu: 'In fact, Cromwell had now lost to a great degree the ingenuousness of his nature, and seems to have made no scruple of sanctioning falsehoods.' Was aber höchst auffallend erscheint, ist, daß nach dem Verfasser Cromwell noch bis zum Anfange von 1653 das Jahr seiner Selangung zum Prorectorate, der eifrige Republicaner wirklich gewesen seyn soll, den er bis dahin zu seyn vorgab; die Verhältnisse Englands und seine eigenen, sollen die Veränderung seines Characters bewirkt haben. 'Ambition, fährt der Verfasser fort, is a principle, which, if it finds a man honest, will perhaps never leave him so.' Nach der eigenen Darstellung des Verfassers müssen wir die Ueberzeugung aussprechen, daß unumschränkter Ehrgeiz bey Cromwell immer vorherrschend war, dem religiöse und republicanische Schwärmeren zum Mantel und zu Instrumenten diente. So ist sein Character in der Weltgeschichte eingetragen, Godwins Apologie wird keinen Buchstaben auszulöschen vermögen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

83. Stück.

Den 24. May 1828.

B o n n.

Bey Eduard Weber, 1827: Rheinisches Museum für Jurisprudenz. Herausgegeben von J. C. Haffe. Erster Jahrgang.

Unter dem Titel: Rheinisches Museum für Jurisprudenz, Philologie, Geschichte und griechische Philosophie, herausgegeben von den Herren: Haffe, Boeckh, Niebuhr und Brandis, erschienen zu Bonn seit dem Anfange des vorigen Jahres eine Reihe von Heften, deren jedes eine Abtheilung für Aufsätze juristischen Inhalts, eine andere für Aufsätze über Gegenstände der Philologie u. s. w. enthielt, und zwar dergestalt getrennt, daß nicht einmal die Seitenzahlen fortliefen. Seitdem hat man die Verbindung ganz aufgegeben. Die juristischen Abtheilungen der im Jahre 1827 erschienenen Hefte bilden nun den ersten Jahrgang eines für sich bestehenden Museums für Jurisprudenz, zu dessen Fortsetzung sich mit Haffe später Bluhme, Puchta und Püggé verbunden haben. In der Einleitung einer, wie

es scheint, jetzt geschlossenen ähnlichen Zeitschrift für Rechtswissenschaft werden dergleichen Zeitschriften: 'Bücherableiter' genannt. Allein von der beredten Rechtfertigung solcher Unternehmungen, welche sich in derselben Einleitung findet, ganz abgesehen, so haben unsere Anzeigen erst vor Kurzem darauf aufmerksam gemacht, wie die in diesen Zeitschriften, Museen, Magazinen u. s. w. enthaltenen Abhandlungen gleichsam als ein Surrogat der früher so viel häufigeren academischen Gelegenheitschriften betrachtet werden könnten, die denn doch die Erscheinung von vielen und recht ansehnlichen Büchern keineswegs verhinderten. Von diesem Gesichtspuncte ausgegangen ließe sich noch manches Bortheilhafte für die Zeitschriften sagen, oder sollte sich doch wenigstens dafür sagen lassen, z. B. daß nicht leicht etwas ganz Schlechtes aufgenommen werde, daß das Bessere mehr davor bewahrt sey, sich zu verlieren u. s. w. Was nun das vorliegende Museum betrifft, so würde schon die ursprüngliche Verbindung sowohl, als die Namen der Herausgeber haben vermuthen lassen, daß hier nicht etwa bloß eine Reihe von Aufsätzen ohne Rücksicht auf den darin herrschenden Geist und die wissenschaftliche Behandlungsweise werde gegeben werden, sondern daß überall die Verwandtschaft der Jurisprudenz mit Geschichte und Philologie hervortreten, und somit jene Verbindung gerechtfertigt erscheinen solle. Allein in der sich noch auf die verbundene Zeitschrift beziehenden ersten Ankündigung erklärte die Redaction auch ausdrücklich: 'dem Inhalte nach beschränkt sie sich, für den ganzen Umfang der Sammlung auf Factisches und historisch zu Ermittelndes: sie schließt jede Speculation aus. Dieß gilt auch namentlich in der Jurisprudenz; dagegen wird

sie sich hier von dem Practischen keineswegs zurückziehen, vielmehr werden Aufklärungen über das geltende römische und deutsche Recht, insofern es allgemein interessant ist, willkommen seyn, sobald nur die neue Erkenntniß aus historischen und eregetischen Forschungen und genauerer Bestimmung des wissenschaftlichen Zusammenhanges sichtlich hervorgegangen ist.' Die einzelnen in diesem ersten Jahrgange enthaltenen Abhandlungen, von so verschiedenartigem Inhalte sie auch sind, entsprechen denn auch dieser Ankündigung in der That, und, so verschieden auch ihr Werth ist, so ist doch gewiß keine darunter, welche hier nicht eine Stelle verdient hätte. I. Ueber die Eigenthümlichkeit des Jus Gentium nach den Vorstellungen der Römer, vom Hn. Prof. Dirksen in Königsberg. Das Ganze zerfällt in drey Abschnitte, deren erster sich mit dem Begriff und Umfang des J. G. beschäftigt. Die ältere Meinung, daß das J. G. ein von römischer Rechtsverfassung unabhängiges Vernunftrecht, etwa mit späterer Vermischung einiger durch mißbräuchliche Observanz allgemein sanctionierten Rechtsätze, gewesen sey, und daß man zu dessen Annahme durch ein wissenschaftliches Interesse geleitet worden, wird verworfen. 'Erst in der neuesten Zeit' heißt es 'ist die gerade entgegengesetzte Ansicht zur Sprache gebracht. Hugo überweist dem römischen J. G. eine lediglich factische Grundlage, indem er zu demselben diejenigen Rechtsätze zählt, welche bey sämmtlichen den Römern bekannt gewordenen gebildeten Völkern in übereinstimmender practischer Anwendung sich vorfanden. Er vindiciert die Bekanntschaft dieses Rechts schon der frühesten Periode des römischen Staats, und bringt dasselbe mit der Jurisdiction des Prätor Peregrinus in Rom in

unmittelbaren Zusammenhang u. 'Obgleich diese Sätze' heißt es sodann 'in der Form bloßer Postulate vorgetragen sind, so hat es doch nicht an beyfälligen Urtheilen über sie gefehlt. Die allgemeinen Aeußerungen der römischen Rechtsquellen über das Wesen des J. G. in Uebereinstimmung damit zu setzen hält nicht schwer; allein eine gründliche Erörterung des gesammten Gegenstandes darf dabey nicht stehen bleiben: sie muß vielmehr die einzelnen, entschieden echten oder problematischen Institute des J. G. prüfen, deren Verhältniß zu dem Institute des römischen Jus civile genau bestimmen, und der in diesem Punct so wichtigen Kunstsprache besondere Aufmerksamkeit zuwenden.' Unterz. gesteht, daß seine Erwartungen durch diese Einleitung sehr hoch gespannt worden seyen. Er freute sich auf eine gründliche Untersuchung der Frage: wann denn die Römer zuerst angefangen Jus civile und Jus Gentium zu unterscheiden; ferner, welches praktische Bedürfniß denn eigentlich die Veranlassung dazu gegeben, und in wie weit das J. G. diesem Bedürfnisse zu genügen vermocht, in wie weit man dagegen auf das Civilrecht, römisches oder, selbst wo die eine Parthey civis R. war, fremdes, habe recurririeren müssen. Allein auf alle diese Fragen hat sich der Verf. nicht eingelassen, und Ref. bescheidet sich daher gern, daß er ihn in jener Ankündigung mißverstanden haben müsse. Der Verf. wendet sich, nachdem er in den angeführten Worten angegeben, was hier zu leisten sey, sofort zu den Zeugnissen der Alten. Hier heißt es nun: das Zugeständniß der allgemeinen Anwendbarkeit bey Peregrinen sey identisch mit der Bezeichnung, es gehöre ein Institut dem J. G. an (die Citate Not. 14 sind zum Theil aus Note 26 zu berichtigen), ebenso ent-

halte umgekehrt die Bezugnahme auf die Einrichtungen einer einzelnen peregrina civitas, oder einiger peregrinae civitates die bestimmteste Negation des J. G.; ferner: mit derselben Strenge dringen sie (die Quellen) bey den Instituten des J. G. auf die vollkommene Gleichheit der Anwendung des fraglichen Rechtsfahes bey den verschiedenartigsten Völkern. In Einer Beziehung wird dieß indessen gleich dahin näher bestimmt, daß man nur darauf gesehen habe, ob ein Institut in der Totalität seines Begriffs den Rechten aller bekannten peregrinae civitates gemeinsam gewesen, nicht aber auf Uebereinstimmung in allen Einzelheiten seiner Voraussetzungen und Wirkungen. Allein auch in anderer Beziehung scheint sich jener Satz zu allgemein auszudrücken. Denn wenn die Römer sich das, was sie zum J. G. zählten, auch als überall anwendbar dachten, so dürften sie doch bey Feststellung desselben auf andere positive Rechte, als die der italiischen Völker und der Griechen schwerlich viele Rücksicht genommen haben. So viel scheint nun aber dem Ref. unverkennbar, daß die freylich vielfältig hervorgehobene Uebereinstimmung der Rechte aller Völker in den Instituten des J. G. mit der vom Verf. verworfenen Ansicht keineswegs unvereinbar sey. Das Einzige, was darüber noch gesagt wird, ist dieses: 'Zwar nehmen jene juristischen Classiker gelegentlich (?) auch auf das innere Kriterium der Vernunftmäßigkeit solcher Anordnungen Rücksicht und die nicht juristischen Referenten heben dieses Merkmal sogar ausschließlich hervor, allein ihre Darstellung läßt nicht verkennen, daß sie demselben lediglich die Eigenschaft eines zufälligen Aggregats zugestehen, dessen Abwesenheit bey dem Vorhandenseyn jener

factischen Requisite, keinen Zweifel an der Gültigkeit eines Instituts nach J. G. aufkommen läßt, wie z. B. bey der Slaveren.' Es wäre in der That wünschenswerth gewesen, daß der Verf. hier ein anderes Beyspiel aufgesucht hätte, denn der Umstand, daß die Slaveren zum J. G. gerechnet wurde, dürfte schwerlich von irgend einem Vertheidiger der entgegengesetzten Ansicht übersehen worden seyn. Auf jeden Fall aber kann die Untersuchung, was an dieser Ansicht wahr, was falsch sey, mit jener Bemerkung gewiß nicht als abgethan angesehen werden. Nachdem nun noch von dem Irrthum gehandelt worden, welcher das J. G. auf das Gebiet des Privatrechts beschränkt, folgt der zweyte Abschnitt: über die verschiedenen Arten der Bezeichnung des J. G. und der Gegensätze desselben, nach dem Sprachgebrauche des classischen Pandectenrechts. Hier, wie im dritten Abschnitte: von den einzelnen durch das J. G. anerkannten Instituten, zeigt sich die Belesenheit des Verfs. in den Quellen in ihrem bekannten Glanze. Allein Ref. gesteht, daß ihm eine solche Untersuchung darüber, welche einzelnen Institute zum J. G. gerechnet worden, wie sie hier gegeben wird, erst durch die Beantwortung jener Fragen — denen auch noch die hinzugefügt werden muß, welchen Einfluß der Umstand, daß ein Institut dem J. G. angehörte, bey den römischen Juristen auf die wissenschaftliche und practische Behandlung desselben geübt habe — ein rechtes Interesse gewinnen zu können scheint. Indessen wird auch für die Untersuchung mehrerer dieser Puncte ein künftiger Bearbeiter hier eine nicht unwichtige Materialiensammlung finden. — II. Die Deconomie des Edicts, von Hn. Prof. Heffter in Bonn. Der Verf. sucht zu zeigen, daß das Edict des

Prätor Urbanus in seinem Haupttheile über die Actionen nach den alten Legis-Actionen geordnet gewesen sey, und daß dieses System sich noch im Justinianischen Codex, und mehr noch in den Digesten zeige. — III. Von der Bestellung der Servituten durch simple Verträge und Stipulationen, von H a s s e. Der Verf. stellt theils gleich zu Anfang, theils im Laufe der Abhandlung folgende Sätze fest. Bloße Obligationen mit servitutähnlichem Inhalt, d. h. Rechtsverhältnisse, nach welchen der Eigenthümer einer Sache sich vermöge einer persönlichen Verpflichtung von einem anderen das gefallen lassen muß, was sonst den Inhalt einer Servitut auszumachen pflegt, sind nicht geschickt, die Stelle von Servituten auf genügende Weise zu vertreten. — Ferner: für die Bestellung von Servituten sind so gut, und fast noch mehr, wie für die Veräußerung des ganzen Eigenthums, Formen wünschenswerth, welche einen überlegten Entschluß zu erkennen geben, und sich leicht darbietend nicht umgangen werden dürfen. Daß ein bloßer Vertrag genüge, ist freylich denkbar, aber auf keine Weise wünschenswerth. Selbst die Tradition, das einfachste, was man, vom Vertrage abgesehen, fordern kann, bildet keine völlig unzweydeutige Form. Endlich: man darf im römischen Recht, worin die *mancipatio* und in *jure cessio* Formen, wie für die Uebertragung des Eigenthums, so auch für die Bestellung von Servituten bildeten, keine Hinneigung annehmen, Serv. durch bloße Verträge entstehen zu lassen. — Hiernach möchte man nun vielleicht ein ganz anderes Resultat erwarten, als dasjenige, worauf der Verf. durch seine Untersuchungen geführt worden ist. Es wird hier nämlich aufs entschiedendste die Ansicht vertheidigt, daß zur Bestellung einer Serv. nach

neuerem römischen Rechte ein bloßer Vertrag genüge, und sie wird mit einer Umsicht vertheidigt, wie es bisher noch nicht geschehen ist, aber wieder, welcher aus anderen Schriften des Verfs. die Liebe und den seltenen Scharfsinn kennt, womit derselbe seinen Gegenstand zu behandeln pflegt, es nicht anders erwarten wird. Ref. gäbe gern eine vollständige Uebersicht über den Gang der Untersuchung. Aber er muß sich darauf beschränken die Hauptpuncte hervorzuheben. Es kommen im röm. Recht Obligationen mit servitutähnlichem Inhalt vor, welche dazu bestimmt waren, die Stelle wirklicher Servituten zu ersetzen. Hierher gehört die nicht selten, besonders in Beziehung auf Begegerechtigkeiten, erwähnte Stipulation: *per te non fieri, quo minus eo jure utar*, wenigstens in den Fällen der *L. ult. D. de servitut.* und der *L. 3. §. 2. D. de act. emt. et vend.* Wenn man nämlich eine *Serv.* gekauft hatte, so konnte man nach einem Princip, welches in seiner Anwendung beym Kauf körperlicher Sachen bekannt genug ist, nicht geradezu auf Hervorbringung des dinglichen Rechts klagen, wenigstens konnte man entschieden keine förmliche Bestellung durch *mancipatio* oder in *jure cessio* verlangen. Hier mußte nun der Verkäufer jene Stipulation eingehen, und sich dadurch verpflichten, die Ausübung der *Serv.* nicht zu hindern. Allein dergleichen Obligationen waren, selbst wenn man sie, wozu man sich gewiß auch nur höchst ungern entschloß, so weit nahm als möglich, dergestalt, daß man daraus, gegen die sonstige Regel, den Promissor auch für seinen Singularsuccessor haften ließ, wenig geschickt, die Stelle wirklicher *Serv.* zu vertreten.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G e t t i n g e n s e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

84. Stück.

D e n 24. M a y 1828.

B o n n.

Beschluß der Anzeige: Rheinisches Museum für Jurisprudenz. 2c. 2c.

Daher war denn auch im röm. Recht keine Hinneigung zu solchen Obligationen und als man später der Quasitradition eine dingliche Wirkung beylegte, wurden sie in der That überflüssig. Am wenigsten darf man aber Gaj. 2. §. 31. von solchen Obligationen verstehen. Auf die Erklärung dieser Stelle, an die sich die mehreren ins Justinianische Recht aufgenommenen ähnlichen Inhalts anschließen, kommt in der That alles an. Es sey unmöglich, sagt der Verf., sie, wenn man nur nicht mit dem Vorurtheil hinzukomme, als ob es gegen die Natur der Sache, oder eine höhere ratio juris streite, Serv. durch bloße Verträge entstehen zu lassen, von etwas anderem, als der Bestellung wahrer Serv. zu verstehen. Konnten nun an Provinzialgrundstücken wahre Serv. pactionibus et stipulationibus bestellt werden, so darf man auch unter diesen Verträ-

gen keine obligatorischen Geschäfte verstehen (wie, nach dem Verf., Theophilus, dessen Erklärung ad §. 4. J. de servitut. aber erst Nov. 63 nicht ganz getreu mitgetheilt und kurz beseitigt wird), denn durch die Häufung auch noch so vieler Obligationen kann kein dingliches Recht begründet werden. Die Erklärung, welche gegeben wird, ist die schon bekannte. Pact. et stip. heiße so viel, wie pact. v el stip. Der bloße Vertrag genügte das dingliche Recht hervorzubringen, aber lieber bediente man sich einer, zweifelhaften Auslegung weniger Raum gebenden, Stipulation. Aber der Verf. ist auch hier umsichtiger, als seine Vorgänger. Die Stipulation war keineswegs bloß Form für die Begründung von Obligationen, sondern von allgemeinerer Anwendbarkeit, eine Form, wie durch solenne Worte 'irgend ein dinglicher oder obligatorischer Stoff' zu einem durchaus wirksamen Recht gestaltet werden konnte. Für die Anwendung auf Begründung von Serv. muß es passende Formen gegeben haben, obgleich uns dergleichen nicht aufbehalten sind. Die Ansicht nun, daß auch der bonitarsche Eigenthümer Servituten durch bloßen Vertrag habe bestellen können, wird gemißbilligt. Daraus, daß es ein bonitarsches Eigenthum gegeben, folgt noch keineswegs, daß es auch bonitarsche Serv. gegeben haben müsse. Beym bonitarschen Eigenthum war gar kein solches practisches Bedürfniß vorhanden, wie dasjenige, welches bey Provinzialgrundstücken auf die vertragsmäßige Bestellung von Serv. führte. Bey den letzteren war die Bestellung durch mancipatio und in jure cessio schlechterdings ausgeschlossen. Auch mußte man sich in den Provinzen möglichst an das bestehende Recht anschließen, und nach diesem war wohl immer Constituirung durch

Vertrag, wenn vielleicht auch nur durch einen förmlichen Vertrag möglich gewesen. Der bonitarische Eigenthümer dagegen konnte, wenn er Serv. bestellen wollte, die Vollendung der Usucapion abwarten und dann durch mancipation und in jure cessio bestellen, oder er konnte sich durch seinen auctor, wie bey der Manumission von Slaven aushelfen lassen. Später wurde denn freylich eine Quasitradition anerkannt, durch welche es auch einem bonitarischen Eigenthümer, ja einem Nichteigenthümer möglich wurde, jemandem einen dinglich (nämlich durch Publiciana actio) geschützten Besitz einer Serv. (dieser war denn doch aber wohl, vorausgesetzt daß man ihn vom quiritar. oder bonitar. Eigenthümer hatte, eine wirkliche bonitarische Serv.?) zu verschaffen. Hierauf mag allerdings theils die Analogie des bonitarischen Eigenthums, theils der häufig vorkommende Kauf von Serv. geführt haben. Was nun aber von der Bestellung der Serv. durch Verträge oder Stipulationen bey Provinzialgrundstücken galt, ward nachher auf die Bestellung derselben an Grundstücken überhaupt, ja auch an beweglichen Sachen ausgedehnt. So steht es im Justinianischen Recht. Die Tradition kommt nur noch da in Betracht, wo eine von einem Nichteigenthümer constituirte Serv. relativ d. h. durch Publiciana actio gegen ihn selbst und andere Nichteigenthümer aufrecht erhalten werden soll. — IV. Ueber die verschiedenen Arten des Eigenthums und die verschiedene Gestalt der Eigenthumsklagen, von Hn. Prof. Unterholzner in Breslau. Der Verf. beginnt mit dem Unterschiede zwischen dem quiritarischen und bonitarischen Eigenthum. Außer dem Falle der Tradition einer res Mancipi, führt er noch vier andere Fälle auf, in welchen bonitar. Eigenthum

erworben ward, nämlich den des bonorum possessor, des bonorum emtor, des servus jussu praetoris ductus (L. 26. §. 6. D. de noxal. act. L. 2. § 1. D. si ex noxal. caus. agatur.) und die missio ex secundo decreto bey dem damnum infectum, und wendet sich dann zur Beantwortung der Frage, ob die Erwerbarten des jus gentium, die natürlichen, quiritar. oder bonitar. Eigenthum gegeben hätten. Der Verf. entscheidet sich aus guten Gründen für die Ansicht, welcher auch Ref. bereits längere Zeit zugethan gewesen, daß jene Erwerbarten ohne Unterschied allerdings quiritar. Eigenthum zu gewähren im Stande gewesen seyen. Um den Vertheidigern der entgegengesetzten Ansicht nicht Unrecht zu thun, hätte die Frage übrigens etwas bestimmter gestellt werden können, was denn auch auf einige der vorgetragene Gründe von Einfluß gewesen seyn würde. Diese Gründe lassen sich noch vermehren, auch sind einige Zweifelsgründe, welche sich aber, wie Ref. überzeugt ist, sämmtlich aus dem Wege räumen lassen, unerwähnt geblieben. Welches ist nun aber das Princip, nach welchem gewisse Erwerbarten quiritar., andere nur bonitar. Eigenthum gewährten? Darüber erklärt sich der Verf. nicht. Offenbar war es dieß: beruhte der Erwerb auf dem Civilrecht, einerley, ob bloß auf diesem, oder zugleich auf jus gentium, so gewährte er quiritar. Eigenthum, beruhte er hingegen auf dem prätorischen Recht, einerley, ob bloß auf diesem, oder ob, wie bey der Tradition einer res mancipi, zugleich auf jus gentium, so gewährte er nur bonitarisches Eigenthum. Der Prätor kann den, der nach Civilrecht kein Eigenthum erworben, durch eine Klage und andere Schutzmittel dem Eigenthümer gleichstellen (Rem in bonis nostris

habere intelligimur. quoties possidentes, exceptionem, aut amittentes ad recuperandam eam, actionem habemus. L. 52. D. de acq. rer. dom.), aber zum wirklichen civilrechtlichen Eigenthümer konnte er ihr nicht machen. Die Klage nun mußte eine in factum concepta seyn; oder eine Fiction enthalten. Der Verf. nimmt eine Klage mit einer Fiction, verschieden von der Publiciana actio, an, und scheint die letztere auf die bonae fidei possessio beschränken zu wollen. Ref. glaubt, daß die Public. act. sowohl für den bonitar. Eigenthümer, als für den bloßen bonae fidei possessor bestimmt gewesen, nur daß jener durch Klage und Einrede gegen jeden geschützt war, bey diesem aber ein bloß relativer Schutz eintrat. Unmittelbar nun auf jenem Princip, und nicht, wie der Verf. will, darauf, daß hier etwa Tradition einer res mancipi anzunehmen gewesen wäre, beruhte bey dem servus jussu praetoris ductus und bey der missio ex secundo decreto der Erwerb des bonitarischen Eigenthums. Besonderer Beweisstellen hätte es hier gar nicht bedurft. Aber so gut, wie die vom Verf. für die missio angeführten, würde auch L. 18. §. 45. D. de damno inf. wo als die Klage des missus die Publiciana genannt wird, haben gebraucht werden können. Diese Klage wird auch für den Fall des servus jussu praetoris ductus in L. 28. D. de noxal. act. und L. 6. D. de Public. act. genannt. Einen hierhergehörigen Fall, wo als Klage die Publiciana genannt wird, hat der Verf. zwar Not. 13 angeführt, aber ohne darin ein bonitar. Eigenthum erkennen zu wollen, während er doch ein regelrechter Fall desselben ist. Wenn nämlich L. 57. D. mandat. und L. 35. D. de O. et A. die Public. act. in Folge einer in integr. re-

stitutio als rescissoria actio gewähren, so erklärt sich das folgendermaßen. Der Prätor kann verlorenes Eigenthum, selbst wenn es als quitar. verloren gegangen seyn sollte, nur als bonitar. zurückgeben, und so ist die Public. act., welche auch sonst als die Klage des bonitarischen Eigenthümers genannt wird, ganz in der Ordnung. Dasselbe gilt von den in derselben Note erwähnten Fällen, 'wo die exceptio rei venditae et traditae Anwendung findet', von welchen es heißt, daß, auf die Wirkung gesehen, ein bonitar. Eigenthum anzunehmen sey, auf die Begründung, eine bloße bonae fidei possessio, wesshalb auch in L. 2. D. de exc. rei vend. et trad. die Publiciana erwähnt werde. Allein es gehören Fälle hierher, in welchen, wenn irgend, ein wahres bonitarisches Eigenthum Statt fand. Man vergleiche nur mit jener L. 2. die L. 4. §. 32. D. de doli except. am Ende. Auch L. 72. D. de rei vind. enthält denselben Fall. Aber freylich an diese Fälle grenzen andere ganz nahe an, in welchen eine bloße bonae fidei possessio anzunehmen ist. Fälle des bonitar. Eigenthums, welche der Verf. gänzlich übersehen hat, sind folgende: der Eigenthumswerb des Universalideicommissars, dem die Erbschaft ex SC. Trebelliano restituirt wurde (L. 63. pr. D. ad SC. Treb. L. 12. §. 1. D. de Publician. act.). Unmittelbar verdankte man das Eigenthum auch hier dem Prätor, dem die Ausführung des SC. überlassen worden war. Ferner der Fall bey dem interdictum de arboribus caedend. (T. D. de arb. caed.). Ferner wohl auch der Fall, wo man durch Bezahlung der litis aestimatio Eigenthümer ward (L. 22. pr. D. de act. rer. amot. L. 63. D. de R. V.). Vielleicht gehörten noch mehrere Fälle hierher, z. B.

der Erwerb durch *longi temporis possessio* (L. 8. pr. Cod. de praescript. 30 annor.). Wie man bey dem bonitar. Eigenthum, mag man nun auf die Erwerbarten, oder die Schutzmittel sehen, — eher an ein *dominium juris gentium* oder *naturale* zu denken geneigt seyn kann, als bey dem quiritarischen Eigenthum, sieht Ref. in der That nicht ein. — Vom bonitarischen Eigenthum unterscheidet der Verf. außer der bloßen *bonae fidei possessio*, mit Recht das dem Eigenthum entsprechende Recht an Provinzialgrundstücken, bey welchem, was die Klage betrifft, wohl fingirt worden sey, daß das Grundstück ein *praedium in Italico solo* sey, und somit denn auch die *Publiciana* habe Statt finden können. Aber wie war die Klage beschaffen, wenn der Herr des Provinzialgrundstücks ein *Peregrinus* war? Mit jenem Recht an Provinzialgrundstücken müsse das Recht am *ager publicus* in Italien zusammengestellt werden, wenn hier auch wohl ursprünglich nur ein bloßer *Interdictenbesitz* Statt gefunden habe. — Allein wo bleibt nun das Eigenthum der *Peregrinen*, wo nicht, wie bey Provinzialgrundstücken der Fall war, der Gegenstand dasselbe der einen jener Arten des Eigenthums zuwies? Darüber erklärt sich der Verf. nicht. Man könnte sagen, wo der Verkehr mit Römern nicht in Betracht kam, da habe dieses Eigenthum eigentlich dem römischen Rechte gar nicht angehört. Wo aber jenes der Fall war, da war es nun dieses Eigenthum, welches als ein wahres *dominium juris gentium* oder *naturale* erschien. Anwendbar darauf war alles, was im römischen Eigenthumsrecht *juris gentium* war, wenn es auch sonst vom quiritarischen oder bonitarischen Eigenthum galt. — Daß der Verf. sich in seinen Untersuchungen auf diejenige Zeit, aus

welcher bis jetzt gewisse Nachrichten vorhanden sind, hat beschränken wollen, verdient gewiß keinen Tadel. Ob aber über frühere Zustände ein bloßes Rathen möglich sey, wie der Verf. zu glauben scheint, muß die Zukunft lehren, von der wir, gegebenen Zusicherungen nach, bedeutende Aufschlüsse über den Unterschied der *res mancipi* und *res mancipi*, mit welchen hier gewiß alles mehr oder weniger zusammenhing, zu erwarten haben. — V. Welche Wirkung tritt ein, wenn der *Usufructuar* den *Ususfructus* an einen *Extraneus* in *Jure* cediert? von Hn. Prof. Puggé in Bonn. Wegen L. 66. D. de *jure dot.* vergl. mit Gaj. 2. §. 30 und §. 3. J. de *usufr.* glaubt der Verf., daß die römischen Juristen hierüber verschiedener Ansicht gewesen seyen. Darin aber stimmten doch alle überein, daß der *ususfructus* nicht auf den *extraneus* übergehen könne. Ferner war auch darüber sicher kein Zweifel, daß, wenn der *Usufructuar* den *ususfr.* dem *Proprietar* cediieren wollte, ihn aber aus Irrthum einem *extraneus* cedierte, die in *jure cessione* völlig wirkungslos sey. Glaubte aber etwa ein *Usufructuar* den *ususfr.* wirklich durch in *jure cessione* auf einen *extraneus* übertragen zu können, so belehrte ihn der *Prätor* gewiß eines besseren, und die in *jure cessione* unterblieb. Scheint es nun hiernach, als hätte die in *jure cessione* eines *ususfr.* an einen *extran.* als solchen, in der Praxis gar nicht vorkommen können, so fragt sich, wie kommen dessenungeachtet die römischen Juristen darauf, sich über die Wirkungen einer solchen in *jure cessione* zu streiten? Der Verf. erklärt sich dieß folgendermaßen. Wie half sich der *Usufructuar* wenn er den *ususfr.* an den *Proprietar* zurückgeben wollte, letzterer

aber abwesend war? Durch eine in jure cess. an den Proprietar selbst konnte der Zweck hier nicht erreicht werden. Hier, sagt der Verf., hätten einige Juristen gemeint, der Usufructuar könne sich durch in jure cessio an irgend einen extran. helfen, indem in der in jure cessio ihrer Form nach auf jeden Fall eine Entfagung liege, welche bewirke, daß der usufr. an den Proprietar zurückfalle. Andere dagegen hätten das practische Bedürfniß, eine solche Interpretation eintreten zu lassen, nicht für dringend genug gehalten, und behauptet, daß die in jure cessio hier vielmehr für völlig unwirksam würde gehalten werden müssen. Dieß ist in der That scharfsinnig. Allein wenn man, wie Ref., mit dem Verf. in der Voraussetzung, daß der Prätor den Irrenden aufgeklärt haben werde, nicht übereinstimmen kann, so bedarf man einer so künstlichen Erklärung nicht. — VI. Bericht über einen für die deutsche Geschichte und deutsches Recht wichtigen, noch unbenuzten Codex Mstus der hiesigen Universitäts-Bibliothek, von Hn. Prof. Heffter in Bonn. Der Codex enthält Eginhards Leben Karls des Großen, Theganus Leben Ludwigs des Frommen, die libros Capitularium des Ansegisus, und hier vorzüglich viele gute Lesarten, wovon Proben mitgetheilt werden, die lex Salica und einen unbedeutenden Anhang, vorzüglich Pönitenzregeln enthaltend. — VII. Ueber die Negatorienklage, von Hn. Prof. Puchta in Erlangen. Diese Abhandlung beschäftigt sich mit der Frage, ob dem mit der negatoria actio Klagenden, wenn ihm das Eigenthum abgeleugnet werde, eine bloße Bescheinigung desselben obliege, oder ein vollständiger Beweis. Im römischen Rechte findet sich eigentlich nichts, welches uns berechtigen könnte, dem

Kläger den vollständigen Beweis zu erlassen. Allein dieß ist schon von den Zeiten der Glossatoren an, gleichsam absichtlich, verkannt worden. Zuerst forderte man den Beweis bloß des Besizes, wegen der daraus für das Eigenthum hervorgehenden Präsumtion, später ist man zwar davon wieder zurückgekommen, aber man hat nun eine bloße Bescheinigung des Eigenthums für genügend gehalten, indem man die Frage, ob der Kläger auch Eigenthümer sey, entweder als einen summarisch zu behandelnden Incidentpunct betrachtete, oder zur legitimatio ad causam zog. Der Verf. geht diese verschiedenen Meinungen durch, und zeigt, daß sie sämtlich grundlos seyen. Allerdings aber sey bey der Negatorienklage das Bedürfniß vorhanden, dem Kläger nicht schlechterdings den strengen Beweis des Eigenthums aufzubürden. Daher wird denn vorgeschlagen, wie sich neben der rei vindicatio eine Publiciana actio finde, so neben der Negatorienklage eine actio Publiciana negatoria zuzulassen, also bey der Negatorienklage den Beweis des Usurapionsbesizes für hinreichend zu erachten. Ref. hat gegen die Zulassung einer solchen Klage nichts einzuwenden, allein man könnte den Verf. hier so verstehen, als ob jener Beweis immer für ausreichend gehalten werden solle. Dieß würde aber wohl sicher ein Mißverständnis seyn. Bey der rei vindicatio entsprechenden Publiciana berücksichtigen die Gesetze die Möglichkeit, daß der Beklagte ebenfalls bonae fidei possessor sey, und stellen Regeln für solche Collisionfälle auf, aus denen sich dann ergibt, daß der Eigenthümer, wo er mit der rei vindicatio würde haben zum Ziele gelangen können, unter Umständen mit der Publiciana nicht durchbringen könne. Etwas Aehnliches

würde auch hier zu berücksichtigen seyn. Be-
hauptet der Beklagte eine Servitut, und will
der Kläger, daß ein vollständiger Beweis dersel-
ben geführt werde, so wird auch er sich häufig
entschließen müssen, den strengen Beweis seines
Eigenthums zu führen, wenn ihm dieses in Ab-
rede gestellt wird. Wo der Beklagte als Kläger
mit der *actio Publiciana confessoria* durch-
bringen würde, falls der Gegner nicht den voll-
ständigen Beweis des Eigenthums führte, da
würde er als Beklagter gewiß nicht verlieren
dürfen, wenn der Kläger nur die *bonae fidei
possessio* darthäte. Die Regeln von der Colli-
sion zweyer *bonae fidei possessores* der Sache
selbst können hier nicht ohne Unterschied zur An-
wendung gebracht werden. — VIII. Von dem
Recht der *lex Cincia*, von Haffe. Der Zweck
dieser Abhandlung ist, zu zeigen, daß die Grund-
gedanken, welche Savigny in seiner Abhandlung
über die *lex Cincia* so trefflich entwickelt hat,
noch immer für die richtigen zu halten seyen.
Was die Vatican. Fragmente Neues enthalten
bestätige dieselben entweder, oder sey doch voll-
kommen damit vereinbar. Nur Einzelnes, haupt-
sächlich in den Bedingungen der Gültigkeit gro-
ßer Schenkungen stellt sich anders, und was Sa-
vigny unmittelbar aus der *lex* herleiten wollte,
wird hier als ein vielleicht nur mittelbar darauf
beruhendes Recht dargestellt. Ref. will nur auf
die eigenthümliche Ansicht des Verf. von der
Bedeutung des *interdictum utrobi* bey den
Schenkungen beweglicher Sachen aufmerksam ma-
chen. Bey diesen reicht bekanntlich nach den
Wat. Fragm. Besitzes- und Eigenthums- Ueber-
tragung nicht hin, sondern die Schenkung wird
erst dann für *perfecta* erklärt, wenn der Be-
schenkte auch noch *interdicto utrobi superior*

geworden ist. Man hat dieß so verstanden: der Schenker kann, so lange der Beschenkte noch nicht in Beziehung auf ihn interd. utr. sup. geworden, d. h. so lange er noch nicht im letztverfloßenen Jahre länger, als der Schenker selbst besessen, das interd. utr. gebrauchen und sich dadurch die Sache zurückverschaffen und die Schenkung rückgängig machen. Allein gegen diese Ansicht, sagt der Verf., empöre sich alles, was von Rechtsgefühl in ihm sey. Er schlägt vor sich einen Dritten zu denken, welcher die Sache ebenfalls im letztverfloßenen Jahre besessen. Dieser dürfe nicht länger besessen haben, als der Beschenkte, welcher letztere aber den Besitz seines auctor zu dem seinigen hinzurechnen dürfe. Sey ein dritter vorhanden, welcher den Beschenkten mit dem interd. utr. würde überwinden können, so könne nun der Schenker die Sache, zwar nicht mit dem interd. utr., aber wohl mit einer rescissoria actio zurückfordern. Könnte jemanden eine Sache noch mit dem interd. utr. abgewonnen werden, so entschloß er sich leichter sie zu verschenken, als wenn jenes nicht mehr möglich war. Uebereilte Gleichgültigkeit war es, der hier vorgebeugt werden mußte. Allein, wenn hier übereilte Gleichgültigkeit angenommen wurde, warum war denn die rescissoria actio nur gerade so lange möglich, als bis der dritte mit seinem interd. ausgeschloßen war? Der Verf. würde wahrscheinlich antworten, wenn der Schenker dem Beschenkten die Sache so lange gelassen hat, daß nun sein Besitz mit dem des Schenkers zusammengerechnet, das Interdict des dritten ausschließt, so muß wieder angenommen werden, daß der Schenker nicht aus übereilter Gleichgültigkeit geschenkt habe. Weniger Gewicht legt der Verf. darauf,

daß man sagen könnte, so lange ein Dritter den Beschenkten mit dem interd. utr. überwinden könne, sey gleichsam der Besitz noch nicht auf ihn übertragen, ja der Schenker selber habe ihn nicht gehabt, insofern auch er von dem Dritten mit dem interd. utr. würde haben überwunden werden können. Allein ein Uebelstand ist es nun, daß diese Beziehung auf einen Dritten nicht nur erst in die Stellen hineingetragen werden muß, sondern daß die Worte 'propter ejusdem interd. utr. potestatem' im §. 293 auch weit natürlicher auf die Klage des Schenkers, als auf die eines Dritten bezogen werden. Und ließe es sich denn nicht denken, daß das interd. utr. ipso jure auch für den begründet gewesen wäre, welcher den Besitz selbst auf den Gegner übertragen hatte, so lange dieser nur noch nicht eben so lange im letztverflossenen Jahre besessen? Wie dieser sich, wenn er von einem Dritten mit jenem Interdict belangt wurde, den Besitz seines auctor mit anrechnen konnte, so konnte er, wenn es der auctor selbst gegen ihn anstellte, eine doli exceptio opponieren. Allein in unserem Falle könnte man es, nicht der Billigkeit, aber dem Recht der lex Cincia gemäß gehalten haben, eine replicatio zu gewähren. — IX. Mittheilung eines alten römischen Testaments, nebst Anmerkungen von Herrn Prof. Püggé. Der Marmor, worauf die Urkunde eingegraben ist, ist von oben herab in mehrere Stücke gespalten worden: das Stück, worauf der Anfang der Zeilen stand, und dasjenige, welches den Schluß enthielt, sind verloren. Das hier mitgetheilte ist zuerst von Carlo Fea im Diario Romano 1820 und dann vollständiger in den Varietà di Notizie etc. bekannt gemacht worden. Die Zeit der Urkunde bestimmt sich dadurch, daß, aber freylich nur mit Hülfe von Ergänzungen, nicht

bloß der Jurist Proculus, sondern auch Plinius Secundus und Cornelius Tacitus, als Legatarien darin erscheinen. Sollte jener Proculus, der berühmte Jurist dieses Namens, der Nachfolger des Nerva (Großvaters des Kaisers Nerva) gewesen seyn, wie der Herausgeber meint, so müßte er wohl, da man sich Tacitus und Plinius schon als sehr berühmte Männer denken muß, ein hohes Alter erreicht haben. Die Anmerkungen enthalten theils Ergänzungen, theils Erläuterungen. Der Text der Urkunde findet sich mit den hier gegebenen Ergänzungen gegenwärtig auch in des Hn. DN. Spangenberg's Lehre von Urkundenbeweise ic. in der zweyten Abtheilung S. 389. — X. Beytrag zur Lehre von der Compensation, von Hn. Prof. Bethmann-Hollweg in Berlin. Ref. macht besonders auf die Untersuchung über die Wirkung der Compensation, und auf die treffliche Erklärung des *ipso jure* in L. ult. Cod. de compens. aufmerksam. Nur eine Bemerkung, die aber, wenn sie überhaupt begründet seyn sollte, dem Verf. schwerlich entgangen seyn dürfte. Daß der *judex* in einem *bonae fidei iudicium* die Compensation *ex officio* berücksichtigen mußte, wird aus der in der Formel: *Quidquid ob eam rem dare facere oportet ex fide bona*, enthaltenen Verweisung auf die *aequitas* hergeleitet. Allein die Formel z. B. der *actio commodati* konnte in *factum concepta* seyn (Gaj. 4. §. 47), und dann lautete nicht bloß die *intentio* ganz anders, so, daß sogar eine *plus petitio* möglich war (Gaj. 1. c. §. 60), sondern die Formel enthielt auch aller Wahrscheinlichkeit nach jene Clausel *ex fid. bon.* gar nicht, wie sie denn in der bey Gaj. 4. §. 47 gegebenen zweyten Formel der *actio depositi* auch wirklich vermißt wird. Dennoch dürfte der *judex* bey der *actio commo-*

dati auch hier wohl den Beklagten die Sache selbst herauszugeben nicht anders anhalten, als wenn der Kläger die Gegenforderung zu erfüllen bereit war, und mußte, wenn es zur pecuniaria condemnatio kam, jene ebenfalls gewiß berücksichtigen. Daß der iudex also bey dem bon. fid. iudicium die Compensation ex officio zu berücksichtigen hatte, verstand sich wohl schon darum von selbst, weil er als ein arbiter gegeben wurde. — Ref. bedauert, daß ihm der beschränkte Raum von den übrigen Abhandlungen nur noch die Titel anzugeben erlaubt. XI. Von dem Verhältniß des Eigenthums zu den Servituten. Kritische Bemerkungen zu G. A. W. Duroi's Abhandlung über actio in rem und jus in re, von Herrn Prof. Puchta in Erlangen. — XII. Ueber die Pupillos infantiae vel pubertati proximos, von Hn. G. R. Dirksen in Königsberg. — XIII. Ueber eine Recension von Savigny's Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter in den Berliner Jahrbüchern u. No. 41 — 44. von Hn. Prof. Puchta in Erlangen. G. J. Ribbentrop.

S a l l e.

Handwörterbuch der christlichen Religions- und Kirchengeschichte, zugleich als Hülfsmittel bey dem Gebrauche der Tabellen von Seiler, Rosenmüller u. Vater. Herausgegeben von W. D. Fuhrmann, evangel. Prediger zu Hamm in der Grafschaft Mark. Zweyter Band. 1828. 715 S. in 8. — Der gelehrte Sammlerfleiß des Vf. den wir bey der Anzeige des ersten Bandes in unsern Blättern (1827 St. 66. S. 653 — 56) rühmend anerkannten, hat sich auch in diesem zweyten nicht weniger erprobt. Absolute Vollständigkeit und durchgängige Richtigkeit in allen einzelnen, besonders biographischen und bibliographischen Angaben wird kein sachkund-

diger Beurtheiler von einem solchen Werke erwarten, besonders wenn es wie das vorliegende das Werk eines einzelnen Mannes ist, denn selbst keiner von den Koryphäen unter unsern Literatoren, selbst kein Rotermund würde es über sich nehmen, diese Erwartung zu befriedigen. Bey der relativen Vollständigkeit und Richtigkeit, nach welcher allerdings bey einem solchen Werke gestrebt werden muß, hängt alles von dem Zwecke, für den es zunächst angelegt, oder von dem Gebrauche ab, für den es berechnet ist; in Beziehung auf diesen aber, über den sich Hr. F. bestimmt genug erklärt hat, kann man wohl immer auch einiges vermessen, und doch noch anerkennen, daß nicht wenig darin geleistet worden ist. Uns hat sich der Fleiß des Sammlers vorzüglich darin erprobt, daß er auch so manches von demjenigen eingetragenen hat, was erst durch neuere und zum Theil ganz neue gelehrte Forschungen in der christlichen Religions- und Kirchengeschichte berichtigt und aufgeklärt worden ist. Beweise und Beyspiele davon findet man in dem Artikel: *Hypofitarier*, und in einigen der Nachträge zum ersten Bande, welche diesem zweyten S. 707—715 angehängt sind. Die weniger richtigen Angaben aber, auf die man hin und wieder, wie z. B. in den Artikeln: *Gnadenwirkungen*, *Homousios*, *Homoiusios*, *Investiturstreit* u. und andern stößt, werden dadurch unschädlicher gemacht, weil meistens auch die Quellen nachgewiesen sind, aus denen sich die richtigeren schöpfen lassen. Noch unschädlicher könnten sie aber gemacht und öfters wohl gar vermieden werden, wenn sich nur Hr. F. bey einem solchen Artikel immer auf die Angabe des Historischen oder des Dogmatischen beschränkte, worüber er selbst ganz im Klaren ist, und wegen des weiteren auf eine solche Quelle verwies, aus welcher sich mehr Belehrung ziehen läßt, was er sich bey der Bestimmung seines Werkes unbezweifellich erlauben dürfte.

G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

85. Stück.

Den 26. May 1828.

G ö t t i n g e n.

Zu der Dieterichschen Buchhandlung, 1828:
GRAVE RUODOLF, herausgegeben von Wil-
helm Grimm. Sieben Bogen in 4.

Wer Blätter etwas dicken bräunlichen Perga-
ments, gleicher und sorgfältiger, nicht sehr schwar-
zer Schrift, in Octav oder kleiner Quartform,
deutsche Verse mit unabgesetzten Reimzeilen ent-
haltend, vom Untergange rettet, der hat meistens
theils einen guten Fund gethan. Solche Bruch-
stücke sind aus Handschriften übrig, die noch der
zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts an-
heimfallen. Man weiß, daß sich in dieser Zeit
die deutsche Dichtkunst erhob, daß sie schnell
darauf ihren Gipfel erreichte und nach 1250 schon
wieder zu sinken anfing. Die Denkmäler jenes
Aufstiegens hat ein ungünstiges Schicksal getrof-
fen; sie wurden wenig gelesen und nicht in Ab-
schriften vervielfältigt. Ihr Stil ist herber, ihre
Reime sind rauher, selbst ihre Sprache pflegt
sich zu einigen Formen hinzuneigen, die der
Reinheit des im dreizehnten Jahrhundert wal-
tenden Dialects widerstreben. Für Sprachfor-

schung haben sie, wie alles Aeltere, desto höheren Reiz. Auch die Anzahl der deutschen Gedichte des zwölften Jahrh. ist beträchtlicher als man sonst wohl geglaubt hat; über ein Duzend Werke von Umfang lassen sich jetzt entweder ganz erhalten oder in Fragmenten nachweisen, und es ist, bey der geringen Hoffnung vollständige Handschriften dieser Art ferner aufzufinden, zu wünschen, daß wenigstens alle einzelnen Ueberbleibsel, seyen sie noch so klein, aufgespürt und gedruckt werden mögen.

Das vorliegende, seither völlig unbekanntes Fragment gehört zu den bedeutendern, da es immer noch zehn freylich nicht unverstümmelte Blätter oder zwanzig Seiten, überhaupt gegen tausend Zeilen umfaßt. Der Herausgeber hat alles sehr sorgfältig, zweifelhafte Wörter mit liegender, zugefügte Ergänzungen mit rother Schrift abdrucken lassen. Die Ergänzungen waren sicher nicht leicht und scheinen meistens treffend. Gelesen seyn wird, wo die Schrift wieder herstellbar war, kaum ein Buchstabe unrichtig. Gb, 18 vermuthet Rec., daß seil seile nicht in der Handschrift stand. Das erste i und l haben liegende Schrift, sind also nur halb deutlich gewesen, der Herausgeber mag sogar an dem l gezweifelt haben, da er S. 23 sei vor seile als bloßen Schreibfehler zu streichen rath; sollte nicht das erloschene il vielmehr gewesen seyn lb? Wir bringen dann ein freylich seltenes oder unerhörtes aber gar nicht unwahrscheinliches Wort heraus:

cume want her sich dar vz

mit der knechte menteln beide

die machte her zv eineme selbseile.

Die Rechtfertigung eines solchen Ausdrucks darf etwas umständlich seyn. Es gab viele jetzt veraltete Zusammensetzungen mit selb (Gramm. 2, 638); vor Substantiven, die Gerath oder Werkz.

zeug bedeuten, wurde dadurch zu erkennen gegeben, daß sie ihre Eigenschaft von selbst besitzen, nicht erst künstlich dazu eingerichtet sind, oder daß ihre Erlebfeder innerlich verborgen liegt, nicht äußerlich hervortritt. So hieß selppoum, selpscaft ein von Natur gewachsener aus einem Stück bestehender Schaft, an dem nichts braucht geschabt oder eingeseht zu werden. So wird noch jetzt in Niedersachsen sulgegge (selbecke) von dem ungesäumten, ungenähten Rand eines Tuches gesagt. Bremer Wb. 4, 1092. Unser wohlbekanntes Salbend, Salben ist genau das nämliche, es sollte Selbend, Selbende lauten. Der Niederländer hat die richtigen unentstellten Formen zelfeind, so wie zelfegge, zelfkant bewahrt. In dieser Weise hieß den Griechen ἀροτρον ἀντόγρον, dessen γρός aus einem Stück bestand, oder ἀντόκωπος, was einen natürlichen Griff hatte, ein selfscaft der Angelsachsen. Die slavischen Sprachen bieten dergleichen Composita mit samo dar; samovar" nennen die Russen eine Theemaschine, die gleichsam von selbst siedet (varit' kochen, sieden), samopal" eine Art Feuegewehr (palit' brennen), etwa wie unsere Vorfahren balista durch selbscoz ausdrücken, samoprjalka ist eine Spindel (Selbspindel). Selbseil scheint demnach in der alten Sprache ein solches, das nicht künstlich gedreht und geflochten ist; der Gefangene, sich zu befreien, hatte Mäntel aneinander geknüpft. Es fehlt nichts, als künftig noch einen bestimmten Beleg für selbstseil, selfseel aufzufinden.

Eine andere Stelle, wo wir Bedenken tragen, ist Ab, 12. Die dem Adjectiv sidin vorausgehenden Buchstaben ht mit liegender Schrift können im bleichen Manuscript ebentwohl nt gelesen werden, da der untere Theil des h völlig ein n bildet und fette obere Lehne Täuschung

seyn dürfte. Steht oder stand aber n t, so lesen wir, mit verworfener Ergänzung was icht, diese und die vorausgehende Zeile folgendergestalt:

daz die stegereifleder solden sin
daz waren bant sidin.

stegereifleder ist Zusammensetzung wie das angelsächsische gevealdlether (Boeth. 185b) und kein der kann voraussetzen, weil leder Neutr. und stegereif Masc. sind, der ungebundene Genitiv würde des stegereifes fordern. Enclitisches der (dir) bietet sich sonst im ganzen Gedicht nicht dar. Die Nothwendigkeit der folgenden Zeile sollen wieder Parallelstellen lehren, wir ersuchen nur der altdeutschen Sprache unkundige Leser die nachstehenden Anführungen nicht für entbehrlich zu halten:

hier selbst Gb:

die ire paten werden solden,
daz waren zveine kunige;

Eichtensteins Frauendienst S. 70:

daz diu sperre solde sin
daz wären kleiniu hendeln;

Vamprechts Alexander 5104:

daz di trûbelen wesen solden
daz was edele gesteine;

Laurin b. Myerup 71:

daz die riemen solden sin,
daz wären porten sidin;

Apollonius von Tyrland 2997:

das ir helm solt sein
das ist ein haupt eisnein;

Conrads troj. Kr. 2966:

dâ die naete solden sin,
dâ wären kleine fürspan
ûz golde wunneclîchen an
geheftet u. gespenget;

Tristan 10939:

diu tassel, da diu solden stn,
da was ein kleinez anüerltn;

und Wigalois 780:

daz die spengel solden stn,
daz wären tier guldtñ;

2539: daz der zügel solde stn,
daz wären borten guldtñ;

6560: daz diu bukel solde stn,
daz was ein bluome guldtñ.

B, 14 heilictum u. cte, mit über das c geschriebnem v, was cute im Reim auf gelute ergibt, weshalb ohne Grund S. 9 ciute gelesen wird. Wie der Herausgeber unter cute Hymnen und Wechselgesänge versteht, hätte näher erklärt werden sollen. Die ältere Sprache kennt allerdings ein kösen u. kiuten. troj. 15348. verkiuten MS. 1, 153^a Utr. Tristan 259. valscher kiute. Friberg's Trist. 3820. Auch die spätere niederdeutsche; im Teutonista cuyden gleichviel mit wesselen, im Brem. Wb. 2, 902. 903 küten. Nur die Verbindung heilictum u. cute hat immer Sonderbares, welches (in der folgenden Lücke ausgefallene) Verbum soll man hinzudenken? wurden sie entgegen getragen, daz gebracht? und paßt das auf Lobhymnen? Eine S. 26 angezogene Stelle des Matth. Parisiensis redet von Tragen des Kreuzes und Singen der Lieder. Wir lassen dahin gestellt, ob doch nicht gelesen werden muß entw. cruce oder crute (Kräuter zum Räuchern, Weihrauch).

B, 1 statt gefertin gesertin? nämlich geserten, gesereten verwundeten, wegen des folgenden machter genesin und weil man kaum sagte einen gefertin. Daß geserten auf kerten richtiger reimt, wollen wir nicht anschlagen, da die drey ersten Buchstaben des letzteren selbst ungewiß sind, und K, 25 karte vorkommt. Mög-

lich, daß der gefangen genommene Verwundete auch kein Pferdehdieb war (wie S. 17 gedeutet wird) oder der behaltene Dieb ein ganz anderer. Zwischen den beiden hier redenden (erzählendem Dienstmann und fragendem Herrn?) geht ein rascher Dialog; auf die Antwort, daß der Dieb ganz in der Nähe (enbore verre bi) behalten werde, folgt der seltsame Befehl: beware daz iz nicht zu nahe si. Daß iz zweifelhaft; vielleicht im?

I, 3 ich ne mach noch nicht gestritten demo guoten Farise; wir bringen einen Sinn heraus wie S. 12, halten aber stritten nicht für pugnare, certare, sondern für varicare, franzöf. enjamber, kurz für das hochdeutsche schreiten. Das angelsächs. gestridan, stridan, das engl. stride zeigen diese Bedeutung, aber die Construction mit dem Dativ ist zu merken. Im Sachsenspiegel 2, 28 stehet: die vischere möt ok wol dat ertrike nütten, also verne, also he ênes gestriden mach út deme scepe, der Fischer darf das Uferland nützen, so weit er mit einmal aus dem Schiffe schreiten kann (piscatores littore uno passu licite utantur). Andere Handschriften für striden ausdrücklich scriden, schriten.

Eb, 22 hätten wir die Ergänzung tachte lan schon deshalb aufgegeben, weil sonst gar keine te, lauter ze vorkommen, also scheint tach hân (S. 14) weit annehmlicher.

Inhalt und Folge der Begebenheiten werden, so weit es aus den Bruchstücken thunlich war, S. 16—25 entwickelt. Da sich auch sonsther über die für Geschichte und Sitten der Kreuzzüge nicht unwichtige Fabel bisher noch gar keine Auskunft ergibt, so müssen in der Sacherklärung manche Dunkelheiten bleiben. Die Kriegslift Baumzweige an das Reitpferd zu binden (bintriemo braucht nicht Hosenrieme zu seyn) meinen wir, anders als

§. 21 versucht wird, aus den fabelhaften Gedichten des Mittelalters von Alexander zu erläutern. Man kann die niederländische Bearbeitung in Maerlantspiegel historiael vol. 1. p. 288 oder die altenglische in Weber's metrical romances vol 1. p. 168. v. 4072 — 4081 nachlesen; hier mag die Stelle aus Lamprechts Alexander (Masmanns Denkm. S. 37^b) stehen:

dar nâh huoben sih san
 Alexander unde sîne man
 ze Persien in di rîche.
 er gedâhte wîslîche,
 wie er daz mohte bewaren,
 daz die vîande sîne scharen
 niht ne kunden gemirken;
 dô verhiu er manige birken
 unde manic oliboumes rîs,
 wander was listic unde wîs,
 ze der rosse zagelen man si bant,
 der melm der stoub ubir lant,
 daz der Persen wartman
 grôz wunder des nam,
 wannen der melm mohte wesen.

Der verbreiteten Volksfage von dem Heer, das mit grünen Zweigen heranzieht, zu geschweigen. Es ist wahr, der Dichter des Grafen Rudolfs hat kein Wort von aufgeregtem Staub, der den unerkannt ziehenden Reiter einhüllt, aber schwer einen andern Zweck beym Anbinden der Laubreiser zu denken.

Der Herausg. folgert aus den Eigennamen und einigen andern Wörtern mit Recht die Grundlage eines altfranzösischen Gedichts, und selbst daß Irmengart deutschen Ursprungs ist, hätte kaum §. 29 eine Bemerkung verdient, da die romanischen Sprachen diesen und viele andere deutsche Namen längst aufgenommen hatten. Dagegen wäre hervorzuheben, daß der Name des Pfers des Bonthart augenscheinlich ein altfranzöf. Bondard (Springer) ist, wie noch heute bondir von Pferden gilt.

Farrs wüßten wir weniger zu deuten, schwerlich steht es für ferris, ferru (eisengrau, eisenbeschlagen) und lieber ist es eine saracenische entstellte Benennung.

Beym Durchlesen fiel uns zuweilen ein, auch eine flandrische Bearbeitung könne im Mittel liegen, und der Held ist aus Flandern. Zwar ist bis jetzt noch kein niederländisches Gedicht aus so früher Zeit des 12. Jahrhunderts aufzuweisen, aber unmöglich wären sie doch nicht. Der Reim Ab, 5. 6. hehalt: golt wäre bey mittelniederländ. Dichtern ein ganz reiner behout: gout, ebenso K, 3 macht: craft ein genaueres macht: cracht. Inzwischen bedurften die Reime damals noch keiner solchen Reinheit. Die schmeichelnde Anrede I, 17 *suezø minne!* zwar auch den nhd. Dichtern bekannt (Diutiska I, 467. 468), ist den niederländischen sehr geläufig, vgl. Maerlant 3, 279 und die von Huydecoper, zu Melis Stoke 2, 472 gesammelten Belege: *lieve minne! soete minne!* Wenigstens verrathen uns diese und andere einzelne Formen und Wörter wo nicht niederländische doch niederdeutsche Mundart. Dahin gehört *dinsternisse* (S. 9. Rother 1611 liest die Handschrift *dinster*, nicht *thuster*), *hatte gefallen* (ebend.), *umber* (S. 4), das auch in dem späteren Gedicht von den Haimonskindern vorkommt, vielleicht gar mit dem angelsächf. *umbor* zusammenhängt? Auch die *ie* für *i* (S. 3, aber nicht alle gesammelt) erscheinen im Regibius und müssen sorgfältiger beachtet werden, da sie deutlich mit älteren Spracherscheinungen in Verbindung stehen. diese Cb, 3 diesen Ib, 26 begegnet schon dem *dhéasa* (Gramm. I, 795) viele Ib, 27 dem angelsächf. *fëola*, sieben Maria S. 151, dem anglf. *seoton* wie die Angelsachsen häufig *ëo* für althochd. *i* schreiben. Es ist eine von den Rückwirkungen, die das Niederdeutsche auf das Neuhochdeutsche, verglichen mit dem Mittelhochdeutsch, gehabt hat, daß wir in vielen Wörtern *ie* statt *i* schreiben, zwar zum Nachtheil der organischen Vocal Kürze, aber, wie es immer mehr scheint, oft nach altbegründetem Vorgang. Rein mittelhochdeutsche Dichter sind nicht frey davon, Beweis: *wiege* (cunae) Maria S. 136. MS. I, 195 a 2, 84 b statt des etymologisch richtigen *wige*; als falscher Reim hätte es darum Gramm. I, 351 nicht barge stellt werden sollen.

Die Voraussetzung des französischen Originals hindert nicht anzunehmen, daß einzelne Umstände der vorliegenden Bearbeitung von dem deutschen Dichter hinzugefügt seyn können. Einen solchen Umstand hat der Herausg. S. 27 hervorgehoben und zu einem geschickten Schluß auf das nähere Alter der Dichtung benutzt. Jac. Gr.

G e t t i n g e n s e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

86. Stück.

Den 29. May 1828.

B e r l i n.

Die zweite Ausgabe des Lehrbuchs der Digesten, die nun den Zusatz auf dem Titel hat: mehr nach Dritttheilen und partes, als nach Büchern und Titeln, und des Constitutionen-Coder. XXII und 176 S. 1828., verhält sich großen Theils zu der Ersten fast wie was man sonst ein Compendium nannte zu Dem, was jetzt unter dem Namen Grundriß so beliebt ist. Die ganze Einleitung bis S. 50 ist neu, nur sind Blume's drey Reihen, wozu die Zahl der Stellen gekommen ist, weil je mehr Stellen aus einem Werke oder einem Theile eines Werks da sind, sich desto sicherer angeben läßt, in welcher Ordnung es benutzt sey, und so auch die beiden zu Wieling gehörigen Register dieser Reihen schon hier aufgenommen. Darauf folgt dann die Reihe der Digesten-Titel, auch mit Auszeichnung Derer, die Stellen aus dem Edicte enthalten, und dann wie in der ersten Ausgabe die einzelnen Bruch-

stücke nach den Blumischen Reihen, nur daß die aus den Hauptwerken dieß Mahl deutlicher vor den Andern ausgezeichnet sind. Mehrere partes zusammen machen jetzt die Dritttheile aus, von welchen das Erste ad edictum im engerm Sinne (P. I... III oder B. 2... 19), das Zweyte libri singulares (P. IV und V. B. 20 oder auch den Anti-Papian abgerechnet 23... 36 oder 38), das Dritte vielleicht brevia (P. VI u. VII B. 39 oder 40... 50, 15), heißen kann, wovon Letzteres fast ganz nach der Ordnung der Institutionen, der Bewiesenen bis B. 48 und der Wahrscheinlichen, geht. Aber auch die partes und die Bücher sind wieder in Untereintheilungen gebracht, so wie in der Naturgeschichte der Uebergang vom Delphin zum Geyer, und von der Fettgans zur Schildkröte ganz etwas Anderes ist, als wenn Thiere derselben Species auf einander folgen. Dann sind noch alle doppelten Titel, alle Sabinus-Titel und unter diesen alle S., SEP., SE., SPE., SP., ferner alle Edicts-Titel, alle Papinianus-Titel eben so zusammen gestellt. Darauf folgen dieß Mahl alle Titel des Constitutionen-Coder, Jeder, nicht bloß die Gemischten, mit der Angabe der Zahl der Rescripte (R) oder der leges novae (L) unter welchen namentlich die von Justinian selbst ein besonderes Zeichen (I) haben. Die Grenze zwischen Rescripten und mehreren Kaiserlichen leges ist freylich nur nach der Zeitfolge gezogen, ob die constitutiones früher sind, als Constantin, oder erst von ihm und seinen Nachfolgern.

Die Ausführung hat auch bey dieser Ausgabe Herr Zur Nedden übernommen. Die zehn letzten Seiten der Borigen, die Anzeige von Blumen's unvergeßlichem Aufsätze ist wegge-

lassen. Dagegen findet sich bey dem Inhaltsverzeichnis eine Menge Zusätze, durch die es zu einem ganzen sehr eng gedruckten Bogen wird.

Der Verf. hat gerade jetzt eine besondere Veranlassung, sich mit Dem zu beschäftigen, wie es vor vierzig Jahren mit ihm und seinen civilistischen Zeitgenossen war, und da ist es freylich doppelt auffallend, wie er nun gewissermaßen da steht, wo damals seine Gegner, und wie seine jetzigen Gegner da, wo er stand. Der sel. Waldeck, der so ehrlich überzeugt war, die ganze Kenntniß des Römischen Rechts gehe zu Grunde, wenn man die Titelfolge der Pandecten aufgebe, während er diese doch selbst für höchst willkürlich erklärte, hat jetzt auf den hohen Schulen hierin keine Anhänger mehr, und so wie Manche glauben, seit Gajus würde er wohl selbst nicht mehr über seine Institutionen lesen, so begreift man um so eher, wie die Vertheidiger der sogen. legalen Pandecten sich weiter von Denen entfernen mußten, die über dem 'reichen Material' die Form des Corpus Juris ganz hintansehen, als mit einem Schriftsteller, der immer meinte, man sollte das Eine thun und das Andere nicht lassen, und nun beides selbst thut, da die, auf welche er sonst bey der ältern Lehrart rechnete, ausgestorben oder zur neuen übergegangen sind.

Hugo.

E b e n d a s e l b s t.

Bey Dümmler: Zeitschrift für die Criminal-Rechts-Pflege in den Preussischen Staaten mit Ausschluß der Rheinprovinzen. Mit Genehmigung und Unterstützung des Königl. Justizministeriums aus amtlichen Quellen herausgege-

ben von Julius Eduard Hitzig, Director des Kammergerichts = Inquisitoriat's und Mitglieder des Criminal = Senats des Kammergerichts zu Berlin. Zweyter Band. 1826. 462 S. Dritter Band. 1826. 422 S. Vierter Band. 1826. 452 S. Fünfter Band. 1827. 480 S. Sechster Band. 1827. 462 S. Siebenter Band. 1827. 422 S. Achter Band. 1828. 426 S., jeder Band in zwey Heften. Octav.

Der erste Band dieser sehr verdienstvollen Zeitschrift ist in unsern Blättern, Jahrgang 1826 St. 115 angezeigt, und zugleich von dem Zwecke derselben, und ihrer Anlage in formeller Hinsicht, das Nöthige mitgetheilt. Daß sie mit großem Beyfall aufgenommen sey, ergibt die rasche Folge der Hefte, und die so schnell angewachsene Bändezahl, so daß man in dieser Hinsicht dem Hn. Herausgeber, wegen der sich hieraus so vollkommen ergebenden Anerkennung seines Fleißes und seiner Umsicht bey Auswahl der mitgetheilten Materialien nur Glück wünschen kann. Leider verhindert aber eben diese Zahl der Bände den Ref., deren Inhalt so detailliert anzugeben, wie solches in Bezug auf den ersten Band geschehen ist; schon eine bloße Angabe der Rubriken der in ihnen gelieferten Abhandlungen und Rechtsfälle, würde die engen Grenzen unserer Blätter bey weitem überschreiten, und so begnügt sich Ref. nur dasjenige kurz anzudeuten, was ihn für seine Person am meisten angesprochen hat, wobey er sich jedoch verwahrt, daß das von ihm Uebergangene ja nicht als minder wichtig betrachtet werden möge. Ref. zeichnet daher aus, im zweyten Bande, den Vortrag in der Untersuchungssache wider die Lichnowska und die Birkhahn, wegen Ermordung der Erzkönig, als Beytrag zu den Theorieen vom Morde aus Le-

bensüberdruß, die gerichtliche Untersuchung des Gemüthszustandes des Todtschlägers Lampmann, die Gutachten der Ministerialdeputation für das Medicinalwesen, über Todschlag verübt im Zustande des temporellen Wahnsinns, der Melancholie und des Blödsinns, die Abhandlungen der Herren, Geh.R. Mittermaier über die zweckmäßigste Art der gerichtlichen Fragenstellung an Aerzte bey Erforschung des geistigen Zustandes der Angeklagten und über das Verhältniß des Gerichts und der Medicinalbehörde in Bezug auf ärztliche Gutachten, Prof. Jarcke: Beyträge zur Revision der Preussischen Strafgesetzgebung (deren Fortsetzung sich auch durch den dritten bis sechsten Band hindurchzieht), und Staatsraths von Pfizger über die Anordnung des Geschäfts einer neuen Strafgesetzgebung. Im dritten Bande, eine Vertheidigungsschrift, abgefaßt von dem berühmten Tragiker, Hofrath Müllner, und die Selbstbekenntnisse eines im Jahre 1817 zu Karwangen hingerichteten Diebes und Mörders, Dr. v. R. F... D..., vorzüglich aber das Erkenntniß des Kammergerichts wider den Billardwirth Coulon zu Warschau, wegen fälschlicher Anzeige einer gegen den Grafen de l'Isle (Ludwig XVIII) und dessen Angehörige unternommenen Vergiftung, zur Widerlegung der Behauptung in der Vie de Louis XVIII. par Alphonse de Beauchamp, S. 413 ff. daß eine solche Vergiftung wirklich intendiert worden sey, die Preussischen Gerichte aber, aus Furcht, Bonaparte als Urheber des Complots zu entdecken, die Untersuchung dieses Verbrechens verabsäumt hätten. Im vierten Bande, die beiden Gutachten die Zurechnungsfähigkeit eines Brandstifters und Diebs betreffend, den Rechtsfall, Mord an einem neugeborenen ehlichen

Kinde, durch die Mutter begangen, und die Abhandlung über die Bedingungen, unter welchen der Gesetzgeber auf gerechte und zweckmäßige Weise von den Todesstrafen Gebrauch machen könne, vom Hn. G. R. Mittermaier. Im fünften Bande, den Rechtsfall, einen gewissen, der Vergiftung des Kriegs- und Domainenraths N. so wie vieler anderer Verbrechen, angeschuldigten C. H. betreffend, höchst interessant, weil in demselben entsetzliche Verbrechen vor die Augen des Lesers gebracht werden, verübt in dem gebildetsten Kreise der Gesellschaft von einem Ungeschuldigten, dem die sorgfältigste Erziehung und Bildung zu Theil geworden war; die Darstellung, betitelt: Angeblicher Einfluß mystischen Unfugs auf den Tod eines Postbeamten in Hamburg (welcher nachmals eine literarische Fehde daselbst veranlaßt hat), den Rechtsfall, die Zerstörung einer Fabrik falschen Preussischen Papiergeldes in England im Jahre 1821, und die deshalb in Berlin und London geführten Untersuchungen betreffend, so wie die Abhandlung des Hn. Hofr. Henke in Erlangen, über die angemessenen Bestimmungen der Strafgesetzbücher über die durch psychische Krankheiten aufgehobene Zurechnung. Im sechsten Bande, den Rechtsfall, Verwandtenmord begangen in einem durch Eintreten des Monatsflusses herbeygeführten unfreyen Zustande. Dieses nahm wenigstens das Gericht zweyter Instanz, auf den Grund eines Medicinalgutachtens an, und erkannte, gegen die von dem Gerichte erster Instanz zur geschärftesten Todesstrafe verurtheilte Inquisitinn, auf Verschonung mit aller Strafe. Gegen jenes Gutachten und dieses letztere Erkenntniß haben sich in den folgenden Heften gar manche tadelnde Stimmen erhoben. Im siebenten

Bande, die Darstellung der Untersuchung und Entscheidung gegen den Matrosen Stromsky, wegen Theilnahme an einem an dem Obersteuer- mann des Nordamericanischen Schiffs Platsbourg, auf dessen Farth von Baltimore nach Smyrna verübten Raubmorde, und die Abhandlung vom Hn. Hofr. und Kreisphysicus H i n k e: darf ein Zeitpunkt, von welchem an jede Schwangere über ihren Zustand unterrichtet seyn muß, gesetzlich angenommen und bestimmt werden? Im achten Bande endlich, die Beyträge zur Methodik der Untersuchungsführung, vom Hn. Land- gerichtsrathe Karl Zimmermann zu Düsseldorf, die Abhandlung vom Hn. Prof. Hein- roth über das falsche ärztliche Verfahren bey criminalgerichtlichen Untersuchungen zweifelhafter Gemüthszustände, und den höchst merkwürdigen Rechtsfall, die Untersuchung gegen den catholi- schen Erzpriester S. und Conf. wegen Beleidig- ung der evangelischen Religionsgesellschaft be- treffend, welche das Oberlandesgericht in zweyter Instanz, auf eben die gerechte Weise, wie das Kammergericht die angeschuldigten Vorsteher ei- ner Mennonitengemeine (S. unsere Blätter 1826 S. 1141) freysprach.

Die günstige Aufnahme, welche diese Zeitschrift überall gefunden, hat den Hn. Herausgeber ver- anlaßt, eine andere, mit jener parallel laufende, zu beginnen, welche

E b e n d a s e l b s t

und bey demselben Verleger, unter dem Titel:
Annalen der deutschen und ausländi-
schen Criminal- Rechts- P f l e g e
erschienen ist, und von welcher bereits der erste
Band in zwey Heften (1828. 458 S.) vorliegt.

Zweck derselben ist: 'an lebendigen Beispielen zu zeigen, auf welche Art sich in diesem Augenblick die Criminalpraxis im übrigen Deutschland, außer Preußen, und im Auslande gestalte.' Der Herr Herausgeber verspricht, es an keiner Bemühung fehlen zu lassen, von den ausgezeichnetsten deutschen Spruchcollegien, so wie von den Juristenfacultäten der deutschen Universitäten, Entscheidungen merkwürdiger Fälle, und von berühmten Sachwaltern Vertheidigungsschriften von besonderm Werthe zu erhalten, für das Ausland aber immer die allerneuesten Gerichtszeitungen Englands, Frankreichs &c. zu benutzen, und ist außerdem mit mehreren vorzüglichen Männern in den genannten europäischen und selbst außereuropäischen Ländern, wie Nord- und Südamerica, in Verbindung getreten, so daß er auch directe interessante Correspondenznachrichten liefern zu können hofft. Die Tendenz dieser Zeitschrift ist rein practisch, und unterscheidet sich dadurch von den bereits bestehenden periodischen, dem Criminalrechte gewidmeten Werken, welche eine mehr theoretische Tendenz haben. Die vorliegenden beiden ersten Hefte enthalten einen Rechtsfall aus Rheinpreußen, Erkenntnisse in Criminalfällen der Juristenfacultäten zu Heidelberg, Halle, Wittenberg, Berlin und der hiesigen, so wie des Oberappellationsgerichts zu Jena; außerdem theils ausführlichere theils kürzere, aber stets höchst interessante Criminalfälle aus England, Frankreich und Spanien. Vorzugswise auszuheben ist hier die Darstellung der Untersuchung gegen die Geistlichen Contrafatto, Sieffrid und Molitor, wegen Angriffe auf weibliche Schamhaftigkeit und noch ärgern Betragens.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

87. Stück.

Den 31. May 1828.

P a r i s.

Voyage pittoresque autour du monde, avec des portraits des sauvages d'Amérique, d'Asie, d'Afrique, et des isles du grand Ocean, des paysages, des vues maritimes et plusieurs objets d'histoire naturelle; accompagné de Descriptions par M. le baron Cuvier et M. A. de Chamisso, et d'observations sur les cranes humains par M. le Docteur Gall, par M. Louis Choris, peintre. 1822. Fol. Mit 103 lithographierten Blättern und zusammen 150 S. Text. Mit dem vorgesezten Bildniß des verstorbenen Grafen Romanzow und einer Charte.

Vues et paysages des régions Equinoxiales, recueillis dans un voyage autour du monde par Louis Choris, avec une introduction et un texte explicatif. 1826. Fol. Mit XXIV lithographierten Blättern und 31 S. Text.

Wenn gleich das erste dieser beiden Prachtwerke uns erst später mit dem zweyten zu Hän-

den kommt, so dürfen wir doch eine Anzeige desselben um so weniger übergehen, da es nicht nur für die Wissenschaft das wichtigere, sondern auch — so viel wir wissen — in Deutschland so gut wie unbeachtet geblieben ist. Der Urheber desselben Hr. Choris war als Maler der Begleiter des Hn. Capitain Otto von Kozebue, auf dessen in den Jahren 1815 bis 1818 auf Kosten des verewigten Grafen Romanzoff, des großen und freygebigen Beförderers aller nützlichen Wissenschaften, in dem Schiff Kurik ausgeführten Reise um unsere Erdkugel; nachdem derselbe schon auf der Reise des Hn. von Krusenstern, der ersten durch Russen ausgeführten, dessen Begleiter gewesen war. Die Leser werden schon nach dem Titel hier keine Beschreibung der Reise erwarten, die in einem besondern Werke erschienen ist. Es ist das Werk eines Malers der uns seine, auf der Reise entworfenen, Zeichnungen in lithographirten Blättern mittheilt. Diese haben aber das große Verdienst durchgehends coloriert zu seyn; und wir erinnern uns kaum etwas schöneres dieser Art bisher gesehen zu haben. Diese Einrichtung war aber hier wesentlich nöthig; denn wenn gleich die Kupfer dieses Theils auch andere Naturgegenstände einzeln enthalten, so ist es doch eigentlich die Ethnographie, welche durch dasselbe eine so reiche Ausbeute erhalten hat. Es sind hier die Bildnisse von Individuen der verschiedensten und von einander entferntesten Nationen aus allen Weltgegenden geliefert; und wenn wir gleich ihre Aehnlichkeit nicht durch die Vergleichung mit den Originalen erhärten können, so sind doch die Physiognomien so sprechend, daß man sie schwerlich wird bezweifeln wollen; und was die Färbung betrifft, so ist sie, so weit wir selbst In-

dividuen dieser Nationen zu sehen Gelegenheit gehabt haben, vollkommen treu. Beygefügt sind zugleich Abbildungen ihrer Geräthschaften, Waffen, Kähne und bey einigen ihrer Wohnungen, wodurch wir mit ihrer Lebensart genauer bekannt werden. Wir wollen es versuchen durch diese Gallerie unsere Leser kurz durchzuführen; lebte Lavater noch, welche Aufschlüsse würde er uns geben können! Der Verf. geht übrigens nicht ängstlich nach der Reise; und in jedem der sechs Hefte fangen die Nummern neu an. Die Reihe eröffnen I, T. 3 vier Negerköpfe von Mosambique. Sie sind von der dunkelsten Farbe. Wir zweifeln, daß unsere Leserinnen sie schön finden werden; doch sind sie nur passabel häßlich. Ganz anders sind T. 8 die Araucanos von Chile. Kupferfarbig; stämmige Figuren mit langem schlichten Haar. Sie sehen gar nicht poetisch aus, und doch haben sie bekanntlich den Spaniern den Stoff zu ihrem besten Heldengedicht gegeben. T. 9. Kleidung des Volks von Chile. Mit vielen Gewändern, aber bloßen Füßen mit Einem Sporn am linken. Wozu brauchen wir auch zwey? T. 11. Einwohner der Osterinsel, Mann und Frau. Braun von Farbe. Sie recht hübsch. Er prächtig tattowiert, über und über; jedoch das Gesicht etwas scheußlich. Die meisten gingen nackt, wie zeigt man auch sonst den Tattowier-Prunk? Doch hatten einige Gewänder, weiß und gelb. Die Reisenden hielten sich dort nur sehr kurz auf, da sie nicht freundlich empfangen wurden. II. T. 1. Aus dem Süden werden wir nach dem Norden, von der Osterinsel nach Kamtschatka versetzt. Das Brustbild und die ganze Figur eines Kamtschadalen und Kamtschadalin in ihrer Kleidung. Wir kennen dieß gutmüthige Volk schon aus Georgi und andern. Wir hät-

ten ihnen, gestehen wir, nicht so rothe Backen zugetraut. T. 2. Jetzt gegenüber an der Küste von Nordamerica vier Portraits, drey Männer und eine Frau aus dem Kokebues-Sund. Die Männer sind zum Theil tattowiert; aber der Hauptpuß besteht in einem runden Holze, in dessen Mitte eine Glasperle ist, zu beiden Seiten des Mundes. Die Gesichtsbildung des Einen erinnert unwillkürlich an die Gesichter der Japanesischen Galgenphysiognomien. Außer den Lebenden nun auch die Abbildung eines weiblichen Schädels von eben daher. Diesem nun hat Dr. Gall die Nativität gestellt, und wir freuen uns einmal wieder etwas von der Schädellehre zu hören; wovon es bey uns seit zehen Jahren und länger gänzlich still geworden ist. Was den vorliegenden Schädel betrifft, so ist nach dem Doctor das Organ des Instincts der Fortpflanzung sehr stark entwickelt; das Organ der Musik sehr wenig, das Organ der Verhältnisse der Farben (davon hören wir zum erstenmal) und das Talent der Mechanik (sie bauen portative Hütten) sehr gut entwickelt; das Organ der höheren intellectuellen Fähigkeiten wenig, da die Stirn herabgedrückt ist; das der Hartnäckigkeit und Festigkeit sehr stark; das der Eitelkeit sehr gut (zeugen die Klöße am Munde); das des Mordsinns nur mittelmäßig; das der Kindesliebe ausnehmend. Im Ganzen findet der Doctor, daß der Schädel eine eben so glückliche Organisation zeige, als bey den meisten Europäerinnen. Ist nur erst die Europäische Cultur bis dahin durchgedrungen, so kann noch etwas daraus werden. — Nun wieder hinüber nach Asien zu den Tschutschken. Es ist ein stattliches, in seine Felle wohl gekleidetes, aber halbstarriges Volk. Sie wollten von den Russen nicht einmal Geschenke

annehmen. *Timeo Danaos et dona ferentes!* Sonst waren sie ganz freundlich und brachten selbst Kennthiere zum Schlachten. Von diesen nördlichen Gegenden ging die Fahrt nach Californien, oder vielmehr Neu-Californien, nördlich von der Halbinsel, nämlich nach S. Francisco, der nördlichsten Niederlassung 38° N. B. welche die Spanier an der Westküste von America haben. Das Presidio von dem eine Ansicht gegeben wird, bildet ein Viereck. Die Besatzung besteht aus 90 spanischen Soldaten, meist verheirathet; dem Commandanten, Lieutenant, einem Commissär und Sergeanten. Die Mission, etwa eine Meile davon, besteht aus einem Dorfe von 1500 Indianern; die täglich auf einem großen Plage von den Missionaren ihr Futter erhalten. Im Winter kommen die Indianer schaarweise deshalb von den Bergen, im Sommer gehts wieder in die Wälder. Sonntags müssen Alle in die Kirche, eine lateinische Predigt zu hören, und fallen nach dem Zeichen mit der Trommel auf die Erde nieder. Die spanischen Soldaten sind gewandte Reiter. Einer derselben treibt ein Duzend Californier vor sich her, die ihre Packen tragen müssen, wovon Taf. I. die Vorstellung gibt. Bey ihren Tänzen ist bey den Männern die eine Hälfte des ganzen Körpers mit rothem Oker gefärbt, während die andere ihre natürliche braune Farbe behält. Taf. II. Bey den Tänzen der Weiber (beide Geschlechter tanzen einzeln), ist dieß nicht. Auf zwey Tafeln VI und VII werden 10 Portraits der Californier gegeben; ein Paar derselben sind etwas, doch nur wenig, um den Mund tattowiert. Taf. XII zeigt sie uns im vollen Puz wenn sie zu Tanze gehen; der Kopspuz ist in der That so, daß unsere Modejournale ihn wohl abbilden

könnten. Taf. XIII zeigt sie uns auf der Jagd, ganz nackt, mit Bogen und Pfeilen. — Das folgende Heft ist den Sandwich-Inseln gewidmet, wo ein längerer Aufenthalt gemacht wurde, besonders auf Owehi. Die Reihe eröffnet der damalige König, der berühmte Tammeamea. Wir hätten ihn uns hübscher gedacht; das Portrait ist nicht geschmeichelt. Freylich war er auch über 70 Jahre alt. Die Farbe sehr dunkel; Haar und Augenbraunen weiß gefärbt. Weit hübscher ist seine Gemahlin Taf. III. die Königin Cahumanu. So wie auch Taf. IV ihr Bruder Tanmotu. Dagegen Taf. V — VIII die Götzenbilder scheußliche Carricaturen. Das Christenthum hat auf Owehi noch keine solche Fortschritte gemacht, wie auf Otaheti. Es ist doch eine schwer zu beantwortende Frage: weßhalb schön gebildete Völker ihre Götterbilder zu Carricaturen machten? Dagegen Taf. X. die Porträts von zwey wahrhaft schönen Männern. Der Tanz der Männer Taf. XII ist nicht sehr reizend. Weitmehr Taf. XVI der der Frauen. Einen Schurz um die Hüfte abgerechnet, sind sie nackt. Nicht aber ohne Hals- und Fußbinde. Am schönsten Taf. XVII das Porträt einer Frau der Sandwichinseln. Zuletzt Taf. XIX das Innere des Hauses eines Häuptlings daselbst. Er liegt nackt auf einer Matte; um ihn seine Weiber. Noch kein anderes Werk hat uns so einheimisch gemacht auf diesen Inseln.

Von hier ging die Fahrt nach den Inselgruppen, welche auf unserer Charte die Marchands-Inseln heißen; man gab ihnen den Namen der Radaf-Inseln; und benannte einzelne, die noch keine europäische Namen hatten, nach berühmten Russen; wie Insel Romanzoff (Otdia), Tschitschakof (Trigab), Saltikof (Kaben). Wir erhal-

ten daher von diesen Inseln eine Reihe Porträts. Die Einwohner sind denen der Sandwich-Inseln ähnlich; von eben so dunkler Farbe, und tattowiert. Die Reihe eröffnet Larik, Oberhaupt dieser Inseln. Der Hauptputz besteht in grünen Holzklößen, die in den Ohren befestigt sind. Andere Puffsachen und Geräthschaften sind auf den folgenden Tafeln abgebildet. Eine Frau eben daher Taf. V. Von dunkler Farbe aber angenehmer Gesichtsbildung. Die Arme und der Hals sind tattowiert. Das Oberhaupt der Insel Kutusof; über und über tattowiert, selbst der Rücken; auch eine Frau von daher Taf. IX. Alle gehen bis auf die Hüften nackt; aber um diese schlingt sich ein von ihnen gefertigtes Gewand. Sie haben nicht bloß Canots mit Rudern, sondern auch größere Schiffe mit Segeln Taf. XI. Ihre Häuser Taf. XVI sind nach den Seiten offen, und nur oben bedeckt. Man fand hier einen Bewohner der Carolinen, Namens Kadu, er ist von hellerer Farbe T. XVII. — Von hier werden wir im fünften Heft wieder nach dem Norden zu den Aleuten versetzt. Eine ganz andere Gesichtsbildung und Farbe; sie ist hell; die Gesichter breit; die Körper stämmig, Taf. III. Eine Frau Taf. IV mit ganz europäischer Physionomie. Auch zwey Schädel sind hier abgebildet, Taf. VI. Dahingegen haben die Bewohner der Laurence-Insel mehr Mogolische Gesichtsbildung. — Von Quadrupeden ist bloß der graue Bär, *Ursus griseus*, und von Vögeln sind vier Species des *Uria* abgebildet. — Sehr interessant sind in dem letztern Heft die Portraits der Bewohner der Marianen, fast Europäische Gesichtsbildung und Farbe; dagegen aber ein Mädchen aus dem Innern von Luzon, der Hauptinsel der Philippinen, fast schwarz, mit Negerphysionomie und Wollhaar. Endlich drey Negerköpfe von der Goldküste.

Der zweyte Band enthält Landschaften (Vues et paysages) zuerst von Brasilien Taf. I—V. Dann von Chili, Taf. VI—VIII; der Osterinsel, Taf. IX; den Madag.: Inseln, Taf. X—XVI; den Sandwich.: Inseln, Taf. XVII. XVIII. von Kamtschatka Taf. XIX. XX; den Philippinen und Marianen Taf. XXI. XXII; dem Cap Taf. XXIII, und endlich von der Insel St. Helena Taf. XXIV. Auch diese Landschaften sind coloriert und zeigen die Pracht der südlichen Zone in ihrem vollen Glanze. Mit ihrer Beschreibung würden wir unsere Leser ermüden ohne sie zu belehren; wer sich in jene Weltgegenden versehen will, muß sie selber ansehen.

Hn.

G r ä z.

Wanderlieder von Ernst Hoffmann; mit einem Vorwort von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. 1827. 200 S. in 8. — Wanderlieder werden diese Gedichte genannt, weil kleine Wanderungen in umliegenden Gegenden bis zur Insel Rügen hin dazu die Veranlassung gaben. Sie gehören nicht in die Classe der höheren lyrischen Poesie. Aber ein offner Sinn für alles Große und Schöne in der Natur; ein zufriedenes Herz, ein zartes Gefühl für alles Menschliche, und dieß in einer leichten und correcten Versification spricht sich in ihnen aus. Es müssen wohl nicht die ersten poetischen Versuche des Vf. seyn, wenn auch die ersten die er, so viel wir wissen, drucken ließ. Und das gehört bey dem jetzigen Zustande unserer poetischen Literatur zu den Seltenheiten, die nicht unbemerkt bleiben dürfen, um nicht über das viele Mittelmäßige und weniger als Mittelmäßige vergessen zu werden.

Hn.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

88. Stück.

D e n 31. M a y 1 8 2 8.

F i e s o l e.

Auß der Druckerey des Verfassers in der Badia Fiesolana: Monumenti Etruschi o di Etrusco nome disegnati, incisi, illustrati e pubblicati dal Cavaliere Francesco Inghirami. Tomo I. Urne Etrusche. Serie prima dei monumenti Etruschi. Parte prima. P. seconda. XVIII u. 728 S. 1821 u. 1823. Tomo II. Specchi Mistici. Serie seconda. Parte prima. P. seconda. II u. 767 S. 1824. Tomo III. Bronzi Etruschi. Serie terza. IX u. 412 S. 1825. Tomo IV. Edifici Etruschi. Serie quarta. X u. 220 S. 1825. Tomo V. Vasi fittili. Serie quinta. Parte prima. P. seconda. XLV u. 632 S. 1824 (sic). Tomo VI. Monumenti che servono di corredo a tutta l'opera dei Monumenti Etruschi. VIII u. 60 S. 1825. Tomo VII. Indici dei Monumenti Etruschi. 1827. Zu diesen sieben Bänden Text in Quart gehören sechs Bände Kupfer in Fol. Serie I. mit 99 u. C Tafeln, II. mit

90, III. mit 38, IV. mit 42, V. mit 70, VI. mit 126 Tafeln.

Dieses Hauptwerk über die noch vorhandenen Denkmäler der Etruskischen Kunst zerfällt in zwey Theile von sehr verschiedenem Werth und Character: nämlich die Abbildungen und den Text. Die Abbildungen sind — insofern sich Jemand darüber äußern darf, der nicht viel in der Art gesehen hat — vortrefflich; sie tragen den Character der Treue und Genauigkeit an sich, und besonders geben die colorierten unter ihnen den Eindruck der dargestellten Urnen, Spiegel oder Vateren, Bronzen u. s. w., bis auf alle Zufälligkeiten, aufs lebendigste wieder. Die Ungenauigkeit der von Vielen bewunderten Abbildungen in Micali's Atlas — welche Inghirami schon früher in einer besondern Schrift *) und in den Bemerkungen zu der französischen Uebersetzung von Micali gerügt hatte — tritt durch diese vollkommeneren Nachbildungen am besten ans Licht, und wie wenig man sich im Ganzen auf die in den älteren Werken gegebenen Zeichnungen verlassen kann, springt jetzt in die Augen. Die verschiedenen Kunstperioden, denen die Etruskischen Denkmäler angehören, lassen sich nur nach diesem Werke, wenn man der Ansicht von Originalen entbehrt, mit einiger Sicherheit trennen: der altgriechische, mit Sorgfalt aber nicht ohne Bizarrerie ausgebildete Stil vieler Bronzearbeiten, mancher Reliefs in Stein und der bey Tarquinii und Viterbo aufgefundenen Vasen; die Veredelung desselben zu wahrer Schönheit in einigen Vaterenzeichnungen und andern aber verhältnißmäßig seltenen Kunstwerken; endlich der in Roheit und Kunstlosigkeit herabgesunkene, sich

*) Osservazioni sopra i Monum. antichi uniti all' opera intitolata l'Italia avanti il dominio dei Romani.

nicht etwa aus der Roheit hervorarbeitende sondern in einem trivialen und handwerksmäßigen Treiben sich selbst genügende Stil der meisten Sarkophagen, an denen man das Tuscanicum opus der Alten ja nicht suchen darf. — Wollte nur der Himmel, daß wir von dem Text des Werkes dasselbe aussagen dürften wie von den Kupfern, und jenem eine eben so treue Darstellung des Etruskischen Alterthums nachrühmen könnten wie diesen. Aber wir dürfen nicht verhehlen, daß außer der Weitschweifigkeit und Breite, welche die meisten gelehrten Schriften der Italiäner an sich haben, aber diese vor allen, die Erklärung den Fehler hat, daß sie das Wesentliche gar nicht vom Unwesentlichen zu unterscheiden vermag, und nicht auf vernünftige Voraussetzungen davon gegründet ist, was man z. B. von den Verzierungen dieser handwerksmäßig verfertigten Urnen zu erwarten hat, sondern überall und durchaus von der Ansicht ausgeht, daß eine angeblich tiefe Priesterlehre des Orients sich in jedem Beywerke und jeder Zierath kund gebe. Eine Urne (Serie I. tav. 4) ist z. B. mit einigem Blumen- und Blätterwerk geschmückt; Guarnacci wollte, komisch genug, daraus demonstrieren, daß die homerischen Totophagen in Italien gewohnt: Inghirami, nicht weiser, bringt Aegyptische, Orphische und Neuplatonische Lehren zur Erläuterung bey, und schließt endlich, die aus einer Rundung hervorstwachsenden Anthusblätter seyen ein Symbol der Welterschöpfung. Eine andere Aschenkiste (Serie I. tav. 6) stellt eine menschliche Figur vor, welche in einen Mantel mit einer Capuzze gehüllt ist, wie sie Reisende zu tragen pflegten. Reisen kommen häufig auf diesen Denkmälern vor, und man streitet, ob sie als gewöhnliche

Lebensereignisse oder als Wanderungen in jenes Leben zu nehmen seyen. Die Reise auf diesem Sarkophag ist indeß gewiß symbolisch zu deuten, da der Verhüllte statt des Pferdes ein seltsames Seethier unter sich hat; er soll wohl über eine Art von Acheron sezen, ehe er in die Unterwelt gelangt. So weit dürfen wir gehen, ohne die aus Griechischem und Tuskischem Glauben gemischten Acheruntici libri, welche die Tusker ihrem Propheten Tages zuschrieben, vor uns zu haben. Unser Verf. aber, der alle Träume Baillys und Dupuis aufnimmt und zur Erklärung Etruskischer Denkmäler anwendet, lehrt: die balæna, welche den Verhüllten trägt, bedeute das Frühlingsæquinocmium, dessen Paranatellon sie sey: dieß Æquinocmium sey aber die große Pforte zu dem Seelenwege längs des Zodiacus. Aber wo ist nur die geringste Spur, daß diese späte Ansicht von der Wanderung der Seelen im Zodiacus den Tus kern irgend bekannt gewesen sey? Der Ref. müßte eine große Zahl von Erklärungen durchgehen, um dem Leser einen bestimmten Begriff von dem astronomisch-theologischen System zu geben, welches Herr Inghirami den Tus kern zuschreibt: aber in der That hat ihn das Bedauern über die unnütz aufgewandte Mühe und Gelehrsamkeit kaum dazu kommen lassen, nur einige der Erklärungen dieser Art genau durchzugehen. Dabey finden sich indeß immer manche gute Auseinandersetzungen und Bemerkungen des unter Etruskischen Denkmälern lebenden und seit langer Zeit damit beschäftigten Antiquars; nur ist es ziemlich mühsam sie hervorzusuchen. — Ueber die einzelnen Classen der Monumente wollen wir nur Einiges besonders merkwürdige hervorheben. Die Urnen oder Aschenkisten sind alle aus der Heimat des

Herausgebers, Volterra, genommen, wo besonders ein Landgut der Familie Franceschini viele Hypogäen mit schönen, bemahlten und zum Theil vergoldeten Urnen enthält; sie bestehen theils aus Tuff, theils aus dem Marmor der Gegend, selten aus gebrannter Erde. Daß die Urnen häufig Häuser darzustellen bestimmt sind, ist eine gewiß richtige Bemerkung Inghirami's, die giebelförmige Bedeckung, die an der Vorderseite abgebildeten Thüren, auch die Löwenköpfe, die daran sehr häufig, wie an antiken Pforten, vorkommen, deuten darauf. Die Vorstellungen zerfallen in die Classen, die U h d e n in den Schriften der Berliner Academie angegeben und im Einzelnen genau beschrieben hat; die Reisen sind gewiß immer Reisen in die Unterwelt, wie in den Fällen vollkommen deutlich ist, wo der gräßliche, mit Hammer oder Schwert bewaffnete Charon, wahrscheinlich eigentlich der Zusfische Unterweltsgott Mantus, den Todten begleitet. Ueberhaupt muß aber in dieser Classe von Monumenten, wie auch der Verf. richtig bemerkt, Alles in Reihen zusammengestellt und die minder vollständige Darstellung durch die ausgeführtere erklärt werden, wodurch auch erst die mythologische Bedeutung vieler Urnen-Reliefs hervortritt, und z. B., was eine gewöhnliche Belagerung schien, sich als der Kampf um Theben ergibt. Oft erweitern bekanntlich diese Zusfischen Graburnen das Reich der Griechischen Mythologie und Poesie: so ist auf Taf. 93 unverkennbar dargestellt: wie die todtwunden Brüder Orestes und Polyneikes vor die Altäre zweyer Erinyen geführt werden um als ihre Opfer zu sterben; der blinde Oedipus, der mit erhobener Hand eben den Fluch, die bekannten furchtbaren ἀράς, zu sprechen scheint, steht in der Mitte

des symmetrisch angelegten Bildwerks, hinter ihm, wie es scheint, Teiresias und Antigone. — Wir kommen zur zweyten Abtheilung, welche den Titel 'Mystische Spiegel' führt. So nennt nämlich Inghirami die bisher unter dem Namen der Pateren bekannten, auf einer Seite glatten auf der andern gewöhnlich mit einer eingegrabenen Linearzeichnung verzierten, und immer mit einem Stiel oder Handgriff versehenen bronzenen Scheiben, die man in ziemlicher Anzahl in Etruskischen Gräbern gefunden hat. Und in der That, Pateren zu heißen, haben diese *disci manubriati* gar kein Recht; Pateren haben nie besondere Handhaben, sie müssen nothwendig einen merklich vertieften Boden haben: was alles nicht auf diese Classe von Kunstwerken paßt. Gewiß sind es Spiegel, die gewöhnlich aus Bronze waren, und auf Reliefs, auf Vasengemälden und auf Grabsteinen von Frauen ganz in der Form dieser sogen. Pateren vorkommen. Auch bemerkt der Verf., daß die glatte, nicht die mit Zeichnungen versehene, Seite die Vorderseite war; die Verzierungen der Griffe beweisen dieß; auch sieht man an jener oft noch Spuren der alten Politur. Aber warum mystische Spiegel? Weil unter den Kinderspielen des Dionysos in einem angeblich Orphischen Gedicht Spiegel vorkommen, die die neuere Symbolik auf Selbstbetrachtungen gedeutet hat, und als eine mystische Hieroglyphe geistiger Beschaulichkeit ansieht? Aber gesetzt, es wäre dieß ein Gedanke jener ältern, vorherodotischen Orphiker: welchen Grund haben wir, diese Gedanken auf Etrurien überzutragen? Wird nun aber gegen die Annahme eines wirklichen Gebrauchs dieser Spiegel im Leben eingewandt, daß sie zum Theil etwas convex seyen: so scheint dieß doch dem

Ref. nicht viel zu entscheiden. Sie verkleinerten alsdann freylich ein wenig, was aber bey dem geringen Umfang dieser Spiegel recht nützlich seyn konnte; aus Plinius XXXIII, 45 sieht man, daß man dergleichen Spiegel im Alterthum hatte und *parmae Threcidiae* nannte: manche sind auch nur an dem äußersten Ende gebogen und sonst eben, manche ganz flach (s. Ser. II. tav. 5). Sind aber einige darunter, die durchaus nur zum Schein Spiegel seyn konnten: so hält Ref. dafür, daß sie dem Cultus weiblicher Gottheiten bestimmt waren, denen man in Italien gerade wie in Griechenland Spiegel vorhielt (*sunt quae speculum teneant*, Seneca bey Augustin C. D. VI, 10), wobey es auf ein genaues Bild nicht ankam: auch deutet die lateinische Inschrift eines solchen Spiegels: *P. Fronto Minervae D. D.* auf Gebrauch für den Dienst der Göttin. Nun kommen aber noch *Disci* der Art vor, welche durch eine tiefere Hölung der Vorderseite und durch vorspringende Stifte an derselben deutlich die Bestimmung an den Tag legen, eine Scheibe festzuhalten: hier ist es klar, wie auch Ingh. bemerkt, daß der Spiegel, der vielleicht von Silber war, hineingeschoben wurde: und zwar umgedreht, so lange man ihn nicht brauchte; von der rechten Seite, wenn er spiegeln sollte. Auch in Athen hat man neuerlich kreisförmige Spiegel mit Deckeln von entsprechender Form gefunden, die über die glatte Seite gelegt sie mit einem vorstehenden Rande umschlossen. Nach dem hier Gesagten ist auch von den auf der Rückseite dieser Spiegel eingegrabenen Zeichnungen keine Beziehung auf Mystereien u. dergl. zu erwarten; und alle hier in zwey starken Bänden dargelegten Deutungen dieser Bildwerke, die auf die Voraussetzung Aegyptisch: Orphischer Theologie

als des Gegenstandes dieser Bilder gegründet sind, müssen wir für so nichtig halten, daß wir uns auf die Bestreitung des Einzelnen gar nicht einlassen können. Allerdings springt der Unterschied der Gegenstände, die man zur Verzierung der Spiegel wählte, und der auf Sarkophagen behandelten Sujets von selbst in die Augen, aber er scheint uns auf eine andere Weise gerechtfertigt und erklärt werden zu müssen. Während nämlich die Sarkophagen von mythologischen Gegenständen den Raub der Kora, die Tödtung der Gorgo, Aktäons Zerfleischung, Laios Tod, Oedipus Blendung, Orestes und Polyneikes Kampf, Amphiaraios Niederfahrt in die Unterwelt, Kapaneus Hinabsturz von der Mauer, Drestes Muttermord und Verfolgung durch die Furien, mit einem Worte, die düstre, auf Tod und Unterwelt deutende Seite der Griechischen Mythologie darstellen: zeigen die Spiegel im geraden Gegensatz fast nichts als heitere und erfreuliche, mitunter üppige, Gegenstände: Bacchus Geburt, Zeus und Antiope's Umarmung, die Dioskuren mit dem Schwan der sie gezeugt, Menelaos Bewerbung um Helena, Helena zwischen ihren Brüdern, Meleagros Liebe zur Atalante, die drey Göttinnen vor Paris, Satyrn und Bacchantinnen, endlich allerley Badescenen: Gegenstände, wie die Durchstechung des Medusenkopfs, die Erlegung der Chimära, Minerva's Kampf mit einem Giganten sind verhältnißmäßig selten. In der Wahl dieser Sujets kann aber Ref. gar keine Beziehung auf bestimmte Götterdienste erblicken, wie man wohl früher die Paternen zum Bacchischen Cult bestimmt glaubte: er sieht darin nichts als die natürliche Neigung der Künstler, zur Verzierung von Spiegeln, besonders in einer Zeit, da die Nation schon sehr

verweicht, da auch das weibliche Geschlecht, besonders in den Handelsstädten, sehr verdorben war, Vorstellungen zu brauchen, die auf Liebe und Lebensgenuß deuten. Darum hält auch Ref. die unbekleidete geflügelte weibliche Figur, die auf so vielen Vatern vorkommt, für alles Andere eher als für eine Schicksalsgöttin oder Nemesis. Sehr dankenswerth ist die Zusammenstellung der Tafeln 72 bis 75, woraus man sieht, daß die Etrusker eine beliebte Zusammenstellung von zwey Figuren, wie hier des Herkules und Merkur, häufig so wiederholten, daß sie die Attribute wegließen, veränderten, neue mit großer Willkühr zufügten: wodurch die mythologische Geschichte in eine ganz bedeutungslose Zierat (mehr wollte man auch gewöhnlich nicht) übergeht. Darum kann auch hier die Deutung oft nur Reihenweise vorgenommen werden. — Der dritte Theil beginnt mit einem weitläufigen Ragionamento über die schweren Asse und Dupondien Volaterra's mit dem von einem Hute bedeckten, gemeiniglich Janus genannten, Doppelkopf, den der Verf. — nach Erörterung der Meinungen zahlloser Archäologen darüber — um des Hutes willen für einen Mercur erklärt. Die hernach mitgetheilten Bronzen und andere Metallarbeiten sind zum Theil sehr interessant, wie die drey Basrelieftafeln von Perugia mit Figuren des Herkules, der Juno Sospita und der sogenannten Spes (die jetzt meist für eine Venus erkannt wird) in einem altgriechischen Stil, welche wahrscheinlich den Fuß eines Candelabers (*λυχνεῖον Τυρρηνικόν* Athen. XV, 700 c.) bildeten; das von irgend einem Gefäß abgebrochene Relief, in dem Poseidon einen Heros (Laomedon nach Ingh.) mit Seeungeheuern und Meereswellen verfolgt; Bruchstücke von Peruginischen Reliefs in

sehr alterthümlichem Stil, welche einem Amazonenkampf angehören; dann die berühmten Etruscanischen Silbergefäße, endlich die bey Perugia gefundenen, zum Theil nach England verschleppten Bronzereliefs, welche zur Verzierung eines Wagens dienten, und besonders deutliche Beyspiele des alterthümlichen opus Tuscanicum sind. Leider verbreitet sich der Text zu diesen merkwürdigen Kunstdenkmälern meist über Sachen, die wenig oder gar nicht zur Erläuterung derselben dienen, über den Bacchischen Stier, die Vorstellung der Spes, den Babylonischen Dannes und Phöniciſchen Dagon u. dergl. m. Die vierte Serie bilden die Etruscanischen Gebäude. Der Verf. stellt hier zuerst die Nachrichten über die Tuscanische Tempel-Anlage und das Tuscanische Atrium zusammen, wobey er ganz den Ansichten von Marquez folgt: dann gibt er Beschreibungen der unterirdischen Grabmäler Etruriens, die zum Theil, wie die Cortonaischen, aus großen Steinblöcken construiert, zum Theil, wie bey Volterra, in den Fuff der Gegend eingehauen sind, auch finden wir Nachrichten von den überaus zahlreichen Hypogäen des alten Tarquinii, und den reichen Mahlereyen, mit denen sie ausgeschmückt sind, von denen wahrscheinlich die neuesten Nachgrabungen Kestners und Stackelbergs uns sehr interessante und merkwürdige Kunde bringen werden. Die mit viel Phantasie verzierten Friesse dieser Hypogäen, welche hier abgebildet sind, und von denen einige an die Ornamente des Schachhauses des Atrous erinnern, sind nach der Meinung des Ref. noch aus der Zeit des freyen Etruriens; die Schrift daran ist die ältere, und auf einem finden sich die Worte Chsi mulenike ziemlich eben so geschrieben, wie auf dem offenbar sehr

alten Steinrelief von Volterra, Ser. VI. tav. a. Sehr dankenswerth sind die hierauf folgenden, von Orioli mitgetheilten, Abbildungen und Beschreibungen der in senkrechte Felsenwände gehauenen Frontispice Etruskischer Gräber, von einfach alterthümlicher Gestalt, welche in mehreren Reihen Castel' d'Uffo (5 Miglien südwestlich von Viterbo; das alte castellum Axia in agro Tarquiniensi) umgeben; so wie der zu gleichem Zwecke dienenden Tempelfronten eines Dorischen, aber sehr frey und phantastisch behandelten Styls, bey Orchia (an 14 Miglien südwestl. von Viterbo). Der fünfte Theil, über die gemalten Gefäße, befriedigt vielleicht die Erwartung am wenigsten. Der Vf. stellt eine Menge Vasengemälde zusammen, wobey er, ungefähr in der neuerlich in diesen Blättern (1827 N^o. 9) erwähnten Manier Christie's, überall nur die Beziehung dieser Kunstwerke auf angebliche Mysterienlehren, astronomisch kosmogonischer Art, nachzuweisen bemüht ist, von welcher Deutungsweise uns doch endlich der wackere Millingen nebst Andern befreyt haben sollte. Meistentheils sind die mitgetheilten Vasenbilder bekannt: indeß erhalten wir Taf. 15 ein für die Mythologie von Olympia sehr wichtiges und überaus schönes Vasengemälde weit getreuer abgebildet, als wir es bisher hatten. Die schwierige Aufgabe, die in Etrurien gefundenen Vasen nach Technik und Zeichnung von den Griechischen einigermaßen zu scheiden, damit man sehen könnte, ob sie wirklich Etruskische Fabricate oder Griechische Handelswaare seyen, ist durch den Verf. ihrer Beantwortung wenig näher gebracht worden. Doch theilt er Taf. 55 N^o. 8 nach Schiassi ein Fragment vom höchsten Interesse mit, indem einer von einem Seeungeheuer getragenen Figur und

einem in die Muschel blasenden Triton, die in elegantem, Griechischem Styl gezeichnet sind, die Namen Alacea (vielleicht Galatea) und Triton in Etruskischer Schrift beygeschrieben sind, zum sichern Beweise, daß auch Vasen dieser Art in Etrurien selbst verfertigt wurden. Die sechste Abtheilung enthält die sehr zahlreichen Hülfstafeln, welche zum Theil Etruskische, zum Theil andere, zur Erklärung dienliche Kunstdenkmäler enthalten. Eine wesentliche Ergänzung liefern die hier dargestellten Steinbilder, da für diese das Werk keine besondere Abtheilung hat, obgleich sich unter ihnen manche recht alterthümliche finden, wie die auf Tafel A. C. D. E 1, auf Z 2 und P 5.

R. D. M.

L e i p z i g.

Entdeckung eines einfachen vom Herzen aus beschleunigten Blutkreislaufes in den Larven netzflüglicher Insecten, von Dr. C. G. Carus, Prof. an der chir.-med. Academie zu Dresden u. s. f. Mit drey Kupfertafeln. 1827. Verlag von Leop. Voss. 40 S. in gr. 4.

Der um vergleichende Anatomie durch originelle Ansichten, umfassende Beschreibungen und treffliche Abbildungen ungemein verdiente Herr Verfasser, erwirbt sich besonderen Dank durch Bekanntmachung seiner für die Physiologie der Insecten wichtigen Entdeckung eines Blutkreislaufes in den Larven netzflüglicher Insecten. Die Wichtigkeit derselben, welche bey dem Verf. zu Dresden treffliche Forscher augenscheinlich wahrnahmen, wird nunmehr jeder mit Anwendung des Mikroskops Vertrauter, mit Vergnügen leicht selbst wahrnehmen. Gegenwärtiges von dem

Verleger anständigst ausgestattetes Werk, enthält die Geschichte der Beobachtungen durch welche der Verfasser zur Ueberzeugung gelangte. 1. Bisherige Meinungen über das Blutgefäßsystem und den Blutlauf der Insecten. Seit Aristoteles war bis auf die neuesten Zeiten im Allgemeinen die herrschende Ansicht, *insecta carere sanguine*. Dem wackeren Malpighi, welcher das Rückengefäß in der Seidenraupe Herz genannt hatte, widersprach noch in unsern Tagen Marcel de Serres, so wie er auch Swammerdam's arterielle und venöse Gefäße zwischen Heuschreckeneiern für Täuschung erklärte. Lyonet und Blumenbach vermutheten das Rückengefäß habe eine nähere Beziehung zum Nervensysteme; Cuvier und Treviranus machten die Analogie desselben mit dem Herzen der Crustaceen, Würmer und Mollusken bemerklich; Comparetti, welcher einen vollkommenen Kreislauf in einer Fliege beschrieb, ward, wie der Verf. vermuthet, durch Verästelungen der Tracheen getäuscht. Meckeln, dem so richtig urtheilenden, zufolge, ist das Rückengefäß allerdings als Analogon des Herzens, obwohl zugleich als Bildungsorgan und Ausscheidungswerkzeug anzusehen; dieser Ansicht schloß sich auch der treffliche Herold ziemlich nahe an. Aber kein einziger Beobachter hatte eine Verbindung des Rückengefäßes mit dem allgemeinen Kreislaufe nachgewiesen. Außer der ersten wirklichen Beobachtung einer Blutströmung in Insectenlarven bey Baker'n und einer Andeutung von Nitsch, fand der Verfasser in einem Aufsatze von Gruithuisen, Stellen, welche Wahrnehmungen dieser Art kund gaben. Demnach darf also Herr Prof. Carus die Auffindung und Feststellung der Thatsachen, daß nur ein einziger, sehr einfacher, nur ge-

wisse Theile des Leibes berührender und durch das Herz strömender Kreislauf eines gekörnten Blutes in den Insectenlarven vorkomme, als sein Eigenthum als seine Entdeckung, mit allem Fug und Rechte ansehen. — II. Beobachtungen über den Blutkreislauf bey Libellen und Ephemerenlarven. Im August des Jahres 1826 kamen dem Verfasser in einigen der Elbe nahen Sümpfen, die Larven der kleinen blauen Libelle, *Agria puella*, Kösel J. B. II. Theil und Neaumur Vol. VI. in die Hände. Gleich bey dem ersten, auf den Glasschieber des Mikroskops gebrachten Thiere, sah er bey einer Vergrößerung von 60 Mahl im Durchmesser, in den drey zarten, fliemenartigen Schwanzblättchen, den ganz einfachen, unverästelten Umtrieb von durchsichtigen Blutkörnern, innerhalb einer durchsichtigen Bahn, welche die aus Tracheenstämmen gebildete Mittelrippe des Blattes umgab. In dieser Bahn kreisen die Blutkörner an der Bauchseite ausströmend oder arteriell, an der Rückseite rückströmend oder venös. Der Strom selbst biegt am Ende der Bahn deutlich um. Die Grenzen der Bahn sind nicht scharf und noch weniger durch erkennbare Gefäßwände gegeben, sondern das Blut kreist zwischen festerer Thiersubstanz unmittelbar, gerade so wie bey allen Embryonen höherer Thiere, bey Fischembryonen und in der ersten *figura venosa* des Hühnerneyes. Die Blutkörner gleichen ihrer länglichen Gestalt nach fast Weizenkörnern, übertreffen an Größe bey weitem die Körner des menschlichen Blutes, und schwimmen in einer Flüssigkeit bald queer, bald der Länge des Stromes nach, bald schief. Bey frischen, gesunden Thieren erfolgt die Fortbewegung in ununterbrochenem Zuge, jedoch, was sehr wichtig ist, da es

den Einfluß der Pulsationen des Rückengefäßes darthut, deutlich in stoßweise verstärkter Geschwindigkeit nicht bloß in den arteriellen sondern auch in den venösen Stämmen. Fangen die Larven an, sich mehr auszubilden und ihre Flügel sich zu entwickeln, so wird der Kreislauf in diesen Schwanzblättchen sichtlich schwächer und erlischt endlich ganz. Dafür tritt nun in den Flügelblättchen ganz auf dieselbe Weise, wie in den Schwanzblättchen das schönste Phänomen eines deutlichen Kreislaufes hervor, gleichend ganz den Blutströmen in den Kiemen von Fischembryonen oder Frosch- und Salamanderlarven. Nimmt man hinzu, daß auch dieser Strom in den Flügelblättchen schwächer wird und endlich aufhört, und daß man im vollkommenen Insect gar nichts mehr davon gewahrt wird, so könne man nicht umhin, mit Oken den Flügel hier als wahre vertrocknete Kieme zu erkennen. Höchst merkwürdig sey 1) daß die Schwanzkiemenblättchen und die Flügelkiemendecken (oder Bauch- und Brustkiemen) hier schon eben so einander in der Function folgten, wie im Menschen Bauchathmung (durch Allantois und Nabelgefäße im Fötus) und Brustathmung (durch die Lungen im gebornen Menschen). 2) Daß hier allerdings ein Kiemenapparat neben einem Tracheensysteme bestehe, und Marcel de Serres's Satz von Unverträglichkeit eines Kreislaufes und Tracheensystems hinreichend widerlegt werde. In den Larven von *Sembris viridis* Fabr. bemerkte Hr. C. nicht nur ähnliche Erscheinungen, sondern auch die pulsierende Rückenader und an deren unterem Ende eine Stelle, als eigentliches Herz, und konnte somit zuerst einen mit der Rückenader in Verbindung stehenden, sehr einfachen, Kreislauf wirklich nachweisen. Die Larven der *Ephemera vulgata* scheinen sich am meisten zur Wahrnehmung aller wichtigen Erscheinun-

gen dieses Kreislaufes zu eignen. Am deutlichsten zeigt sich in ihnen die Blutbewegung in den drey letzten Ringen des Hinterleibes, doch auch in den Schwanzspitzen der Oberschenkelglieder und auch im Kopfe, namentlich in den Wurzeln der Antennen. In den Kiemenblättchen aber konnte Hr. C. niemals eine Spur derselben entdecken. Auf dem neunten Hinterleibsringe gehen die abwärts fließenden Seitenströme, durch eine Umbiegung, wieder deutlich in das pulsierende Herz über, und von nun an richtet sich der Blutstrom wieder gegen den Kopf vorwärts. Schneidet man eine Schwanzspitze durch, so wird das gekörnte Blut stoßweise hervorgetrieben, und geht durch Einwirkung der atmosphärischen Luft, aus der wasserhellen Beschaffenheit, in eine bestimmt apfelgrüne Färbung über. Nun folgen allgemeine Betrachtungen und Folgerungen. Als Urphänomen des Kreislaufes werden betrachtet das Umherkreisen der Reimkörner der Conserven, ferner als der allereinfachste Kreislauf im Thierreiche, die Rotationen des infusorienartigen Rudiments vom Schneckenembryo im Schneckeneye, als zweytes Phänomen, die Strömchen gekörnten, weißen Blutes in der Dotterhaut des bebrüteten Eyes, als drittes Phänomen, der neuentdeckte, vorhin beschriebene, einfache Kreislauf in den Insectenlarven. Sodann wird die allmähliche Vervollkommnung des Kreislaufes in den vollkommen entwickelten Insecten, aus einer Fülle von genauen Beobachtungen abstrahiert, geschildert, und am Schlusse noch die erfreuliche Nachricht vom Verf. mitgetheilt, daß er nun auch in den Larven von Wasserläufern *Hydrophilus* und *Ditiscus* die deutlichsten Blutströmungen wahrgenommen habe. Die netten Kupfertafeln machen alles aufs deutlichste anschaulich.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

89. Stück.

D e n 2. J u n i u s 1 8 2 8.

C a r l s r u h e.

Bey Müller: Dr. Herm. Fr. Kilian, Arzt am Post-Departement Sr. Russ. Kais. Majestät etc. Ueber den Kreislauf des Blutes im Kinde, welches noch nicht geathmet hat. Mit zehn lithograph. Tafeln. 1826. XXVII u. 220 S. in 4.

Welche Mängel der Physiologie überhaupt noch anleben, ist zu bekannt, als daß wir derselben auch nur mit einem Worte erwähnen sollten; noch mangelhafter ist aber die Lehre von der Natur und den Verrichtungen des Fötus, und unter diesen Functionen steht der Kreislauf des Blutes oben an, über den man am vielfältigsten hin und her gesprochen hat, und in Bezug dessen man demungeachtet zu keinem genügenden Resultat gelangt war. Den Grund hiervon aufzusuchen kann gegenwärtig unsere Sache nicht seyn, im Allgemeinen halten wir ihn aber auf der mangelhaften anatomischen Kenntniß der Circulationsorgane beruhend, und erinnern nur daran, wie der Eine in Bezug auf die Angabe des ma-

teruellen Verhältnisses dieser Theile den Andern zu widerlegen strebte. — Der Verf. begnügte sich nicht damit, auf die anatomischen Untersuchungen Anderer zu fußen, und so über die Function nachzudenken, sondern er untersuchte selbst, und hätte gewiß, so wenig als manche andere gute Physiologen, ohne die selbst angestellten Untersuchungen, sich seinem Ziele genähert. Wenn es uns erlaubt ist unser Urtheil über das Werk im Allgemeinen vor auszuschicken, so dürfen wir dasselbe wohl als ziemlich gelungen betrachten; der Vf. hat treu beobachtet, und aus den Beobachtungen richtig gefolgert. Dabey wäre dann aber zu wünschen gewesen, daß der Verf. sich kürzer oder gedrängter gefaßt, und vor Wiederholungen sich mehr in Acht genommen hätte; daß mehr Schriftsteller angeführt worden, und daß dafür bey dem Citieren selbst auf eine kürzere und bequemere Weise verfahren worden wäre. Nicht in den wesentlichen Puncten, aber wohl da, wo der Verf. sich in declamatorischer Darstellung gefällt, findet man mitunter Widersprüche, so z. B. S. 15: 'Seine (Hallers) Lehre über den Kreislauf des Bluts im Kinde ist jetzt allgemein angenommen und in allen Lehrbüchern verzeichnet', S. 30 aber finden wir für die verschiedenen Haupttheorien Auctoritäten und Lehrbücher angeführt, so daß es dem Verf. demnach (S. 31), wenn er nicht auf die mündlichen Mittheilungen junger, erst eben ausstudiert habender Aerzte hauptsächlich geachtet hätte, schwer gewesen wäre zu bestimmen, welche Lehre die meisten Anhänger in Deutschland besäße. Lächerlich klingt es aber, wenn der Verf. bey seiner Schrift nicht Neulinge in der Wissenschaft vor Augen gehabt haben will, sondern Männer, die hinlänglich im Fache bewandert sind, und die auch ohne nähere Hinweis

fung wissen, welches die Aorta, die Arteria pulmonalis, die Vena cava superior et inferior zc. sey (!!!). Hiernach scheint denn auch (S. 43) 'Ihre (der Dotterhaut) früheren etwas abweichenden Verhältnisse, als noch im Eyerstocke dem Ey (versteht sich, bey Vögeln) das Albumen fehlte, und die ganze Dotterkugel unmittelbar an der Eyschaale anlag, gehört nicht hierher' berechnet zu seyn, denn ein Neuling könnte allerdings hiernach wirklich meinen die Eyschale sey früher da, als das Eyweiß und würde schon in dem Eyerstocke gebildet.

Das Werk zerfällt zunächst in drey Abschnitte, von denen der erste als Einleitung hauptsächlich einen geschichtlichen Ueberblick über die Lehre vom Kreislauf bey'm Fötus enthält. Der zweythe enthält die Entwicklungsgeschichte des menschlichen Herzens, von seinem ersten Sichtbarwerden bis zum dritten bis vierten Monate der Schwangerschaft, und eigene (des Verf.) anatomische Untersuchungen über die Circulationsorgane im Fötus. — Nicht nur das menschliche Herz ist Gegenstand der Betrachtung, sondern auch auf die Bildung des Herzens im bebrüteten Eye wird Rücksicht genommen, und neben manchem, dem Verf. Eigenen, finden wir die bekannten Ansichten von Döllinger und Pander mitgetheilt. Trefflich sind in diesem Abschnitt die Einmündung der Vena cava inferior in das Herz, die Valvula Eustachii, die Valvula foraminis ovalis, das Foramen ovale, der Ductus arteriosus Botalli, die Arteriae pulmonales, die Vena umbilicalis und der Ductus venosus Arantii (bey Menschen), so wie das Herz im ungeborenen Kalbe nach des Verf. eigenen Untersuchungen abgehandelt. Wir gehen jedoch zum dritten Abschnitt, der den Kreislauf des Bluts

im Kinde, welches noch nicht geathmet hat, und seine Beziehung zum kindlichen Körper umfaßt, über. Nachdem hier zuerst die bekannten Lehren über den Kreislauf des Bluts im Fötus als unhaltbar dargestellt und widerlegt sind, stellt der Verf. folgende Corollarien aus dem zweyten Abschnitte auf:

1. Die Vena cava inferior öffnet sich nicht allein in den rechten Vorhof, sondern sie ergießt ihr Blut durch zwey, vollkommen isolierte Mündungen, durch eine rechte und eine linke, sowohl in das rechte als auch in das linke Atrium.
2. Anfänglich ist die linke Mündung oder der linke Ast der untern Hohlader viel größer, als der rechte; allmählich aber ändert sich das Verhältniß dergestalt, daß gegen das Ende des neunten Monats die rechte Mündung das bedeutendste Uebergewicht über die linke erlangt hat.
3. Die beiden wichtigen Klappen der beiden Vorhöfe, nämlich die Valvula Eustachii und die Valvula foraminis ovalis, sind der untern Hohlvene gehörende Gebilde und müssen als Duplificationen oder als Verlängerungen der Membrana intima dieses Gefäßes betrachtet werden.
4. Beide Klappen scheinen beynah zu gleicher Zeit zu entstehen, doch entwickelt sich die Valvula Eustachii schneller und vollkommner als die Valvula foram. oval.
5. Die V. Eust., welche größtentheils die rechte Oeffnung oder den rechten Ast der untern Hohlader im Atrio dextro bildet, hat die Bestimmung, die beiden in den rechten Vorhof gewaltsam hereinströmenden Blutstrahlen, nämlich den aus der obern und den aus der untern Hohlader kommenden, so aneinander vorbeizuleiten, daß sie sich in ihrer Bahn nicht gegenseitig stören und daß ihre Kraft dergestalt gebrochen werde, daß keine Hemmung in dem geregelten

Blutumlaufe eintreten könne, was ohne diese Vorrichtung ganz unvermeidlich gewesen wäre, indem sich dann die beiden Blutströme hätten treffen müssen, und das gleichzeitige Füllen beider Vorhöfe völlig unmöglich gemacht worden wäre.

6. Die Valv. foram. oval. oder die linke Hälfte der untern Hohlader ist, wie dieses aus der vergleichenden Anatomie sowohl, als wie auch aus der menschlichen erweislich ist, ein Gefäßast, der zwar sehr kurz ist, dessen Bildung aber über seine wahre Natur keinen Zweifel übrig läßt. Der Zweck dieser vermeintlichen Klappe ist es, das allmähliche Ausschließen der untern Hohlader aus dem linken Vorhofe zu bedingen und zu bewerkstelligen, und ihr gänzlichcs Uebertreten in den rechten zu befördern. Sie ist also eigentlich dasjenige Gebilde, welches beide Herzhälften zu ihrer Selbstständigkeit führt und hauptsächlich zur Entwicklung des rechten Herzens beyträgt.

7. Die Scheidewand der Vorhöfe ist von keinem Loche durchbohrt, und das Foram. ovale geht keineswegs durch die Scheidewand hindurch, sondern es geht hinter derselben hinweg, und die Scheidewand trägt nur durch einen Ausschnitt zu seiner Bildung bey.

8. Beide Vorhöfe stehen nicht in unmittelbarer, sondern nur in einer durch das Foram. ovale mittelbaren, von der Vena cava inferior bedingten Gemeinschaft und was Wolff hierüber gesagt hat, ist auf das Vollkommenste begründet. — 9. Das eyrunde Loch macht von seinem ersten Sichtbarwerden an, bis zur Reife der Frucht eine sehr deutliche und leicht zu erkennende theilweise Rotation um seine Achse, welche sich sogar noch nach der Geburt fortsetzt.

10. Das Foram. ovale ist seiner Bedeutung nach, die am Stamme der Hohlader gelegene Oeffnung des von dieser Vene abgehenden linken Hauptastes.

11. Es gibt im

Fötus noch keine Arteria pulmonalis, sondern die fälschlich mit diesem Namen belegte Arterie, sammt dem sogenannten Ductus arteriosus Botalli, sind ein und dasselbe fortlaufende Gebilde und der Ursprung eines sich in die untere Körperhälfte fortsetzenden Gefäßes, welches den Namen Aorta abdominalis zu tragen verdient, im Gegensatz der Aorta cerebrialis, welche aus dem linken Ventrikel entspringt. 12. Es findet im Fötus ein doppelter arterieller Kreislauf statt, und zwar einer aus der rechten Herzhälfte, ausschließlich durch die Aorta abdominalis, deren erste Zweige die Arteriae pulmonales sind, und ein zweyter, ebenfalls ganz abgesonderter, aus dem linken Herzen durch die Aorta cerebrialis. — 13. Es gibt keinen Grund, keine Lungencirculation im Fötus anzunehmen, ja im Gegentheile, es ist eine erweisliche Thatsache, daß die Lungen des Fötus sehr reichlich von Blut durchströmt sind, und daß, ceteris paribus, der Pulmonarblutfluß im Fötus eben so vollständig ist, als im Erwachsenen: doch hüte man sich den Verf. hier zu mißdeuten, indem er selbst recht gut die Physiologie vom Lungenblutlaufe im athmenden Menschen kennt. 14. Der Ductus venosus Arantii, welcher in dem Gefäßsysteme der Leber vollkommen das Analogon des sogenannten Ductus arteriosus Botalli ist, nur mit dem Unterschiede, daß jener dem Fötusalter vorausgeeilt zu seyn scheint, muß Zweifels ohne, als ganz und gar der Pfortader angehörend betrachtet werden, und hat nicht im geringsten seinen Ursprung der Vena umbilicalis zu verdanken. 15. Die Vena umbilicalis ober ergießt sich ganz vollständig und allein in den linken Ast der Vena portarum oder den Sinus venae portae. — Damit will der Verf. jedoch nicht leug-

nen, daß nicht in dem venösen Gange der größte Antheil Blutes der Nabelblutader angehöre, nur soll die bisher irrige Meinung über das wahre Ende der Vena umbilicalis dadurch berichtigt werden. — Die Ursache aber, warum vieles Blut aus der Nabelvene in den Ductus venosus überströmt, liegt darin, daß beide Gefäße beynahе in einerley Richtung verlaufen. — Und endlich 16. öffnet sich der Ductus venosus Arantii, genau genommen, nicht unmittelbar in die Vena cava inferior, sondern in diejenige der obern Lebervenen, welche unter allen Venen, die aus der Leber in die untere Hohlblutader gehen, am meisten links gelegen ist. Die Einmündung in diese Vene geschieht aber kurz vordem, ehe diese selbst in die Vena cava inferior sich einsetzt.

Diese Gründe sind es, die den Verf. bestimmen den Kreislauf des Blutes im Kinde, das noch nicht geathmet, hat folgendermaßen anzunehmen. Das Blut geht durch die Nabelvene (durch vena port. u. s. w.) in die cav. infer., wo es sich mit dem aus den untern Theilen des Körpers zurückgekehrten Blut vermischt und dann mit einem kräftigen Stoß zum Herzen tritt. Der zum Herzen getriebene starke Blutstrom theilt sich hier, gerade wo er sich in die ihm dargebotene Höhlung ergießen soll, vermittelst der bekannten Vorrichtung der untern Hohlvene in zwey Theile, von denen der eine unvermischt in die linke Herzkammer tritt, der andere aber zur Füllung der rechten beyträgt. Im linken Vorhof ist also ein Blutgemisch aus den Ven. pulm. und der Ven. cav. inf., im rechten hingegen ein Gemisch aus der Ven. cav. inf. und aus der Ven. cav. superior. Bey der nächsten Systole fließt dieses Blut in die entsprechenden

Kammern; aus diesen wird es ferner in die entsprechenden Arterien gestoßen. Das Blut, was (aus dem linken Ventrikel) in die Aorta gelangt, wird sammt und sonders durch die bekannten drey Zweige, welche in aufsteigender Richtung von der Aorta abgehen, der obern Körperhälfte zugeführt, ohne daß auch nur das Geringste in den absteigenden Theil der Aorta gelangt. Der rechte Ventrikel führt seine Blutmasse durch den dargebotenen großen Gefäßraum, welcher von der Art. pulmonalis und dem Duct. arteriosus Botalli gebildet wird einzig und allein in die absteigende Aorta und schießt keinen Tropfen Bluts in die Aorta ascendens. Hierauf fließt das Blut vom Herzen aus, einerseits durch die Aorta ascend. zum Kopf und die obern Extremitäten u. und kehrt durch die Vena cav. superior wieder zum Herzen zurück, andererseits aber durch die Aorta ascendens (mitteltst des Duct. art. Botalli) zum untern Theil des Körpers, und zugleich auch durch die Nabelarterie in die Placenta zurück, und wird durch die Vena cava inferior dem Herzen wiederum zugeleitet. —

Dieses sind die wichtigsten, auf den Vorgang der Circulation selbst Bezug habenden Punkte; die Corollarien, von denen manche dem Wf. eigen sind, überlassen wir unsern Lesern selbst zur Prüfung. Was den wirklichen Kreislauf aber anbetrifft, so theilt Ref. des Wf. Ansicht. Freylich ist diese Theorie nicht ganz neu, aber wohl durchgeführt und deutlich dargestellt. Daß die untere Hohlader in beide Vorkammern münde, war auch die Ansicht von C. F. Wolff, der aber leider von Aesten spricht, da er doch nur von Mündungen hätte sprechen sollen. Daß aber gewissermaßen zwey Aorten anzunehmen seyen, sagt schon Sabatier, nur nimmt dieser an, daß auch von der Aorta cerebralis aus, wenigstens ein geringer Theil des Blutes in die Aorta descendens übergehe. Und gerade dieses ist es, dem unser Wf. kräftig widerspricht, sein Grundsatz ist, daß zwey Aorten vorhanden seyen, und daß das Blut der einen mit dem der andern sich nicht mische. Treffliche Gründe, die der Wf. sowohl aus der Bildungsgeschichte der Circulationsorgane überhaupt, aus der pathologischen Anatomie u. s. w. aufstellt, vorzüglich aber der angeführte Versuch durch Injection lassen über des Verf. Ansicht kaum noch Zweifel obwalten.

Die beygefügteten Tafeln erläutern das Ganze, und auf Tafel 9 und 10 sind auch die von Ev. Home entdeckten Nerven in der Nabelschnur u. s. w. aus den Phil. transact dargestellt.

W.....d.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

90. 91. Stück.

Den 5. Junius 1828.

G ö t t i n g e n.

Im Dieterichschen Verlage: *Commentationes Societatis Regiae Scientiarum Gottingensis recentiores. Volumen VI. ad a. 1823 — 27.* Drey Alphabet und 3 Bogen in gr. Quart, mit 24 Kupfertafeln.

Die Vorrede des Ober-Medicinalraths Blumenbach enthält die Geschichte der K. Societät in den gedachten Jahren. Die Abhandlungen selbst sind nach den drey Classen geordnet, wobey hier nur auf die Anzeigen derselben in unsern Blättern verwiesen zu werden braucht.

Commentationes classis physicae:
I. Conradi de mania sine delirio (gel. Anz. 1824. S. 1321). II. Mende de hymene seu valvula vaginali (gel. Anz. 1826. S. 1337). III. Conradi de varia affectionum pulmonum, quae apoplexiae pulmonalis nomine signatae sunt, ratione (Ebendasselbst S. 1369). IV. Himly demonstratio hydrocephali hu-

mani memorabilis (gel. Anz. 1827. S. 681). V. Langenbeck de cerebro, aqua ingenti sacciforme distento, cum nondum perfecto conferendo (Ebendasselbst S. 481). VI. Schrader: Blumenbachia novum e Loasearum familia genus, adiectis observationibus supra nonnullis aliis rarioribus aut minus cognitis plantis (gel. Anz. 1825. S. 1705). VII. Blumenbach: nova pentas collectionis suae craniorum diversarum gentium, tanquam complementum priorum decadum (gel. Anz. 1826. S. 1201).

Commentationes classis mathematicae. I. Mayer: lex Mariotti ex principiis theoreticis deducta (gel. Anz. 1824. S. 1201). II. Gauss theoria residuorum biquadraticorum, Comm. I. (gel. Anz. 1825. S. 585). III. Ej. Supplementum theoriae combinationis observationum erroribus minimis abnoxiae (gel. Anz. 1826. S. 1521). IV. Ej. disquisitiones generales circa superficies curvas (gel. Anz. 1827. S. 1761).

Commentationes classis historicae et philologicae: I. Tychsen de numis Graecis et Barbaris in Bochara nuper repertis, inprimis numo Demetrii Indiae regis, cum observationibus super numo pro Antigoni Asiae regis habito (gel. Anz. 1823. S. 1073). II. Id. de origine ac fide antiquae Persarum historiae, qualis a scriptoribus orientalibus traditur, Comm. I. (gel. Anz. 1824. S. 1033). III. Ej. Comm. II. (gel. Anz. 1826. S. 521). IV. Heeren de fontibus Geographicorum Ptolemaei, tabularumque iis annexarum, num ii Graecae an vero Ty-

riae originis fuerint (gel. Anz. 1824. S. 1361). V. Eichhorn: marmora Palmyrena explicita (Ebendasselbst (S. 1873). VI. Müller de Phidiae vita Comm. I. (Ebendasselbst S. 1137). VII. Ej. Comm. II. (gel. Anz. 1825. S. 1025). VIII. Id. de signis olim in postico Parthenonis s. hecatompedi templi fastigio positis (gel. Anz. 1827. S. 281). IX. Sartorius de variis mercibus ab urbibus Germaniae septentrionalis s. Hanseaticis per secula XIII — XVI ex Russia evectis et occidentem meridiemque versus longius transportatis etc. (gel. Anz. 1825. S. 1273). X. de Hammer de Byzantinae historiae ultimis scriptoribus ex historia Osmanica elucidandis et corrigendis (wovon in diesen Blättern chestens Anzeige erfolgen wird); und XI. Tychsen memoria J. Godofr. Eichhorn (gel. Anz. 1827. S. 1161).

H e i d e l b e r g.

Bey Schwald: Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundriß, zum Gebrauche seiner Vorlesungen von Dr. Georg Wilhelm Friedr. Hegel, ordentl. Professor der Philosophie an der Universität zu Berlin. Zweyte Ausgabe. 1827. XXXII u. 544 S. in 8.

Von der Philosophie des Hn. Professors Hegel ist bis jetzt in diesen Blättern nur beyläufig die Rede gewesen. Unterdessen ist diese Philosophie dem Theile des Publicums, der sich für die abstracten Untersuchungen im Gebiete des menschlichen Wissens interessiert, so bekannt geworden, daß eine Anzeige des Inhalts eines Lehrbuches, in welchem die neue Lehre als ein Ganzes vor uns liegt, zu spät kommen würde. Nachdem

nun aber dieser Lehre auch schon im Conversations-Lexicon eine Ehrensäule errichtet worden ist, gibt uns die zweyte Auflage, in der das System noch mehr ausgebildet und abgerundet erscheint, eine besondere Veranlassung, mit der öffentlichen Anerkennung der ungemeynen Bestrebungen eines so tief forschenden Denkers nicht länger zurück zu bleiben; und da eine auf Gründlichkeit Anspruch machende Beurtheilung dieser Bestrebungen auf wenigen Blättern keinen Platz finden kann, so mag hier eine summarische Nachweisung der Verhältnisse der neuen Lehre zum Geiste unsers Zeitalters und zum letzten Ziele der philosophischen Forschungen die Stelle einer Recension vertreten. Vielleicht sollten wir uns dabey auch aller Fragen und Andeutungen enthalten, die einen Zweifel ausdrücken, nachdem, wie verlautet, ein begeisterter Schüler hat drucken lassen, daß der Stifter dieser Schule als ein Hercules der Vernunft die Schlangen der Skepsis 'wie Göttinger Würste' zerdrückt habe. Auch laufen Zweifel, die bey der Ansicht dieser Philosophie sich regen, Gefahr, unchristlich genannt zu werden, da die neue Lehre zugleich die allerchristlichste Philosophie seyn will, durch die das wahre Christenthum zum ersten Male 'als Wissenschaft' verständlich geworden. Wie dem auch sey; wir wenden uns sogleich zu der merkwürdigen polemischen Vorrede. Sie ist besonders gegen Hn. Professor Tholuck, ehemaligen Collegem des Hn. Hegel, jetzt in Halle, gerichtet, weil dieser gelehrte Theologe der Meinung ist, die Hegelsche Lehre von den göttlichen Dingen liege mit dem reinchristlichen Offenbarungsglauben im Streite, während eine andere Partey unter unsern neueren Theologen das alte Gebäude der christlichen Dogmatik auf dem Grund und Boden der He-

gelschen Philosophie umbauen zu müssen glaubt, und auch die Dreyeinigkeitslehre 'als Wissenschaft' a priori deduciert. Wir dürfen hier auf diesen Streit nicht eingehen. Aber in eben dieser Vorrede bezeichnet Hr. Professor Hegel mit Verehrung zwey Männer als diejenigen, deren Religionsphilosophie mit der seinigen in der Hauptsache übereinstimme, und diese beiden Männer sind — Jacob Böhme und Hr. Franz von Baader in München, der Jacob Böhme's Theosophie als wahrhaft katholische Religionsphilosophie commentiert hat. Damit soll nun nicht gemeint seyn, daß die Hegelsche Religionsphilosophie zum Katholicismus führen solle; aber man sieht, welchen Standpunct zur richtigen Ansicht seiner Lehre der Verf. selbst uns anweist, indem er selbst sich mit Jacob Böhme und Hn. von Baader in eine Reihe stellt. Mit Recht, sagt Hr. Hegel, werde 'dieser gewaltige Geist', Jacob Böhme, philosophus Teutonicus genannt. Eben so merkwürdig, wie diese Vorrede ist die Einleitung. Anstatt den unbefangenen Verstand stufenweise zum höchsten aller Begriffe hinaufzuführen, spricht Hr. Hegel schon auf der ersten Seite der Einleitung von Gott, und bedient sich dieses Wortes sogleich, als ob es sich so von selbst verstände, in einem Sinne, der doch außerhalb der Schule des Verfassers gar nicht als gültig anerkannt wird, und nur demjenigen klar werden kann, der sich in die Philosophie des Vfz. schon hinein studiert hat. Aber ein solches Auftreten des Systems wirkt sogleich von vorn herein ein feyerliches Licht auf alles, was folgen soll, und ergreift unvorbereitete fromme Gemüther, die in unsern Zeiten oft nicht recht wissen, woran ihre Frömmigkeit sich halten soll, und die sich nun vorläufig an das begeisterte Wort halten, als ob es in der

‘Wissenschaft’ gar keine andere Bedeutung haben könnte, als diejenige, die der Verf. ihm beylegt. Aber das Dunkel, in das diese Philosophie durch eigenmächtige Umstempelung bekannter Wörter sich einhüllt, nimmt bey jedem Schritte dergestalt zu, daß die Köpfe der Anfänger, denen doch die Wissenschaft ‘als Begriff’ einleuchtend gemacht werden soll, zuerst unnebelt werden müssen. Denn nachdem der Verf. ohne Erklärung des Begriffs sogleich von Gott gesprochen, spricht er nun auch von der, von ihm selbst so genannten ‘Idee’, mit der das ganze System steht und fällt, auf eine solche Weise, als ob diese Bedeutung, auf die am Ende auch alle gründliche Einwendungen gegen das System hinauslaufen, sich von selbst verstände, und als ob dieses Wort nicht in allen andern Schulen, selbst bey Plato und bey Kant, andere Bedeutungen hätte. Davon ist die natürliche Folge, daß die Schüler, die nicht schon im philosophischen Selbstdenken geübt sind, in demselben Grade, wie ihnen über die Begriffe des Lehrers ein Licht aufgeht, unempfänglicher werden für jede Einwendung, die aus einer andern Schule stammt, und daß sie, gerade so, wie weiland die Kantianer, denen es auch kein leichtes Stück Arbeit war, den Stifter ihrer Schule nur erst zu verstehen, auf jeden, der sich eine Einwendung erlaubt, als auf einen ‘bornierten Kopf’ herabsehen, der den Lehrer nicht verstanden habe. Aber die Zeit ist vorüber, da diese Art, sich auszusprechen, auch außerhalb der Schule Glück machen konnte. Eben so wenig, wie der Schüler durch die Einleitung dieser Encyclopädie einen klaren Begriff von dem erhält, was der Verf. Idee nennt, lernt er aus dieser Einleitung andere in ihr vorkommende Wörter verstehen, die durch die neue Schulsprache um-

gestempelt sind, z. B. das Wort Kategorie. Gleichwohl werden ihm sogleich und ohne Beweis mehrere Lehren vorgehalten, die von den neuen Bedeutungen dieser Wörter ausgehen, z. B. damit das religiöse Interesse nicht ruhe, daß 'Gott allein wahrhaft wirklich ist', und, um auch das moralische Interesse in Anspruch zu nehmen, daß ein ideales Sollen, das nicht mit dem wahrhaften Seyn im Grunde einerley ist, nur etwas Eingebildetes sey, indem das Wirkliche in seiner Absonderung von der 'Idee' kein Wirkliches mehr sey. Das deutet denn freylich schon auf die Lehre hin, daß das Wirkliche mit der vom Verf. sogenannten Idee einerley sey. Aber ehe der Schüler dieß begriffen hat, wird ihm sogleich in Beziehung auf diese 'Idee' die dem Verf. eigene Eintheilung der Philosophie vorgelegt, nämlich in Logik als 'Wissenschaft der Idee an und für sich', Naturphilosophie als 'Wissenschaft der Idee in ihrem Andersseyn', und Philosophie des Geistes als 'Wissenschaft der Idee, die aus ihrem Andersseyn in sich zurückkehrt.' Wir wünschen dem guten Kopfe Glück, der diese Eintheilung versteht, ehe er sich des ersten Theils, nämlich der Logik im Sinne des Verfassers, bemächtigt hat. Um eben diese neue Logik dreht sich denn aber auch das Hauptverdienst, das der Verfasser sich um die Begründung und Umbildung der Philosophie zu erwerben bemüht ist; und hierin kommt allerdings seine Lehre einem Bedürfnisse des Zeitalters entgegen. Die Philosophie des Herrn Schelling, zu deren eifrigsten Anhängern der Verfasser längst gehörte, mußte sich von allen Seiten vorwerfen lassen, daß sie den Verstand in einen schwärmerischen Anschauungs-Mysticismus versenke, und jeder andern Art von Schwärme-

ren, zu der das Zeitalter sich hin und her neigt, die Hand biete. Der Verfasser, noch bis diese Stunde ein Schellingianer, was das Wesen und die Resultate seiner Philosophie betrifft, glaubte doch endlich der Gegenpartey insofern beystimmen zu müssen, als diese Partey der Meinung war, daß die Begründung der Philosophie durch einen mystischen Anschauungsproceß keine wissenschaftliche Begründung sey. Diese Betrachtung, verbunden mit logischen Studien, erzeugte die neue Logik des Verfs. Der Scharfsinn, mit dem diese Logik durchgeführt ist, verdient Bewunderung. Aber man darf fragen, ob diese neue Logik nicht eine neue Sophistik sey, in welcher die mystische Anschauungslehre im Grunde nur umgeformt wird, durch Schlüsse, die von erschlichenen Vorderfäßen ausgehen, und den Mysticismus, den sie aus der Wissenschaft verschleuchen wollen, nur umschleyern; also ein dialectisches Blendwerk, in welchem an die Stelle der mystischen Anschauung eine Idee gesetzt wird, die im Grunde mit jener Anschauung einerley ist. Der Verfasser sagt ja selbst S. 75: 'Keines Anschauen ist ganz dasselbe, was reines Denken ist. Unglaublicherweise fängt nun diese neue Logik ohne Beweis mit einer Definition an, die das zu Beweisende und noch nicht einmal Erklärte schon als erklärt und bewiesen voraussetzt; denn die ersten Worte lauten: 'Die Logik ist die Wissenschaft der reinen Idee d. i. der Idee im abstracten Elemente des Denkens.' Noch immer keine Antwort auf die Frage, was denn diese Idee eigentlich sey. Aber durch das, was folgt, soll erklärt werden, was das Denken überhaupt ist, und wie der Begriff in der Abstraction sich verhalte zu dem 'concreten Gedanken.' Hier fangen die

Definitionen und die Schlüsse an, durch die erhärtet werden soll, die Wurzel des Denkens, genannt Idee, sey einerley mit dem wahren Seyn, und das Uwirkliche sey ein concreter und reeller Gedanke, der als einige und alleinige Urthätigkeit nicht nur der Urgrund alles individuellen Daseyns, Lebens und Denkens, also Gott, sondern auch als das einzige wahrhaft wirkliche Seyn in allen geistigen und materiellen Existenzen, die aber Formen des alleinigen Urseyns sind, sich offenbare im menschlichen Bewußtseyn durch die Idee in uns, indem wir erkennen, wie das Denken mit dem Seyn einerley ist. An die Stelle einer Prüfung dieser Lehre, die man nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche den pantheistischen beyzählt, mögen hier nur ein paar Andeutungen treten. Daß das Denken etwas Wirkliches ist, hat unsers Wissens noch kein Vernünftiger bezweifelt; es fragt sich nur, wie der allgemeine Begriff von Wirklichkeit begründet, und wie er verstanden seyn will. Um sich über diesen Punct zu verstehen, muß man die Bedeutung mehrerer Wörter, die der gemeine Sprachgebrauch durcheinander wirft, mit philosophischer Genauigkeit so zu bestimmen suchen, daß die Begriffe nicht unter einem Wortstreite erliegen. Also, was sollen die Wörter Seyn, Daseyn, Existenz, Wesen und Wirklichkeit eigentlich bedeuten? Nun höre man die Erklärungen bey dem Verfasser S. 91: 'Die logischen Bestimmungen des Seyns können als Definitionen des Absoluten, als die metaphysischen Definitionen Gottes angesehen werden.' S. 98: 'Das reine Seyn macht den Anfang, weil es sowohl reiner Gedanke, als das unbestimmte einfache Unmittelbare ist.' S. 99: 'Das reine Seyn ist nur die

reine Abstraction, woraus folgt, daß das Absolute das Nichts ist.' Dabey wird ange-
merkt, es erfordere keinen großen Aufwand von
Wiß, den Satz, daß Seyn und Nichtseyn das-
selbe ist, lächerlich zu machen. Weiter S. 105:
'Das Daseyn ist die Einheit des Seyns und
des Nichts in der Unmittelbarkeit dieser Bestim-
mungen.' S. 120: 'Das Wesen, als das durch
die Negativität seines selbst sich mit sich selbst
vermittelnde Seyn, ist die Beziehung auf sich
selbst nur, indem sie Beziehung auf Anderes ist,
was unmittelbar nur als ein Geseztes und Ver-
mitteltes ist. Das Absolute ist das Wesen.'
Endlich S. 129: 'Die Existenz ist die unmit-
telbare Einheit der Reflection in sich und die
Reflection in Anderes.' Wir sind gar nicht der
Meinung zu leugnen, daß ein tiefer Sinn in
diesen unerhörten Definitionen liegt, und daß sie
mit dem System des Verf. vollkommen über-
einstimmen. Aber muß nicht einem Jeden, der
in die neue Lehre noch nicht eingedrungen ist,
bey diesen Definitionen zu Muthen werden, als
ob er die Aurora von Jacob Böhme läse, den
freylich der Verf., wie wir oben sahen, sich selbst
zur Seite stellt? Und läßt sich erwarten, daß
eine solche Philosophie, die sich so in Jacob
Böhmes Manier ausspricht, auf die Köpfe derer,
die sie nicht schon ganz gefaßt haben (und unter
Hundertten, die in sie eindringen wollen, möchte
es kaum Einem gelingen) eine andere Wirkung
thun werde, als, diese Köpfe zu verdrehen, und
in ihnen die Einbildung zu erzeugen, daß sie
sich zum Standpuncte des absoluten Wissen er-
hoben haben, wenn ihnen die so schwer zu ver-
stehenden Definitionen mit ihrer neuen Termino-
logie wie wallende Nebel vorschweben? Gesezt
also auch, es wäre dem Verf. gelungen, das

bloß logische Seyn, daß nichts anders ist als Summation des Uebereinstimmenden in einem allgemeinen Begriffe, mit dem metaphysischen Seyn und dem Wesen der Dinge, wie man es schon in der Eleatischen Schule vor zweytausend Jahren versuchte, zu indifferenzieren, und zu beweisen, nach S. 155, 'der Begriff sey das Freye, als die für sich seyende Macht der Substanz', so ist doch unser Zeitalter nicht so weit von der Achtung klarer Begriffe zurückgekommen, daß es sich mit der vom Verf. gestifteten Schule noch lange vertragen könnte. Doch dem Zeitalter ist mehr an den Resultaten, als an der Form einer Philosophie gelegen. Wir wenden uns also zu diesen Resultaten, deren Inbegriff sich absoluter Idealismus nennt. Wir erwähnen zuerst der Naturphilosophie des Verfs., die im Wesentlichen mit der längst bekannten Schellingschen einerley ist, also auch nur bey der Classe von Physikern Eingang finden kann, die dieser Naturansicht schon gehuldigt hat. Aber diese Naturphilosophie hat unter den Händen des Verfassers, damit sie im Sinne der neuen Logik als Wissenschaft auftreten könne, den poetischen Anstrich verloren, durch den sie wenigstens als interessante Dichtung glänzte. Ob sie nun, aus einer blühenden Gestalt in ein Skelett verwandelt, die Naturforscher, die sich durch keine Dichtung in ihren Fortschritten auf dem sichern Wege der Erfahrung stören lassen wollen, mehr ansprechen, und ob sie für die Naturwissenschaften überhaupt ersprißlichere Folgen haben wird, müssen wir noch abwarten. Daß sie den physikalischen Lieblingsideen eines großen Dichters schmeichelt, dessen wissenschaftliche Bestrebungen nicht die Anerkennung gefunden haben, wie seine poetischen Werke, kann auf das Glück, das sie im

wissenschaftlichen Publicum zu machen sucht, keinen Einfluß haben. Vielleicht hat der Verfasser eben deswegen in seiner Encyclopädie diesen Theil seiner Lehre nächst der Logik, die das ganze System tragen soll, am ausführlichsten abgehandelt. Um in den dritten Theil des Systems, der, als Gegenstück zu der Naturphilosophie, den Titel Philosophie des Geistes führt, eindringen zu können, werden die Wißbegierigen, die vom Verfasser lernen wollen, sich zuerst wieder an eine neue Terminologie gewöhnen müssen. Denn der Verfasser unterscheidet subjectiven Geist, objectiven Geist und absoluten Geist. Die Lehre vom subjectiven Geiste theilt sich in Anthropologie, Phänomenologie und Psychologie, weit abweichend von der gewöhnlichen Bedeutung dieser Wörter. Auch sollen wir lernen, die natürliche Seele von der wirklichen Seele zu unterscheiden. Aber die feinen Bemerkungen, die in diese Philosophie des subjectiven Geistes verwebt sind, möchten wohl nicht hinreichen, der empirischen Psychologie oder psychischen Anthropologie, die wir für jetzt noch so zu nennen gewohnt sind, Abbruch zu thun und ihr das Ansehen zu entziehen, daß sie durch den ruhigen Beobachtungsg Geist trefflicher Forscher erhalten hat. Mehr könnte dem Zeitalter an der vom Verfasser so genannten Philosophie des objectiven Geistes gelegen seyn; denn unter diesem Titel erscheint bey ihm, was man sonst practische Philosophie nennt. Daß man hier auch in den Unterabtheilungen wieder eine neue Schulsprache einlernen muß, fällt ins Auge, sobald man bemerkt, daß die Wörter Moralität und Sittlichkeit bey dem Verfasser verschiedene Bedeutungen haben. Diese Bedeutungen zu verstehen, muß man von der Rechtslehre ausgehen, die der Verfasser

auch in einem besonderen Lehrbuche bearbeitet hat. Aber es kostet einige Mühe, ehe man gefaßt hat, in welchem Sinne der Verfasser (S. 446) sagen kann, das Recht sey 'die Realität als Daseyn des freyen Willens.' Nun ist seit einiger Zeit der gewöhnliche Gegensatz zwischen Naturrecht und Moral so vielen Anfechtungen ausgesetzt, und die Verhandlungen darüber sind so verwickelt geworden, daß eine durchgreifende Berichtigung der Mißverständnisse in diesem Theile der Philosophie wahres Bedürfnis geworden ist. Dem Kriege ein Ende zu machen, indifferenziert der Verfasser, nach seiner Weise, wie so vieles Andere, auch die Begriffe von Recht und Pflicht. Dasselbe, sagt er, was ein Recht ist, ist an sich auch eine Pflicht, und umgekehrt. Aber diese Ausgleichung des Naturrechts mit der Moral dreht sich bey ihm um die aus der Wolf'schen Schule abstammende Unterscheidung zwischen Dürfen und Sollen, nach der Wolf'schen Definition: Jus est id, quod fieri licet; officium id, quod fieri debet. Wer nun diese Erklärung des allgemeinen Rechtsbegriffes im Gegensatz mit dem Pflichtbegriffe verwirft, für den gelten auch nicht die vom Verfasser daraus gezogenen Folgen. Auf den Pflichtbegriff gründet sich nach dem Verfasser nicht die Sittlichkeit, sondern nur die Moralität. Durch die Lehre von der Sittlichkeit soll das Recht mit der Pflicht in völligen Einklang gebracht werden, und dieser Einklang soll erscheinen im Familienleben, in der bürgerlichen Gesellschaft und im Staate (denn der Verfasser unterscheidet auch zwischen Staat und bürgerlicher Gesellschaft). Nach dieser Anordnung liegen die Untersuchungen, die man sonst als all-

gemeine practische Philosophie, oder unter andern Titeln, dem Naturrecht und der Moral voranschickt, und durch die zuerst bestimmt werden soll, was in der menschlichen Natur die Sittlichkeit überhaupt ist, im Systeme des Verfassers zerstreuet. Von der moralischen Freyheit wird kurzweg gesagt (S. 456), diese Freyheit sey eine subjective, oder der Wille sey insofern moralisch frey, als diese Bestimmung innerlich als die seinige gesetzt wird; eine Erklärung, die auch der strengste Determinist unterschreiben kann. Das Weitere von der Freyheit kommt in andern Kapiteln vor, wo denn auch der Pflichtbegriff eine genauere Bestimmung findet und der Verfasser seinen Widerwillen gegen die Kantische Lehre von einem moralischen Sollen vernehmen läßt. Denn nach dem Verfasser muß auch das Sollen mit dem Seyn indifferenziert werden durch die Lehre: 'Alles Vernünftige ist wirklich und alles Wirkliche ist vernünftig.' Dieser Ausspruch, der in dieser Formel schon Manchen in Erstaunen gesetzt hat, sagt aber im Grunde nichts Anderes aus, als das bekannte: Da nichts in der Welt sich ereignen kann, als, was der göttlichen Weisheit gemäß ist, so ist auch insofern alles, was sich ereignet, vernünftig, nämlich der ewigen Vernunft gemäß. Aber eben so bekannt ist, daß auf diese religiöse Wahrheit kein Gesetz des moralischen Thuns und Lassens für endliche Wesen gegründet werden kann, wenn nicht auch Tugend und Laster indifferenziert werden sollen, was doch gar nicht des Verfassers Meinung ist. Was nun der Verfasser als Gesetz des vernünftigen Thuns und Lassens für uns Menschenkinder gelten läßt, muß man zusammenlesen aus seiner Lehre vom Familienleben,

von der bürgerlichen Gesellschaft und vom Staate, wo denn auch das Naturrecht wieder zur Sprache kommt, und dem Verfasser, nach seinen Rechtsbegriffen, nicht schwer fallen kann, zu beweisen, daß alles, was sich in der politischen Welt und im bürgerlichen Leben ereignet, wie es sich nach dem nothwendigen Laufe der Dinge, der von einer ewigen Vernunft ausgeht, nicht anders ereignen konnte, insofern auch von Rechtswegen sich ereignet, als es Wirkung eines moralischen Wohlwollens ist, das unter den Umständen, wie sie sich fügen, nach den Bedürfnissen des Familienlebens und der bürgerlichen Gesellschaft auf das allgemeine Beste gerichtet ist. Ein solches Resultat ist für die Praxis von vielumfassender Bedeutung. Doch vielleicht will es auch anders verstanden seyn. Besonders interessant wird es dadurch, daß der Verfasser diesen Theil seiner Lehre mit seiner Philosophie der Weltgeschichte in Verbindung bringt. — Aber diese Anzeige ist schon so lang geworden, daß die vom Verfasser so genannte Philosophie des absoluten Geistes, der Schlüsselstein in dem Baue der 'sich selbst begreifenden Wissenschaft', hier nur mit wenigen Worten berührt werden mag. Denn in dieser Lehre vom absoluten Geiste wird die Kunst mit der geoffenbarten Religion in eine solche Verbindung gebracht, daß beide in der Politik einander durchdringen, und ein letztes Wort über das Verhältniß der Philosophie zur Religion auf die Begründung des neuen Systems zurückweist. Der Stoff ist zu reichhaltig, um eine andere Beurtheilung, als eine ausführliche zu gestatten, bey der aber auch die christliche Theologie mitzureden hat. In Beziehung auf die

neue Terminologie bemerken wir nur noch, daß die Religionslehre des Verfassers durchaus nicht Pantheismus, sondern einzig wahrer Monotheismus heißen will; und allerdings ist jeder Pantheismus ein Monotheismus. Das Glück, dem das ganze System weiter entgegensteht, wird nun, nach der Ansicht des Referenten, zunächst von zwey Bedingungen abhängen; erstens, ob diese Philosophie lernen wird, ein Deutsch zu reden, das man auch außerhalb der Schule versteht; zweitens, ob nicht gegen sie ein neuer Aenesidemus auftreten wird, der sich getrauet, einleuchtend zu beweisen, daß dem Verfasser mit allem seinem Scharfsinn und Tiefsinn nichts weiter gelungen sey, als, durch willkürliche Bestimmungen der allgemeinen Begriffe vom Seyn und Denken das menschliche Wissen an eine Idee anzuknüpfen, die in dem Sinne, wie Er sich des Wortes bedient, ein durch dialectische Kunst umgebildetes Erzeugniß einer eccentricisch gewordenen, die Vernunft überflügelnden, aber auf dem Gipfel der Abstraction, in der das Etwas dem Nichts begegnet, in kühne Syllogismen sich einspinnenden Phantasie ist. Auf diese Art würde auch die, vom Verfasser selbst anerkannte Geistesverwandtschaft zwischen ihm und dem eben so tief denkenden, aber nicht so scharfsinnigen Jacob Böhme psychologisch deduciert werden können.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

92. Stück.

Den 7. Junius 1828.

P a r i s.

Chez Fariat Ainé et Antoine-Augustin Renouard, 1825: Histoire de l'expédition des Français à Saint Domingue, sous le consulat de Napoléon Bonaparte, par Antoine Métral; suivie des mémoires et notes d'Isaac Louverture, sur la même expédition et sur la vie de son père; ornée du portrait de Toussaint et d'une belle carte de Saint-Domingue. 348 Seiten in 8.

Die große französische Expedition nach St. Domingo, unternommen unter dem Consulate von Bonaparte, gehört zu den merkwürdigsten Episoden des großen Trauerspiels, das die französische Revolution und die gegen sie geführten Kriege geliefert haben. In der Politik finden wir nicht leicht ein Seitenstück von größerer Arglist, Bosheit und Intrigue, als sich die Handlungen des damaligen französischen Cabinetts darstellen; der auf dieser Insel gelieferte Kampf lehrt uns die meist so verachteten Africaner von einer

moralischen Seite kennen, die Achtung einflößt, und es wenigstens zweifelhaft macht, ob sie im Gefolge einer höhern Cultur es den Europäern in den Künsten und Wissenschaften, vorzüglich an Güte und Stärke des Characters, nicht gleich thun, oder sie wohl gar übertreffen möchten; der Militär wird hier neue Belege zu der Wahrheit finden, daß europäische Disciplin und Tactic nichts vermag, wo ein den Europäern ungewohntes Klima herrscht, und das Terrain die Anwendung der modernen Kriegskunst nicht gestattet; der Philosoph wird mit Bewunderung die Wirkung der Freyheitsliebe, erweckt durch die schändlichste Unterdrückung, wahrnehmen; unsere Blicke auf die Zukunft gerichtet, können wir die Besorgniß für das Schicksal der Europäer auf den westindischen Inseln nicht unterdrücken, wenn einst die zahlreiche Klasse der dortigen Slaven dem Beispiele ihrer Landsleute auf St. Domingo folgen sollten, und müssen, als Menschenfreunde den Bemühungen jener hochherzigen Nation einen segensreichen Erfolg wünschen, die mit so lebhaftem Eifer dahin strebt, das Schicksal der Slaven zu verbessern und dem schändlichen Slavenhandel ein Ende zu machen. — Ueber die Geschichte der so unglücklich geendigten französischen Expedition nach St. Domingo selbst, finden sich schon viele gute Quellen: *The history of Toussaint*, London; *Lettre de l'admiral Villaret du 21. Pluviose an 10*; *Reflections du Baron de Vastey*; *notes du Général Vincent*; *mémoires de Lacroix*; *lettres de Leclerc*, an 10; *correspondance de Toussaint*, an 10; *voyages de Descourtilz*; *correspondance de Christophe avec Leclerc*, u. v. a. Eines der interessantesten Actenstücke ist das dem angezeigten Werke angehängte *Memoir des Sohnes von*

Toussaint, Isaac Bouverture. — M. Metral, der außer dem angezeigten ein anderes Werk über Haiti herausgegeben hat: *de la littérature d'Haiti*, hat den Zeitpunkt des zwischen dem Könige von Frankreich und der Republik Haiti abgeschlossenen Vergleichs im J. 1825 für einen günstigen Augenblick gehalten, mit einer vollständigen Geschichte der oft erwähnten Expedition aufzutreten. Wenn seine Geschichte auch an sich keinen historischen Werth hätte, so bleibt dem Vf. doch das Verdienst, den Theil seiner Landsleute der eine gewaltsame Wiedereroberung von St. Domingo für möglich hielt, oder wohl gar die Ausfuhrung wünschte, mit dem geschlossenen Vergleiche auszuföhnen. M. Metral hat aber mehr als dieses geleistet; er hat aus den vorhandenen Quellen eine vollständige Geschichte geliefert, der man nur vorwerfen möchte, daß der Vf. die Schwarzen zu sehr auf Kosten seiner Landsleute erhebt. Toussaint, Christophe, Dessalines, Belier, Rancé und so viele andere Anführer der Schwarzen sind als Helden dargestellt, wie sie in der Iliade vorkommen, während das Gemälde von der Denkart und den Handlungsweisen eines Leclerc, eines Rochambeau und fast aller französischen Generale (mit Ausnahme des Generals Kerverseurs, der die Stadt St. Domingo eroberte und lange Zeit behauptete), die Theil an dieser Unternehmung hatten, alle menschlichen Gefühle empört. Beynahe scheint es uns, als sey es dem Vf. vorzüglich darauf angekommen, der Freyheit, nämlich nach den Begriffen der französischen Republik, das Wort zu reden.

Diese Geschichte selbst ist in vier Bücher abgetheilt. In dem ersten gibt der Verf. eine Beschreibung von der Insel St. Domingo, von ihrem Klima, ihren Einwohnern, ehe sie von Co-

lumbus entdeckt wurde, ihrer Eroberung durch die Spanier; dann von dem Ursprunge der dortigen französischen Colonie, den diese den berühmigten Flibustiers verdankt; von dem blühenden Zustande derselben, der unglücklichen Lage der dortigen Slaven, dem weichlichen wollüstigen Leben der europäischen Pflanzler und dem Ursprunge der zahlreichen Klasse der Farbigen, nebst den den letztern zugestandenen Gerechtsamen. Die französische Revolution nach St. Domingo verpflanzt, veranlaßt den Aufstand der Slaven. Jetzt erscheint Toussaint Louverture auf der Bühne. Er ist es der eine englische Armee vertreibt, und auf der Insel die Ruhe wiederherstellt. So große Verdienste erregen den Neid des ersten Consuls. Als der Ingenieur-Oberst Vincent ihm von St. Domingo das Project Toussaints, das den Schwarzen eine freye Verfassung und letzterm selbst auf Lebenszeit das Gouvernement der Insel zusicherte, überbrachte, verweigerte Bonaparte nicht nur die von Toussaint erbetene Ratification desselben; er erklärte ihn als einen Rebellen, und beschloß, gegen die Vorstellung des Oberst Vincent und vieler anderer Personen, die mit den Verhältnissen der Insel bekannt waren, diese durch eine Flotte und Armee wieder zu dem Zustande der Abhängigkeit von Frankreich, in welchem sie vor der französischen Revolution gewesen war, zurückzuführen. Der Verf. legt dem ersten Consul bey Fassung dieses Entschlusses, die geheime Ursache unter, sich vieler Officiere und Soldaten, deren er, nach dem am 1. Oct. 1801 mit England geschlossenen Frieden, nicht weiter bedurfte, und deren Anwesenheit in Frankreich ihm für seine Person und Absichten Gefahr gedroht hätte, auf eine ehrenvolle Art zu entledigen; er läßt ihn dem Minister Forfait, der ihm Vorstellungen gegen

die Expedition machte — wir wissen nicht auf welche Autorität — antworten: 'je dois éloigner de moi soixante mille hommes'; der Bf. will auch behaupten, Bonaparte habe gerade seinen Schwager Beclerc zum Anführer dieser Expedition ausgewählt, in Hoffnung, daß sie ihn eines Schwagers entledigen würde, den er nicht liebte, und den er, schon damals mit der stolzen Idee sich auf den französischen Thron zu setzen, beschäftigt, als einen unwürdigen Gemahl für seine Lieblingschwester Pauline angesehen habe. Wir finden aber nicht daß Bonaparte zu dieser Expedition Generale, oder Officiere aussuchte, denen er persönlich feind war, oder daß besondere Regimenter, die seinen Unwillen erregt hatten, dazu commandiert wurden. Die ganze Ausrüstung der Flotte und Armee, und die in der Folge nachgeschickten starken Verstärkungen, gaben im Gegentheile den vollständigsten Beweis, daß es Bonaparten mit der Eroberung von St. Domingo vollkommen Ernst war. Und, wenn wir die Wichtigkeit dieser Colonie erwägen, die allein mehr werth war, als alle Colonien, die Frankreich jemals besaß, wenn wir die Klagen und Bitten der aus St. Domingo vertriebenen Pflanzler in Erwägung ziehen, die das französische Gouvernement unaufhörlich bestürmten: und, wie alle Emigranten, durch falsche Nachrichten und eben so unrichtig entworfene Projecte, täuschten: so läßt es sich bey dem bekannten Character Bonaparte's leicht erklären, daß er die Nuße des allgemeinen Friedens benutzen wollte, eine so schätzbare Colonie wieder mit Frankreich zu vereinigen, von der er voraussehen konnte, daß sie, wenn die Schwarzen die Oberhand behielten, auf immer verloren war. Daß sich Bonaparte, der die französischen Truppen für unüberwindlich

hielt, über die Möglichkeit eines glücklichen Erfolgs täuschte, verdient um so mehr eine Entschuldigung, als in unsern Tagen, unerachtet dem Schicksale der Unternehmungen der Engländer und Franzosen die Insel zu erobern, ein Project den Versuch zu erneuern, sogar in der französischen Kammer lebhaftes Theilnehmer gefunden hat. Ungereimt muß aber der von dem Vf. dem ersten Consul untergelegte Plan, sich der Person seines Schwagers durch die Ertheilung des Commandos der Expedition auf immer zu entledigen, erscheinen, wenn wir in Erwägung ziehen, daß er seiner Lieblingschwester Pauline verstattete, ihren Mann auf einer Unternehmung zu begleiten, die, nach des Vf. Ansichten nur das baldige Ende aller dabey Angestellten, bezielte. — Die französische Flotte war 60 Kriegsschiffe stark und führte 34,000 Mann Landtruppen mit sich, denen Toussaint nur 16000 Mann entgegenstellen konnte. Beclerc bemächtigte sich bald aller an der Seeküste belegenen Häfen und Städte, welche letztern aber von den Schwarzen, die Capstadt ausgenommen, verbrannt worden waren. Toussaint zog sich auf die Gebirge zurück. Dessalines und mehrere andere Chefs der Schwarzen — mit Ausnahme von Toussaint — begingen unerhörte Grausamkeiten gegen die europäischen Pflanzer, die von den Franzosen gegen die in ihre Hände gefallenen Schwarzen mit Wucher erwidert wurden.

Zweytes Buch. Bonaparte schickt zwey Söhne von Toussaint, die in der Militärschule in Frankreich erzogen wurden — worunter Isaac, der Vf. der hier abgedruckten Memoirs — mit Liebkosungen und Geschenken überhäuft, ihrem Vater zurück, dem sie einen schmeichelhaften Brief des ersten Consuls übringen. Toussaint zu klug, sich in die Falle locken zu lassen, setzt den Krieg fort,

und führt mit geringen Streitkräften, aber durch die Kenntniß des sehr gebirgigen Terrains begünstigt, und unterstützt von dem Muth, der Ausdauer und selbst der Kriegskunst seiner Officiere und Soldaten, gegen Veclerc einen Vertheidigungskrieg der vier Monate dauert, und von europäischen Militärs mit Aufmerksamkeit studiert zu werden verdient. Wir wissen diesem merkwürdigen Feldzuge aus der neueren Kriegsgeschichte, kein Seitenstück entgegen zu setzen, als etwa den Feldzug den Mina in Catalonien gegen die Franzosen 1824 führte. Wir finden einzelne Züge von tief entworfenen Plänen, die dem größten Feldherrn Europas zur Ehre gereichen würden, von großer Stärke des Geistes, auch von ungemeinem Heldensinn. Die französischen Intriguen haben Zwiespalt unter den Chefs der Schwarzen erzeugt; feste Plätze werden den Franzosen, ohne Vertheidigung zu leisten, übergeben; mehrere schwarze Generale gehen mit ihren Truppen zu Veclerc über. Schon schreibt dieser Siegesberichte nach Paris. Aber bald ändert sich die Scene. Toussaint concentriert seine ihm übrig gebliebenen Truppen in fast unzugängliche Stellungen. Von hieraus operiert er der französischen Armee in Flanke und Rücken, lockt sie in Hinterhalte, überfällt sie in ihren Cantonierungen, schneidet ihnen die Zufuhren ab. Der schlecht verschanzte Ort Crete a Pierrot widersteht den wiederholten Angriffen der Generale Debelle, Budet und Dugua. Selbst Veclerc an der Spitze von 12000 Franzosen belagert diesen Platz, dessen Hauptstärke in einem stark palisadierten Graben bestand, lange Zeit vergeblich. Als endlich der Commandant Lamartiniere keine Lebensmittel und Munition mehr hat, schlägt er sich glücklich mit seiner Garnison durch die französische Armee. Die Truppen der

Schwarzen, die zu den Franzosen übergegangen waren, weigern sich gegen ihre Landsleute zu fechten. Peclerc, der in allen einzelnen Gefechten unterliegt, ist gezwungen sich nach der Capstadt zurückzuziehen. Hier wird er von Toussaint eingeschlossen; eine Verstärkung die die französische Armee gerade in dieser Zeit aus Frankreich erhält, setzt den Peclerc jedoch in den Stand, Toussaint wieder in die Gebirge zurückzutreiben. Peclerc macht eine Proclamation von Bonaparte bekannt, die den Schwarzen die Freyheit und eine allgemeine Amnestie zusichert. Die ersten Unterfeldherren der Schwarzen Christopher und Dessalines lassen sich täuschen, sie unterwerfen sich. Auch Toussaint schließt, wiewohl ungern, seinen Frieden. Er zieht sich, auf jede Anstellung Verzicht leistend, auf sein Landgut in dem Thale von Ennery zurück, ohne ferner Antheil an öffentlichen Geschäften zu nehmen.

Drittes Buch. Dieser Friede kam für die französische Armee sehr erwünscht. Längst schon hatte das Klima angefangen, seine schädliche Wirkung auf sie zu äußern, bald nahm diese gänzlich die Oberhand. Eine Krankheit, die verheerender gewesen zu seyn scheint, als selbst die Pest, verbreitete sich mit einer weder durch Sorgfalt noch durch angewandte ärztliche Hülfe aufzuhaltenden Heftigkeit in der Landarmee und auch auf der Flotte. Der Vf. schildert mit einer Beredsamkeit, die an jene berühmte Schilderung der Pest im alten Athen erinnert, die schrecklichen Symptome dieser Krankheit. Interessant ist uns in diesem schrecklichen Gemälde ganz den dem französischen Nationalcharacter so eigenthümlichen Leichtsinne zu erblicken. Als die Ansteckung dieser Pest den höchsten Gipfel erreicht hatte, überließen sich die französischen Officiere und Soldaten allen den

tollen Leidenschaften, die sonst durch Gesetze und Sitten ihre Schranken finden. Gehorsam und Disciplin hören auf. Einige übergeben sich dem Trunke, andere dem Spiel, noch andere der Wollust; lustig und zügellos wollten alle die wenigen Tage ihres Daseyns genießen, unbekümmert ob dieser Genuß ihr Ende um so gewisser, oder doch wenigstens um so schneller und oft schmerzhafter herbeiführe. Musik, Tanz, Bachanalien, unmäßiger Ausbruch der Freude, erscholl überall unter dem Gewimmel und Aechzen der Kranken u. Sterbenden. Was in dieses abschreckende Gemälde noch einige Abwechslung bringt, ist die Schilderung von der Lebensweise der Madame Peclerc, Schwester des ersten Consuls. 'Pauline n'abandonnait point ses moeurs voluptueuses, dans le sein de cette grande calamité; pour respirer un air moins infecté par la maladie, elle habitait une maison de campagne, sur le penchant d'une colline riante, qui dominait la mer; elle y vivait dans le luxe, la mollesse et le plaisir; elle voyait mourir autour d'elle des officiers, des capitaines et des généraux dont elle avait recueilli les hommages. Mais elle éloignait avec soin tout chagrin de son ame, par des images douces et tendres. Tantôt elle se faisait porter en palanquin comme une reine, dans les sites les plus beaux. Là, elle demeurait des heures entières à contempler le spectacle de la mer, et ses rivages délicieux; tantôt elle s'enfonçait dans des bocages odoriférans; tantôt elle allait sur cette même mer, faire des promenades où elle se faisait accompagner par des courtisans, des bouffons et des musiciens, comme pour figurer Vénus

sortant de l'onde. Mais ce qu'il eut de plus remarquable, c'est qu'elle s'appliquait à braver la maladie par des fêtes, où elle appelait sur ses pas, la danse, la musique, le plaisir, et la volupté; mais autour de ses fêtes et dans ces fêtes, la mort promenait ses torches funestes. Les bals, qu'elle ne descontinua pas à donner, ne furent plus qu'un rendez-vous du cercueil. La veille on dansait, le lendemain on mourait. Mais comme une autre Cléopâtre, elle transformait avec un air magique ces images funestes en images voluptueuses. Ce sont nos derniers momens, disait-elle, passons les dans la joye, la danse et les divertissemens.' Diese schreckliche Krankheit (wovon Gilbert, médecin de l'armée de l'expédition, eine ausführliche Beschreibung geliefert hat) kostete den Franzosen 14 Generale mit beynahe allen Officieren ihres Generalstaabes, 1500 Land- und See-Officiere, 20,000 Soldaten, 9000 Matrosen und 3000 Franzosen, die im Gefolge der Armee, oder als Handelsleute nach St. Domingo gekommen waren; 700 französische Aerzte waren unter den Todten. Während dessen verhielten sich die Schwarzen, die mit so leichter Mühe die französische Armee in diesem schrecklichen Zustande hätten vernichten können, nicht nur ruhig, sondern bewachten die Kriegsschiffe und festen Plätze; sie leisteten den Kranken allen möglichen Beystand. Die Weiber der Schwarzen pflegten die Kranken in den Hospitälern mit unglaublicher Sorgfalt. Der Verf. behauptet, daß mehrere Officiere und Soldaten ihre Wiederherstellung dem Gebrauche von Mittein verdankten, die schwarze Weiber aus Africa mitgebracht hatten, und gegen die Meinung der europäischen

Aerzte mit gutem Erfolge anwandten. — Die Schwarzen hatten keinen Begriff, daß die Franzosen die ihnen so heilig gegebenen Versicherungen brechen könnten. — Anders Bonaparte. Kaum hatte er den mit Toussaint abgeschlossenen Frieden und die in der Armee ausgebrochene Krankheit erfahren, als er jenen zu brechen, und den erlittenen Verlust, durch Verstärkungen zu ersetzen bedacht war. Er glaubte alles gewonnen zu haben, wenn es ihm gelänge sich der Person des Toussaint zu bemächtigen. Leclerc beorderte diesen unter einem Vorwande nach der Capstadt zu kommen; auf seiner Hinreise ward er in Arrest gezogen, als Gefangener nach Frankreich geschickt, wo er sein Leben als solcher in dem Fort de Mous endigte. Obwohl Bonaparte auf der Insel St. Helena, nach Omearas Behauptung, als von dem Tode Toussaint's die Rede ward, ausrief: 'je n'avais pas d'intéret à faire mourir un misérable nègre!' so lassen doch die von dem Verf. angeführten Thatsachen keinen Zweifel übrig, daß Toussaint keines natürlichen Todes starb. — Leclerc suchte vermittelst einer Proclamation sein Verfahren gegen Toussaint, durch eine angebliche Verrätheren desselben zu rechtfertigen. Die Fabel war zu schlecht ausgedacht, als daß sie Glauben gefunden hätte. Die Wegführung Toussaints ward das Signal zu einem Aufstande der Schwarzen, der sich bald auf mehrere Punkte verbreitete und der geschwächten französischen Armee Verderben drohete. Bald ward Christoph der Anführer der Schwarzen. Leclerc, der sich mit den Trümmern seiner Armee eingeschlossen fand, starb am 1. November 1802 aus Sorgen und Verdruß. Pauline tröstete sich bald über den Verlust ihres Mannes, indem sie den schönsten der französischen Gene-

râle, Humbert, zu ihrem Begleiter nach Frankreich aussuchte.

Viertes Buch. Rochambeau folgt dem Veclerc im Commando; er war ein besserer Militâr als sein Vorgänger, hatte aber sehr verdorbene Sitten und war höchst grausam. Mit den Verstärkungen die ihm Bonaparte schickte, glückte es ihm, die Schwarzen zurückzuschlagen und mehrere Städte unter seinen Gehorsam zu bringen. Er glaubte durch das Schreckenssystem den Aufstand zu unterdrücken. Seine Grausamkeiten gegen die in seine Gewalt gekommenen Schwarzen übertreffen selbst diejenigen, deren sich einst Alba schuldig machte. Aber sein Verfahren reizt die Schwarzen nur noch mehr zu Empörungen und Rache. Ein Aufstand der sich über den größten Theil der Insel verbreitet, zwingt die Franzosen bald sich in einige Städte an den Küsten zurückzuziehen. Unterdessen ist der Krieg zwischen England und Frankreich aufs neue ausgebrochen. Rochambeau kann von Frankreich nicht auf Hülfe rechnen. Die Engländer blockieren ihn zur See, und leisten den Schwarzen Beystand; er ist gezwungen mit dem Reste der einst so starken und stolzen französischen Armee die Insel, mit Ausnahme der Stadt und des Districts von St. Domingo zu räumen, aber nur um als Kriegsgefangener in englische Hände zu fallen. In den englischen Gefängnissen schmachteten die französischen Krieger, die in Deutschland, Italien und Aegypten so viele Siege erfochten hatten, vom November 1803 bis 1814; wenige nur hatten das Glück gehabt, bey ihrem Abzuge von St. Domingo der Wachsamkeit der englischen Schiffe zu entgehen. — Als Toussaint auf eine so ungerechte Weise auf St. Domingo

in Gefangenschaft gezogen ward, sagte er im prophetischen Geiste: 'en me renversant on a seulement abattu le tronc de l'arbre de la liberté des noirs, mais il repoussera, parce que ses racines sont nombreuses et profondes.' Und indem er an Bord des Schiffes gebracht, das ihn nach Frankreich führen sollte, seine letzten Blicke auf die Insel richtete, rief er aus: 'Je serai vengé par la justice du Ciel!'

P a r i s.

A la Galerie d'Antiquités Égyptiennes. Catalogue raisonné et historique des Antiquités découvertes en Égypte, par M. Jph. Passalacqua, de Trieste. Avec deux lithographies. 1826. 303 S. in 8.

Der Sammler dieses reichen ägyptischen Museums, welches dem Vernehmen nach eine Zierde von Berlin werden wird, hat bey seinen Nachforschungen in Aegypten, die besonders die Nekropolen betrafen, die sehr richtige Ansicht zum Grunde gelegt, daß es hauptsächlich darauf ankomme, bey einem jeden Gegenstand des Alterthums auch den Platz, für den er bestimmt gewesen, seine Stellung und Verbindung mit andern Gegenständen, genau kennen zu lernen, wenn unser Wissen von dem Leben des alten Volks, dem die Sache angehört, dadurch bedeutend gefördert werden soll. Dadurch glaubt er sich in den Stand gesetzt, manchen Gegenstand seiner Bestimmung und Bedeutung nach genauer, als bisher geschehen, angeben, und die verschiedenen Classen ägyptischer Antiquitäten si-

cherer von einander scheiden zu können. Er macht folgende Abtheilungen: Gegenstände des Cultus, des bürgerlichen und häuslichen Lebens, der Todtenbestattung. Letztere sind die zahlreichsten, aber auch in der zweyten Classe herrscht der größte Reichthum an den verschiedenartigsten Werkzeugen und Utensilien. Als eine gemischte Classe folgen die Manuscripte, welche keine Leichen-Rituale enthalten (die Leichen-Rituale gehören zur dritten Classe), so wie verschiedene Gegenstände von Holz, Stein, Bronze u. s. w. Ganz abgesondert wird das aufgezählt, was Herr Passalacqua in der von ihm am 4. December 1823 eröffneten Sepulcral-Kammer in der Nekropolis von Theben gefunden hat. Diese Kammer war eigentlich weder groß noch prächtig, sie maß nur 4 Fuß in der Höhe, $5\frac{1}{2}$ in der Breite, $9\frac{1}{2}$ in der Tiefe, aber sie hat ein besonderes Interesse dadurch erhalten, daß sie bis zu dieser Entdeckung völlig unerbrosen und unberührt geblieben war: ein Interesse, welches Herr Passalacqua den daraus gewonnenen Gegenständen dadurch bewahrt hat, daß er sie ganz in derselben Ordnung und Verbindung aufgestellt hat. Wir hoffen, daß diese Aufstellung auch in Berlin dieselbe bleiben wird. Zum großen Theil füllte die Kammer ein großer Sarg von Sycomor, in den zwey andere eingeschachtelt waren, deren innerster die Mumie enthielt; zu beiden Seiten befanden sich weibliche Figuren aus Sycomor, große, ehemals mit Milwasser gefüllte Krüge aus gebrannter Erde, einige Gebeine eines Ochsen, einige große irdene Schüsseln, zwey hölzerne Stäbe und — was das merkwürdigste in diesem Grabe ist, zwey Barken aus Sycomor geschnitten und mit bemahlten Figürchen besetzt,

welche auf der einen die transportierte Mumie, leidtragende Frauen, Priester, von denen einer einen Stier opfert, und einige wenige Schiffsleute (die Barke war dazu eingerichtet an Seilen gezogen zu werden) vorstellen, während die andere, welche sich durch Seegel und Ruder fortbewegt, die gesammte dazu gehörige Mannschaft trägt. An diesen Barken, welche als ziemlich genaue Modelle verschiedener Arten der Nil-Baris dienen können, ist in der That Alles interessant, und die genaue Beschreibung, welche dieser Catalog davon gibt, sehr dankenswerth. — Auf den Catalog der Sammlung, welcher den ersten Theil dieses Werks bildet, folgen Noten und historische Observationen, die Herr Passalacqua bey seinen Nachforschungen in den Gräbern gemacht. Sie enthalten viele interessante und bisher unbekannte Nachrichten über das Ensemble der Mumien, der ihnen beygegebenen Zierden und Geräthe, Sarcophagen ic. Sehr lebhaft schildert der Verfasser die Schönheit einer weiblichen Mumie, welche mit sehr reichem Schmucke und ziemlich in der Stellung der Mediceischen Venus bestattet worden war. Die Geschichte der Verschüttung und Rettung der vier Araber ist durch andere Blätter hinlänglich bekannt geworden. — Der dritte Theil der vorliegenden Schrift enthält wissenschaftliche Mittheilungen, welche sich Herr Passalacqua von Gelehrten der verschiedensten Fächer verschafft hat, und welche die scientificische Bestimmung und gelehrte Benutzung der gesammelten Gegenstände bezwecken. Der griechische Empfehlungsbrief des Timoxenos an den Moschion von einem Papyrus der Sammlung, welchen Petronne erläutert, erschien in einem besondern **Extrait**

schon vor diesem Cataloge. Einige andere beschriebene Papyrusstreifen, welche zur Einwickelung einer Mumie gebraucht worden waren, enthalten manche interessante Andeutungen (der οἰκονόμος τοῦ βασιλέως kommt öfter darauf vor), aber sind leider zu fragmentiert, als daß man viel daraus lernen könnte.

K. D. M.

W i e n.

Ben J. G. Heubner: Beschreibung der k. k. Sammlung ägyptischer Alterthümer von Anton von Steinbüchel, Director des k. k. Münz- und Antiken-Cabinetts. Mit zwey Kupfern. 1826. 81 S. in 12.

Eine kurzgefaßte Beschreibung der in dem genannten Antiken-Cabinett in fünf Zimmern aufgestellten ägyptischen Relieftafeln, Statuen, Büsten, Bronzen, Papyrus, Mumien und Mumien-Särge, Scarabäen, Holzfiguren u. dgl. mit einer Einleitung und erklärenden Bemerkungen, welche größtentheils zur Belehrung des die Sammlung besuchenden Publicums bestimmt sind. Doch sind auch hie und da Mittheilungen von Champollion oder eigene Bemerkungen des Verfassers eingemischt, welche gelehrten Werth haben. Referent freute sich, die Ansicht, daß die Scarabäen ein ägyptisches Geld gewesen seyen, auch hier durch die Stelle im Eryxias bestätigt zu finden. Vergl. diese Anzeigen 1827. S. 1557.

K. D. M.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

93. Stück.

Den 9. Junius 1828.

M a d r i d u n d B o n n.

Bey Eduard Weber: Berg-Ordnung für Neuspanien, welche in allen Theilen der vor- maligen Königl. Spanischen Besitzungen America's noch kraftbeständig ist. Aus dem Spanischen übersezt von Dr. Jacob Nöggerath, Königl. Preuß. Oberberggrath, ordentl. Prof. der Mine- ralog. an der Rhein-Universität, und Dr. Joh. Peter Pauls, Königl. Preuß. Regier. Rath zu Coblenz u. 1828. L u. 141 S. gr. 8.

Dieses Bergwerks-Gesetzbuch erscheint, so viel uns bekannt ist, jetzt zum erstenmal in deut- scher Sprache. Es ist den beiden Ober-Präsi- denten der Königl. Provinzen am Rhein und in Westphalen, Freyherrn von Ingersleben u. von Winke von den Herausgebern desselben gewidmet. Nach der Versicherung der Herren Uebersetzer S. V. führt die spanische Urschrift, die vor 45 Jahren zu Madrid sehr prachtvoll gedruckt erschien, den Titel: Reales ordenanzas para la direccion, régimen y gobierno del

importante cuerpo de la mineria de nueva-Espanna, y de su real tribunal general De orden de su magestad. Madrid. XXXV und 214 S. in Fol.; sie bemerken zugleich: das Original sey so selten geworden, daß es selbst in Spanien und Mexico nur zu sehr hohen Preisen verkauft würde. Der Hauptgrund, weshalb diese Uebersetzung, vorzüglich auf vielseitige persönliche Anregungen, von ihnen sey veranstaltet worden, sey der, daß mehrere Länder Europens, und namentlich auch Deutschland (wozu wir besonders die ansehnliche Gesellschaft, die unter dem Namen des südamericanischen Bergwerks = Verein in Elberfeld bekannt ist, vorzugsweise rechnen dürfen) an den bergmännischen Speculationen in Mexico einen sehr regen Antheil genommen hätten. Ref. ist mit der, S. VI. geäußerten Meinung der Herren Herausgeber völlig einverstanden, daß alle diejenigen, welche irgend ein mittel = oder unmittelbares Interesse bey solchen Bergwerks = Unternehmungen in der neuen Welt hätten, wünschen müßten, genau die Rechte zu kennen, welche dort, (da selbige, noch zur Zeit, in allen vormals spanischen Besizungen von America, volle Gesezskraft genießen sollen) für diesen großartigen Industriezweig gültig sind. Selbst für die vielen deutschen Bergwerks = Officianten in Mexico, würde durch diese Uebersetzung einem besonders dringenden Bedürfnisse abgeholfen.

Ref. hat das spanische Original dieses mineralogischen Bergwerk = Gesezbuches nie gesehen, ungeachtet die Existenz desselben ihm bekannt war; er kann also dasselbe mit der vorliegenden Uebersetzung weder vergleichen, noch beurtheilen; dagegen ist er aber mit den mannigfaltigen, oft sich häufenden Schwierigkeiten, welche die Uebersetzung eines Werks der Art, das so tief in ein

ganz abgeschlossenes technisches Gewerbe greift, genau vertraut. Um so mehr verdienen daher die Herren Uebersetzer, welche mit Recht über die Armuth der spanischen Wörterbücher in den Ausdrücken der Bergwerks- und Hüttenkunde klagen, welche ihre Arbeit dergestalt erschweret habe, daß es ihnen oft unmöglich gewesen sey, den richtigen, völlig erschöpfenden deutschen Ausdruck zur Bezeichnung von Begriffen und Sachen zu finden, die bey einer Verfassung und unter Verhältnissen vorkommen, die dem Festlande Europas in vielen Beziehungen ganz fremd sind, allen Dank der Deutschen, da sie einige gar nicht zu übersetzenden Ausdrücke der Ursprache, theils beybehalten, theils der Uebersetzung das bezügliche spanische Wort bisweilen beyzufügen, genöthiget waren. Ueberdem erkennen sie bey dieser Arbeit S. VII die freundschaftliche Belehrung und Aufklärung des Herrn F. von Gerolt sehr dankbar an, der aus der Fülle seiner eigenen, bey dem mexicanischen Bergwesen geschöpften Erfahrungen, sie in vielen Puncten theilnehmend unterstützt habe, ohne welche die vorliegende Verdeutschung ihnen fast unmöglich gewesen seyn würde. Bey einem so aufrichtigen als freymüthigen Geständnisse, und bey dem vorherrschenden, überall sichtbaren Streben, das Original, wenigstens den Geist desselben, möglichst genau in unserer Sprache wieder zu geben, hätte es der gelinden Winke, einer nachsichtigen Beurtheilung dieser Arbeit entgegen zu sehen, gewiß nicht bedurft, indem das vorliegende, sehr deutlich und allgemein verständlich geschriebene Gesetzbuch, sowohl dem deutschen Speculationsgeiste, als (S. VIII) unsern vielen Landsleuten in der neuen Welt, nützliche Dienste leisten, und die mühevollen Anstrengungen, welche die Herrn Herausgeber auf

dasſelbe verwandt haben, durch eine unfehlbar erfolgende ſehr günſtige Aufnahme gewiß reichlich belohnen wird. Wenden wir uns daher zur Berg = Ordnung an und für ſich, welcher S. IX ein Verzeichniß der darin gelegentlich vorkommenden ſpaniſch = mexicanischen Münzen, Maßen und Gewichte vorgeſetzt worden. (Es verſteht ſich jedoch hier von ſelbſt, daß in Anſehung der Münz = Valuta, nur von mexicanischer Währung die Rede ſeyn kann, ohne an die übrigen 7 Münzwerthe, die noch zur Zeit in Alt = Spanien den geſchlichen Verkehr der Geſellſchaft nicht ſelten verwirren, entfernt zu denken. Einige kleine Differenzen, wozu auch der Grad des Aequators gehört, der hier zu 26½ legua beſtimmt wird, da doch derſelbe, nach der Königl. Verordnung von 1766 zu 26¾ geſchliche Meilen feſtgeſetzt worden, übergehen wir ganz, indem ſie den Werth dieſer Arbeit entfernt nicht ſchmälern). S. XI — L folgt das Verzeichniß der Hauptgegenſtände, wovon in dieſer Berg = Ordnung (die in XIX Titel, jeder in beſondere §§ zerfällt) gehandelt wird. Dieß Verzeichniß liefert eine genaue Uebersicht des Inhalts der Titel überhaupt, und den eines jeden Paragraphen inſbeſondere, wozu immer auf die Seitenzahl des Buchs verwieſen wird; wir dürfen aber, der Kürze wegen, nur die Titelüberſchriften ausheben, aus welchen unſere Leſer ſich überzeugen werden, welche Vorſchriften in dieſem Geſchbuche enthalten ſind.

Zuvörderſt werden S. 1 — 4 die Berichte und Verfügungen, welche ſeit dem 24. December 1771 bis zum 26. Auguſt 1779 von dem Vicekönig von Neuſpanien, an ſeinen Herrn den König von Spanien in Europa, vor und nach ergangnen ſind, und daher, weil auch hierin der Kö-

nig spricht, der Abfassung und Genehmigung der Berg-Ordnung voran gehen, hier im Kurzen erwähnt, worauf demnächst das Gesetzbuch selbst folgt: S. 5 — 15. Tit. I. §. 1 — 28. Vom General-Bergwerks-Tribunal. S. 15 — 20. Tit. II. §. 1 — 16. Von den Richtern und Abgeordneten der Bergwerks-Districte. S. 21 — 37. Tit. III. §. 1 — 37. Von der Rechtspflege in Beziehung auf Bergwerke und Bergwerksbesitzer u. in erster, zweyter und dritter Instanz. S. 38 und 39. Tit. IV. §. 1 — 4. Wie es gehalten werden soll, wenn einer oder mehrere Richter abwesend sind u. und von den Recusationen in erster, zweyter und dritter Instanz. S. 40. Tit. V. §. 1 — 3. Von dem Rechte des Landesherrn auf das Eigenthum der Bergwerke; von Concession desselben an Private, und den Abgaben, die dafür zu entrichten sind. S. 41 — 50. Tit. VI. §. 1 — 22. Von der Art das Eigenthum der Gruben zu erwerben, von neuen Entdeckungen u. s. w. S. 51 — 53. Tit. VII. §. 1 — 6. Von Personen, welche Gruben entdecken, muthen und betreiben dürfen, und solchen, die es nicht dürfen. S. 53 — 59. Tit. VIII. §. 1 — 17. Von den Gruben-Maassen, den Uebersthaaren, und wie dieselben vermessen werden sollen. S. 60 — 68. Tit. IX. §. 1 — 18. Von der Art, wie bey der Aufnahme, dem Betrieb und dem Ausbaue der Bergwerke verfahren werden soll. S. 68 — 75. Tit. X. §. 1 — 17. Von der Wasserhaltung bey Bergwerken. S. 75 — 79. Tit. XI. §. 1 — 12. Von Gesell-

schäfts = Gruben. S. 79 — 89. Tit. XII. §. 1 — 21. Von den Arbeitern in den Gruben und Zugutmachungs = Anstalten. S. 89 — 98. Tit. XIII. §. 1 — 19. Wie man die Gruben mit Wasser und andern Lebensmitteln versehen soll. S. 98 — 103. Tit. XIV. §. 1 — 13. Von den Hütteneigenthümern und den Erz = Aufkäufern. S. 104 — 112. Tit. XV. §. 1 — 17. Von den Axiadoren der Bergwerke und den Silberhändlern. S. 112 — 120. Tit. XVI. §. 1 — 21. Von der Axiobank und ihren Fonds. S. 120 — 126. Tit. XVII. §. 1 — 11. Von den Sachverständigen für den Bergbau und die Zugutmachung der Erze. S. 126 — 133. Tit. XVIII. §. 1 — 19. Von der Erziehung und dem Unterrichte der Jünglinge, welche sich dem Bergwesen widmen, und den Mitteln, den Bergbau zu befördern. Zuletzt wird S. 134 — 141. Tit. XIX. in 13 §§. von den Vorrechten der Bergwerksbetreiber gehandelt, und darin gesetzliche Bestimmungen ertheilt, die, wie das ganze vorliegende Gesetzbuch, klare Vorschriften enthalten, wornach sich jeder Interessent und Theilnehmer der spanisch = americanischen Bergwerke, wie ihre Untergebenen, in allen Verhältnissen zu richten haben. Nach S. 141 ist diese Berg = Ordnung zu Aranjuez am 22. May 1783 vom Könige vollzogen worden. (Zu wünschen wäre es, daß die europäischen Speculanten in ihren Erwartungen, Hoffnungen und Wünschen, die Gewinnung der edlen Metalle in den vormals spanisch = americanischen Bergwerken betreffend, nicht in der Folge getäuscht werden mögen, wenn sie ihre Capitalien in den Grubenbau der neuen Welt stecken, wovon noch

zur Zeit, wie Ref. aus vor Kurzem erhaltenen gedruckten officiellen Berichten weiß, die Ausbeute bey weitem den erforderlichen Aufwand nicht deckt, den die Unternehmer, um das Werk nicht in stocken gerathen zu lassen, der sehr gesunkenen Einlage-Actien ungeachtet, als ein bedeutendes Deficit, durch neue Zuschüsse einzulegen, genöthiget sind.)

Uebrigens ist der ziemlich correcte Druck, wovon nur einige wenige Druckfehler S. 142 angezeigt sind, wie das, nach unserm Exemplar zu urtheilen, recht schöne Papier, dem innern Werthe dieses Werks in aller Hinsicht entsprechend.

B—s.

H a m e l n.

Der Hannoverische Schulfreund; eine Zeitschrift für Schulmänner, denen ihr Amt theuer ist, herausgegeben von Franz Georg Ferdinand Schläger, Senior Ministerii und Pastor Primar. zu Hameln. Ersten Jahrgangs erstes Heft. 1828. 96 S. in 8.

Der unermüdbare Eifer des Herrn Pastor Schläger für alles Gute, das er in seinem Kreise oder auch nur von seinem Kreise aus fördern konnte, hat sich schon längst und hat sich selbst an jedem der Dertter, an welche er versetzt wurde, zuerst auf das Fach der Schule und des Schulunterrichts hingewandt, weil er hier mit Recht am meisten und am segenvollsten wirken zu können glaubte. Von diesem Eifer angetrieben hat er dann auch die Besorgung der vorliegenden Zeitschrift übernommen, die zunächst für hannoverische Schulmänner und

Schulbehörden bestimmt, ein Central-Depot werden soll, in welches alle hannoversche Schulfreunde ihre Vorschläge und fromme Wünsche zur Verbesserung des Schulwesens und zur Hebung oder doch Verminderung der allgemeinen oder localen Gebrechen, an denen es noch hier und da leidet, niederlegen können. Wir halten es daher für Pflicht, wenigstens durch eine baldige Ankündigung des Unternehmens zu dem guten Zwecke mitzuwirken, und wir halten es um so mehr für Pflicht, da das Gedeihen und die Wirksamkeit des Unternehmens vorzüglich von den Beyträgen abhängen muß, mit denen man den Herausgeber unterstützen wird. Die meisten, welche dieß erste Heft enthält, sind sehr zweckmäßig ausgewählt. Nur an der Fassung und an der Form von einigen könnte man einen kleinen Anstoß nehmen, wie an dem polemischen Aufsatz S. 39 zu Vertheidigung der Ziffern- und Laut-Methode bey dem Unterricht im Singen und Lesen, und an der Confirmationsgeschichte S. 56. Doch dieß kann und muß zuweilen bey den lehrreichsten Aufsätzen vorkommen, in welchen ein höchst würdiger, aber im kunstfertigen Stile nicht geübter Schulmann die Schätze seiner Erfahrung mittheilen mag, und bey dem anziehenden Inhalt von einigen, wie z. B. bey der Biographie eines ausgezeichneten Schullehrers S. 82, worin sein Leben und Wirken mit einfacher Wahrheit beschrieben ist, wird man sich eines Anstoßes an der Form gar nicht bewußt werden.

G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

94. Stück.

D e n 12. J u n i u s 1828.

P r a g.

Reliquiae Haenkeanae, seu Descriptiones et Icones plantarum, quas in America meridionali et boreali, in insulis Philippinis et Merianis collegit Thaddaeus Haenke, Philosophiae Doctor, Phytographus Regis Hispaniae. Cura Musei Bohemici. Fasc. I. Cum tabulis 12. aeri incisis. 1825. XV u. 84 S. in Fol.

Wenige der jetzt lebenden Botaniker werden sich vielleicht noch einer, gegen Ausgang des verflossenen Jahrhunderts (1789) von der damaligen spanischen Regierung nach America veranstalteten Reise unter Malaspina erinnern, welcher ein junger geschickter Botaniker aus Böhmen, der Dr. Thadd. Haenke, als Königl. Phytograph, beygegeben wurde. Von dem Erfolge dieser, unter so günstigen Verhältnissen unternommenen Reise war man damals, öffentlichen Nachrichten zufolge, große Bereicherungen der Pflanzenkunde zu erwarten berechtigt. Wenn nun nach einer so langen Reihe von Jahren diese Erwar-

tungen nicht in Erfüllung gingen, so lag die Ursache davon weniger in dem guten Willen des Reisenden als vielmehr in dem Zusammentreffen ungünstiger Umstände und der damaligen politischen Verhältnisse, durch welche auch seine Rückkehr anfänglich verzögert, späterhin fast unmöglich gemacht wurde. Haenke theilte das Schicksal vieler Reisenden; er starb (1817) fern von seiner Heimath in dem Lande, dessen mannigfaltige Naturproducte eine Reihe Jahre der Gegenstand seines unermüdeten Forschens gewesen waren, ohne die Befriedigung zu haben, seine Entdeckungen dem Publico selbst vorlegen zu können. Wir halten uns daher dem Herrn Grafen von Sternberg sehr verpflichtet, daß er uns mit dem botanischen Nachlaß des Verstorbenen näher bekannt macht. Das Ganze besteht, nach des Herrn Grafen sehr lesenswerthem Vorberichte, aus 6 Kisten Pflanzen, welche Haenke auf seinen vielfachen Reisen, besonders durch Südamerika, so wie auf den Philippinen und Merianen sammelte, und schon in den ersten Jahren nach Prag schickte, wo sie gegenwärtig in dem dortigen Museo aufbewahrt werden. Der nicht unbedeutende Vorrath neuer Gewächse, welchen die Sammlung, ungeachtet der von andern Naturforschern in jenen Gegenden später gemachten Entdeckungen, enthält, läßt um so mehr den Verlust der übrigen Sendungen bedauern.

Die Bearbeitung ist von mehreren Botanikern nach den Familien übernommen. Dieses erste Heft faßt die bisher zur Kryptogamie gerechneten Gewächse in sich. Die Fungi, von Fr. Nees von Esenbeck beschrieben, enthalten nur *Polyporus sanguineus*, und eine neue Art der Gattung *Rhytisma* und *Actidium* Fr., von welcher letzterer die erste Tafel eine sehr gute

Vorstellung gibt. Zahlreicher sind die von Flörke abgehandelten Lichenen. Unter ihnen einige, bisher noch unbekannte Arten, nebst berichtenden Bemerkungen zu mehreren der bekannten. Noch zahlreicher erscheinen die von Agardh aufgezählten Algen, nach den bekannten Sectionen: Fucoideae, Florideae, Ulvaceae und Conser-vaceae. Die meisten sind aus des Vf. Species Algarum bekannt. Von Moosen erwähnt Hornschuch nur *Mnium palustre* und *Hypnum spiniforme*. Die am reichsten ausgestattete und von C. B. Presl bearbeitete Familie sind die Farnkräuter, mit den ihnen verwandten Gewächsen, deren Beschreibung den bey weitem größern Theil dieses Heftes ausmacht. Der Eintheilung liegt R. Brown's Prodrömum zum Grunde, nur mit dem Unterschiede, daß die dort als Sectionen betrachteten Polypodiaceae, Gleicheniae etc., hier, ohne hinreichenden Grund, als besondere Familien aufgeführt werden. Die Bearbeitung zeigt von vertrauter Bekanntschaft mit diesen Gewächsen, und gewinnt durch die dem Vf. gestattete Benutzung der Willdenowschen Sammlung noch mehr Interesse. — *Olfersia* Radd., als erste Gattung der Polypodiaceae, scheint uns nicht fest genug begründet. Von *Acrostichum* erwähnt Hr. P. mehrere bekannte Arten, unter welchen auch *spathulatum* Bor., wofür in Willdenow's Herbarium ein sehr verschiedenes, von Petit-Thouars geschicktes Farnkraut liegt; die Beschreibung in den Spec. paßt indeß auf Bory's Pflanze. Zu *Acrost. speciosum* glaubt Hr. P. *Lomaria acrostichoides* Kaulf. (Sieb. Filic.) rechnen zu können, worin wir gern beypflichten, wenn kein Indusium zugegen und die ganze Rückseite des Wedels mit Kapfeln bedeckt ist. An diese Gattung schließen sich

Gymnogramma Desv., u. *Notholaena Br.*, von welcher letzteren *tomentosa* u. *ferruginea Desv.* als Abarten vereinigt werden; *Acrostichum bonariense Linn.* soll als Synonym hierher gehören. Unter den zahlreichen Polypodien verweisen wir auf des Vf. Bemerkung zu *P. megalodus*, *attenuatum* u. e. a. *Polyp. griseum* gehört, wie Kaulfuß schon in seiner *Enum. Filic.* bemerkt hat, zu *pruinatum*. *Niphobolus Kaulf.* erhält durch *Polyp. polycarpon* einen Zuwachs. Von *Aspidium* werden *repandum*, *angulatum W.*, *apiifolium Schk.* und *pentaphyllum* berichtigt. Die Gattung *Nephrodium* zählt gegen 40 Arten; *exaltatum*, *serratum*, *propinquum*, *unitum* &c. sind unter den bekannten genauer bestimmt. Auch betrachtet Hr. P. *Athyrium Roth.* als besondere Gattung; vielleicht ließen sich die dahin gebrachten Arten unter *Nephrodium* und *Asplenium* vertheilen. — Die Vereinigung der *Darea* mit *Asplenium* können wir mit Kaulfuß (*Enum.*) nur in Beziehung auf *D. Cicutaria* u. a. verwandte Arten billigen. Mehr Beifall verdient hingegen die Verbindung einiger *Diplazia* mit *Asplenium*, deren Fructificationstheile, genau genommen, mehr dieser als jener Gattung entsprechen; daher der veränderte Character von *Asplenium*: *Indusium interne saepe in - et externe liberum*. Ein ausgezeichnetes, in der Richtung der Sori etwas abweichendes *Scolopendrium* ist das hier beschriebene und abgebildete *longifolium*. Daß bey den Comarien das Schleyerchen nicht immer am Rande, sondern auch bey einigen innerhalb desselben entspringt, bemerkte zuerst Kaulfuß. Diejenigen Arten, bey welchen letzteres der Fall ist, nähern sich dadurch schon einigen *Blechnis*, so, daß die mehr oder wenigere Entfernung des Sorus vom Rande, nur für die eine oder

andere Gattung entscheiden kann. *Blechnum boreale* hat wegen der sehr schmalen Fiedern das Ansehen einer *Lomaria*, da aber der Sorus, wie aus Schkuhr's Abbildung deutlich erhellt, längs der Mittelrippe liegt: so kann dieß Farnkraut, wie Herr W. zu wollen scheint, keine *Lomaria* seyn. Wahrscheinlich gehört die dem *Blechno boreali* sehr ähnlich seyn sollende *Lomaria crenata* auch zu jener Gattung. Die übrigen *Lomarien* des Wf. bleiben fast alle wegen der noch unbekanntem fruchttragenden Wedel zweifelhaft; wie denn überhaupt ein großer Theil der Arten dieser Gattung in der Folge, bey genauerer Untersuchung, zusammenfallen möchte. Von *Blechnum* scheinen unter den beschriebenen Arten *ciliatum* und *pectinatum* neu; *trilobum* ist wohl nur Abart von *australe*, welches sehr variiert.

Zu der Gattung *Pteris*, worunter mehrere bekannte Arten vorkommen, wird *Lindsaea lanceolata* Labill. gezogen, und *angulata* genannt: eine Versekung, die der ihr verwandten *Pt. stricta* wegen sehr zu billigen ist. *Allosorus* Bernh. erkennt auch unser Verf. als eine besondere Gattung an und bereichert sie mit zwey neuen Arten. Ueber die von Kaulfuß fragweise hierher gerechnete *Cryptogramma* äußert sich Herr W. nicht; es scheint aber außer Zweifel, daß diese später von Brown aufgestellte Gattung mit *Allosorus* zusammenfällt. Mit *Cheilanthes* werden *Pteris argophylla* W. und, nach Kaulfuß, auch *Acrostichum lanuginosum* vereinigt. Von *Gleichenia*, aus der Abtheilung gleiches Namens, gehören die drey beschriebenen Arten zu *Mertensia*, welche als besondere Gattung beyhalten zu werden verdient. Unter den *Samundaceen* kommen mehrere *Eugodien* und *Anemien* vor. Die *Sphingoglossen* erhalten

einen interessanten Zuwachs in Botryopteris bezugnehmenden Kapseln, als wesentlicher Character, mit einem vierlappigen Anhängsel gekrönt sind. Sehr zahlreich sind die Lycopodien, von welchen der größere Theil noch unbekannt. Den Schluß machen die Marsilaceen, mit Mars. crenata, einer neuen Art, und Azolla magellanica. Willd. — Auf den angehängten Kupfertafeln ist ein großer Theil der hier beschriebenen Farnkräuter in Umrissen kenntlich vorgestellt.

Schrö.

D e l f t.

Guillaume Tell et la revolution de 1307; ou histoire des trois premiers cantons, jusqu'au traité de Brunnen 1315, et réfutation de la fameuse brochure: Guillaume Tell, fable Danoise par J. J. Hisely, Docteur en philosophie et belles lettres. 1826. 279 S. in 8.

Der Verfasser dieser Schrift, ein junger Schweizer, der aber in Holland seit längerer Zeit einheimisch geworden ist, hatte schon in seiner Doctor-dissertation de Guilielmo Tell, Groningae 1824, den fraglichen Gegenstand behandelt; welches hier ausführlicher und mit mehreren darauf Bezug habenden Schriften bereichert, geschieht. Die Veranlassung gab die bekannte Schrift eines Ungeannten (eines Schweizer Pfarrers Freudenberger) Guillaume Tell, fable Danoise, Bern 1760; welche in der Schweiz öffentlich verbrannt wurde; in der ihr Vf. behauptete, daß die Erzählung von Tell aus einer ähnlichen Erzählung in der alten dänischen Geschichte, bey Saxo Grammaticus, entlehnt sey. Freylich war das Verbrennen die schlechteste Widerlegung; indeß fehlte es auch nicht an Beantwortungen, unter denen die

Schriften von v. Balthasar und G. E. Haller sich auszeichneten, noch ehe J. v. Müller in seiner Schweizergeschichte davon sprach. Das Buch des Hn. Dr. Hifely enthält mehr als die bloße Widerlegung. Er schickt zuerst eine Uebersicht des Zustandes und der Geschichte der drey kleinen Cantone vor der Freywerdung voraus. Auf diese folgt die Erzählung von Wilhelm Tell. Dann wird die selten gewordene Schrift der Fable Danoise vollständig eingerückt; und an diese schließt sich die Widerlegung; auf welche noch die beiden Bertheidigungen von W. Tell von dem Hn. v. Balthasar und von Haller folgen. Die Noten zur Bertheidigung beschließen das Buch. Man sieht also daß man hier dasjenige zusammen hat, was zu der Beurtheilung des Gegenstandes erforderlich ist, und schon dieses wird man als literarischen Gewinn betrachten.

Was die Sache selbst betrifft, so ist nicht zu leugnen, daß die Erzählungen von W. Tell insofern den mythischen Character tragen, als wohl Erzählungen, welche im Munde des Volks geraume Zeit umhergingen, ehe sie niedergeschrieben wurden, unvermeidlich ihn tragen werden; d. h. daß der wahre Stoff, der bey ihnen zum Grunde liegt, durch Zusätze und Erweiterungen verschöneret wird. Allein daß dieß der Wahrheit der Hauptsache keinen Eintrag thut, brauchen wir nicht erst zu bemerken. Wäre auch die ganze Erzählung von dem, dem Sohne vom Kopf geschossenen Apfel eine Erdichtung, so biebe darum doch W. Tell nicht nur eine historische Person, sondern auch einer der Hauptstifter der Freyheit seines Vaterlandes. Der Vf. der fable Danoise brauchte das Hauptargument, daß man die erste Erzählung von W. Tell nicht früher als 200 Jahre nachdem sie vorgefallen sey, bey den Annalisten finde; nämlich zu

erst in der Chronik von Petermann Etterlin, 1507 zu Basel gedruckt. Dieser Einwurf jedoch wird in so weit gründlich widerlegt, daß die Geschichte von Tell schon in einer handschriftlichen Chronik von einem Melchior Ruß aus Lucern, um 1480 geschrieben, der wieder eine ältere Chronik von Eglof Eiterlin vor Augen hatte, vorkommt. Dazu kommen theils die Monumente, die Tells Capellen mit ihren Malereyen, theils die dabey gefeyerten Feste und Processionen, welche bis gegen die Zeiten von Tell hinaufgehen, theils endlich die Nachrichten der Familie Tells, die in ihrer männlichen Linie im 17. Jahrh. in der weiblichen erst 1720 erlosch. Diese einzelnen Punkte werden von dem Vf. mit großer Genauigkeit behandelt, wozu seine beiden oben erwähnten Vorgänger ihm Platz genug gelassen hatten; denn die Schrift des Hn. von Haller ist eine Rede, und die wichtigere des Hn. von Balthasar erschöpft doch den Gegenstand nicht. Auch hatte der Vf. der fable Danoise außer der Bestreitung der Geschichte von Tell so viele beleidigende Neußerungen gegen die Schweizer sich erlaubt, die eine gerechte Ursache zur Unzufriedenheit gaben, daß die Widerlegung derselben einen reichen Stoff dem Verf. darbot. Die Beweisstellen und was sonst in dem Texte nicht wohl Platz finden konnte, ist in die Noten verwiesen; welche die besten Beweise von dem Fleiß und dem Forschungseifer des Vfs. geben. Behaupten zu wollen, daß alle Erzählungen von W. Tell reine historische Wahrheit sey, konnte nicht sein Zweck seyn; aber dessen bedurfte es auch nicht, um darzuthun, daß Tell allerdings mit Recht für einen der Hauptstifter der helvetischen Freyheit gehalten werde.

Hn.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

95. Stück.

Den 14. Junius 1828.

B e r l i n .

Bey L. W. Wittig: Sammlung architectonischer Entwürfe von Schinkel, enthaltend theils Werke welche ausgeführt sind, theils Gegenstände deren Ausführung beabsichtigt wurde; bearbeitet und herausgegeben von Schinkel und Berger. Drittes Heft. 1823.

Obgleich dieses Heft nicht das Versprochene — die ferneren Details des Schauspielhauses — enthält, so waren wir doch beym Eröffnen desselben sehr erfreut, da uns gleich das erste Blatt ein Gebäude zeigte, welches wenig zu wünschen übrig läßt. — Es ist ein wahrer Genuß sich des Anblicks eines Bauwerkes zu erfreuen, welches sich unter den zu gleicher Zeit gebauten Vielen durch Reinheit des Stiles so vortheilhaft hervorhebt.

Um an dem Werke den Meister zu erkennen, bedarf es keineswegs immer einer großen verwickelten Aufgabe; obgleich phantasiereiche Architekten, wie Schinkel, sich bey einer solchen erst in

ihrem vollen Glanze zeigen können. Uebrigens macht das rechte Maaß und nicht das große Maaß auch das Kleinste zum großen Kunstwerke. In dem vorliegenden ersten Blatte sehen wir fast nichts von allem dem Störenden, dessen wir in den Anzeigen der zwey ersten Hefte erwähnt haben; sondern den rein griechischen Styl, dem nur wenig römisiert Griechisches beygesetzt ist; die vollständigere Harmonie der Theile zum Ganzen.

Wir wollen uns einmal dieses Gebäudchens erfreuen, und damit uns ja nichts stören möge, auch vorerst den Zweck desselben vorläufig gar nicht erfragen. — Es besteht aus zwey Etagen von welchen die untere, mit Alt- oder Griechisch-Dorischen Säulen und Anten bereichert, von geringerer Höhe ist als die obere, bey welcher letzteren wir die reichste Säulenordnung angewandt sehen. Die untere Etage hat dadurch, daß sie niedriger gehalten ist, eine sehr angemessene und befriedigende Stärke zum Tragen der oberen gewonnen; so daß man die höheren Architecturtheile ohne die geringste Beymischung eines Gefühls von Unruhe auf den unteren stehen sieht. Es eignet sich wohl keine Säulenart so sehr zur Unterstützung einer anderen als eben die hier dazu gewählte; und durch dieses Beyspiel möchten solche Gegner des Uebereinanderstellens der Säulen, welchen es noch nicht vergönnt gewesen ist sich durch Anschauung der Paläste in Vicenza (von Paladio) zu überzeugen — zu einer andern Ansicht gebracht werden können, da dieses Uebereinanderstellen ja doch, wegen des nun einmal nöthigen Uebereinanderbauens vieler Etagen, nicht immer zu vermeiden ist. — Schon die älteren Griechen stellten in dem Inneren der Gebäude Säulen auf Säulen, um eine hö-

here Unterstützung zu erhalten ohne durch Stärkermachen der Säulen den Raum zu verengen und dem Character derselben zu schaden; vielleicht auch um die daneben befindlichen Gegenstände größer erscheinen zu lassen. Weil sie aber nur Eine Säulenart hatten, so mußten sie um dennoch dem Gefühle zu genügen sehr viel kleinere auf größere stellen; damit die untere Säulendicke der Oberen nicht über die obere Säulendicke der Unteren vorrage. Als man später die weniger ernstern aber kühneren Säulen erfand, welche besonders die Römer häufig anwandten, war man ihrer geringen Verjüngung wegen im Stande, mehrere gleich hohe Säulen übereinander, und sogar höhere auf niedrigere zu setzen, ohne die eine Säulendicke über die andere vorragen lassen zu müssen, indem man eine schlankere auf eine stämmigere stellte.

Die Füße welche die reicheren schlankeren Säulen nicht entbehren können, sind bey dem Ueber-einanderstellen der römisch-dorischen, ionischen und corinthischen Ordnung eher ein Stein des Anstoßes, der sich auch nicht völlig aus dem Wege räumen läßt. Ein bedeutendes Einziehen des Fußes und das Aufstellen auf bedeutendere vorragendere Gesimse ist unstreitig deßhalb sehr rathsam, weil sonst der Fuß, welcher zum Festerstellen der Säulen doch selbst nothwendig aufstehen muß, wenig feste Basis zu haben scheint. — Unser Architect hat die beiden Etagen durch ein vollständiges Gebälk getrennt, was wir hier und da auch bey den Römern finden. Freylich ist dieses zu dem angeführten Zwecke nützlich, aber in der Mitte der Höhe des Gebäudes ist es dagegen in jeder andern Hinsicht unangemessen, und nichts weniger als im Sinne der Griechen.

Die Säulenweite in der Mitte unseres Gebäudes ist an dem Ort, ob sie gleich vier Durchmesser beträgt, nicht unangenehm, weil die mit der Wand verbundenen Anten gerade in den rechten Entfernungen zur Seite stehen, um den mittleren Theil zu verstärken und ihm eine gute Totalform zu geben. Die von beiden Seiten mit Anten oder Pilastern eingefassten Gebäudemassen dieses Geschosses (in deren jeder zwey Fenster) haben ein höchst angenehmes Verhältniß zu der offenen Halle welche die Mitte einnimmt. — Die Architecturtheile der unteren Etage wiederholen sich in der sogenannten belagte Etage in nicht minder schönen Maassen und unterscheiden sich nur von den unteren durch größeren Reichthum, durch das Höhere, Schlankere und Kühnere. Fronton und Attique krönen das Ganze. Das Fronton ist hier überaus wohlthätig, weil es nicht nur eine angenehme Variation zwischen den horizontalen Linien hervorbringt, sondern auch weil die schrägaufsteigenden Gesimse desselben die Schwere des Gebälkes und der Attique von der Mitte weg auf die festeren Seitenmassen des Gebäudes zu vertheilen scheinen. — Die Figuren auf den vier Postamenten welche aus der Attique über den Pilastern hervortreten, werden dem Gebäude zur schönen Zierde; schon dadurch daß sie das allzu gerade Abschneiden der Attique von der Luft verhindern.

Das ganze Gebäudchen hat auf diese Weise gestaltet eine Eleganz und Zierlichkeit gewonnen, welche einen überaus freundlichen Eindruck machen; am liebsten möchten wir es deshalb als Landhaus sehen.

Nun werden wir aber in das Detail einge-

hend, die kleinen Mängel des Werkes ebenwohl zu berühren haben.

So hätten wir z. B. die Brüstungsfläche der unteren Etage lieber glatt gelassen, als sie durch diese großen Quader von quadrater fast aufrechtstehender Form zu zieren; denn sie streiten in dieser Stellung nicht allein gegen die eigentliche Natur des Steines, sondern stechen auch ein wenig grell hinsichtlich der Größe und Form gegen die dicht darüber vorkommenden Quaderlagen ab. Bey diesen hat der Architect nun gerade entgegengesetzt in der ersten, dritten und fünften Quaderlage zwischen den Fenstern die perpendicularen Fugen die wieder im Sinne des Aesthetikers und Technikers sehr am Platze gewesen wären, weggelassen. — Das unangenehme Anstoßen, gleichsam Einlaufen des Brustgestimses der unteren Fenster in die Pilaster, hätte wenigstens auf dieselbe Art wie bey dem zweyten Geschoße vermieden werden können. Die Fenster dieses unteren Geschoßes sind ganz auf griechische Weise mit einem einfachen langen Stein überdeckt; der hier nur ein wenig zu schwach ist. Die Fensteröffnungen haben in dem Raume ein sehr angenehmes Verhältniß; nur finden wir ihre kahlen Kanten störend, indem diese eben die einzigen kahlen am ganzen Gebäude sind.

Das Dorische Gebälke, welches die untere Etage krönt, hat Aehnlichkeit mit dem am Wachthause von unserm Architect angewandten. Der Architrav z. B. ist völlig gleich; der Fries kommt insofern mit dem des Wachthauses überein, daß er auch keine Triglyphen hat; dabey ist er hier ganz leer. Möchte doch endlich einmal einer der größten, völlig gegen den Geist der in den Architecturtheilen der Alten herrscht, verstoßenden

Fehler, der das Gefühl aufs höchste beleidigt, verdrängt werden. Wir haben schon so oft auf dieses Thema zurückkommen müssen, und werden noch so oft Gelegenheit dazu finden, daß wir uns hier lieber einmal ausführlicher darüber aussprechen wollen. — Bringt man einen Fries an, so geschieht es um eine vollkommeneren, mächtigere und reichere Krönung zu erhalten *); läßt man nun aber jede Zierde davon, so wird das ganze Gefims nur wieder schwerer, und durch die Wiederholung der glatten Streife zugleich monoton; es entsteht dadurch zu viel Leere. Die Alten fanden solche glatte breite Streife zu reichen Ordnungen unharmonisch; deßhalb gaben sie schon dem Architrav, welcher doch vor allen Gebälktheiten den Ausdruck von Stärke haben, und ein möglichst ungeschwächtes Werkstück zeigen soll, die Gliederzierden die demselben das Rohe der glatten Fläche benehmen. Natürlich darf doch nun der Theil des Gebälkes, der unmittelbar darauf liegend von dem Architrav getragen werden soll, nicht schwerer und plumper als dieser erscheinen. Das Mittel welches schon die späteren Alten diesem Uebel zu entgehen — ohne den Fries decorieren zu müssen — anwandten: den Fries niedriger zu halten (was auch unser Architect am oberen Gebälk gethan) ist keine gute Aushülfe; denn es wird dadurch dieser Theil des Gebälkes zu schwach und bekommt ein zusammengedrücktes Ansehen; auch wird der üble Eindruck auf diese Weise nur gemildert, aber nichts weniger als aufgehoben.

*) Beyläufig: schon die Benennung 'Fries' deutet auf die Bestimmung dieses Architecturtheiles hin; *fregio* von *phrygius*, mit orientalischer Pracht verziert. Bey den Griechen *ζωφόρος*, Figuren tragend.

Gegen das Anbringen von Eisengitter zwischen den schönen Corinthischen Säulen und Pilastern, und noch dazu auf die hier gewählte Art, haben wir uns in früheren Beurtheilungen ausgesprochen. Die Fensteröffnungen der zweyten Etage stehen an der Grenze des Maaßes welches man ihnen über zwey Quadrate in der Höhe, selbst bey der schlankesten Ordnung, in hohen Räumen — und zwar von solchen Gewändern umgeben — gestatten darf, wenn die Form nicht höchst unangenehm werden soll. — Die Bekleidungen derselben sind zu dem übrigen architectonischen Reichthum dieses Stockes sehr passend. Die ganzen Fenster sind denen am Forum zu Palástrina fast ganz gleich; mit dem Unterschiede nur daß diese das rechte Maaß von Höhe in etwas überschreiten, und daß deßhalb, um in dieser Form erträglich zu seyn, ihre Gewänder wie die fast aller antiken Fenster (des scheinbar festeren Aufstandes wegen) in einer geringen Neigung stehen mußten, während die des vorliegenden Gebäudes zur Noth noch perpendicular gehalten werden konnten.

Der erzwungene höchst geringe Vorsprung des Gebälkes, in der Mitte über den Corinthischen Säulen und Pilastern, ist augenscheinlich des Frontons wegen entstanden; welcher bey der Architectur aus angegebenen Gründen sehr nöthig war, dessen Feld aber nur hätte verziert seyn müssen. Hätte der Ort, an dem das Gebäude steht, ein weiteres Vortreten des Mitteltheiles erlaubt, so würde es dem Ganzen sehr zuträglich gewesen seyn. Besonders bey diesem geringen Vorsprung muß nothwendig der Rinnleisten des steigenden Hauptgesimses (oder eigentlich nur die obere Contur desselben) einen unangenehmen Winkel mit dem des horizontalen Gebälkes bilden, wel-

cher vermieden worden wäre, wenn der Architect den letzteren weggelassen hätte. — Wir sehen hingegen keinen Grund, weshalb er die Blinthen unter den Corinthischen Säulen und Pilastern fehlen läßt. — Die Postamente auf den Ecken stehen nicht über den Mitten der Pilaster.

Betrachten wir nun aber dieses an und für sich so schöne Gebäude in Beziehung auf seine Bestimmung, so können wir freylich nach unserem Gefühl die Anwendung dieser Architectur zu einer Durchfahrt nicht billigen. Im Alterthum findet sich zwar diese Ordnung auch schon einmal zu einem Durchgange gebraucht, ohne daß man sich zu des Verf. Gunsten etwa darauf berufen könnte; es ist nämlich Mnesicles herrliche Pforte zur Atheniensischen Acropolis. — Vorliegendes Gebäude ist aber außerdem nicht wie die Propyläen nur zu einem Durchgange, sondern auch zu einer Passage für Fuhrwerke bestimmt, und so erscheinen die Griechisch-Dorischen Säulen, besonders bey so kleinem Maaßstabe, als Pfeiler derselben zu schwach, um den häufigen Erschütterungen Widerstand leisten zu können; auch die Decoration dieser Säulenart ist bey dem unvermeidlichen Anstoßen allzuleicht Beschädigungen unterworfen. — Eine auf viereckigen Pfeilern überwölbte Thoröffnung so wie überhaupt der Rundbogen-Styl wäre unter diesen Umständen in jeder Hinsicht dienlicher und dem Character entsprechender gewesen. Warum auch überall Säulen?

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

96. Stück.

Den 14. Junius 1828.

B e r l i n .

Beschluß der Anzeige: Sammlung architectonischer Entwürfe von Schinkel 2c. 2c.

Auf demselben Blatte ist auch die hintere Ansicht des Gebäudchens und zwar in Perspective, mit den anhängenden Budenreihen, welche zu beiden Seiten der neuen Straße sich hinziehen, gegeben. — Die Seitenfassaden der Budenreihen, die auf dieser Ansicht am weitesten vorragen, haben gleiche Architektur mit den Nebentheilen der unteren Etage bey der vorderen Fassade, außer daß die Thür die statt der beiden Fenster die Wand durchbricht, mit Gewändern und Verdachung bekränzt und bereichert worden ist. Was wir also auf der vorderen Fassade vermist haben finden wir hier zu reichlich.

Der weit zurückstehende Mitteltheil der hinteren Fassade, ist in der unteren Etage ganz wie der vordere; mit dem Geschoß darüber verhält es sich aber anders. Es hat nämlich statt der zwey freystehenden Säulen Pilaster, zwischen

denen eine Subbivision der Breite, durch besonders kleine Pfeilerchen (zwey Reihen übereinander durch ein Architrav getrennt; fast wie am Theater) angebracht ist. — Diese Zwischenpfeiler und Gesimse lassen vermuthen, daß nach dieser Seite noch ein Halbgeschoß vorhanden ist, d. h. aus einer Etage zwey gemacht sind. Das Einzige was wir gegen diese Art Pfeilerchen einzuwenden, und was wir auch schon bey dem Theater tadelnd bemerkt haben, ist: daß sie gleichsam als Füllwerk und Fensterrahmen zwischen den größeren Pfeilern gebraucht sind. Auf andere Weise angewendet können sie, wie wir in der Folge an einigen Gebäuden dieses Baumeisters Gelegenheit haben werden bemerklich zu machen, oft zur schönen Zierde dienen. — Das Gebälke über den Corinthischen Pilastern hat außer den Mängeln des correspondierenden auf der vorderen Fronte, ein gar wenig passendes, dem toscanischen ähnliches Architrav. Dieses ist auf den reich cannelierten Pilastern ärmer gehalten als das zur einfacheren dorischen Ordnung der unteren Etage; wogegen das zu dieser reicher als gewöhnlich ist. Neuerungen wie diese willkührliche Umkehrung, thun der Harmonie Eintrag, und möchten wohl durch nichts — wo sie auch vorkommen — zu vertheidigen seyn.

Auf den zwey folgenden Blättern dieses Heftes (wir richten uns nämlich nach der Beschreibung, da die Kupfer selbst nicht, wie in den früheren Heften, numeriert sind), ist der Entwurf zu einem Gebäude für die Berliner Sing-academie dargestellt. — Wir finden es dem Character von Ruhe und Abgeschlossenheit — die zu dem ernstern Studium einer Kunst nothwendig — sehr entsprechend, daß unser Architect die gesehenere Hauptfassade desselben mit einer Wand

die nur in der Mitte durch eine, zum Haupt-
 eingang bestimmte Thür, durchbrochen ist, ge-
 dacht hat *). — Diese Thür hat eine höchst reiche
 Bekleidung; die übrige Wand ist mittelst Qua-
 derfugenschnitte, dann durch ein Gurtgesims,
 eine große Inschrifttafel, ein aus Architrav, Fries
 und Hauptgesims bestehendes Gebälke und ein
 Fronton mit Basrelief, bereichert. Die Acro-
 terien mit Aufsätzen helfen das Ganze wohlthä-
 tig krönen. — Der Architect hat, ohne ihr da-
 durch die Ruhe zu nehmen, durch diese Archi-
 tecturtheile viel Bewegung in die vordere Fronte
 gebracht; den zur näheren Bezeichnung ange-
 brachten Sculpturen so wie der Inschrift sind
 passende Räume angewiesen. — Die Einzeln-
 heiten sind größtentheils sehr geschmackvoll. Gleich
 unten hat der Sockel eine gute Höhe; das Fuß-
 gesims darüber ist schön profiliert. In der nun
 folgenden Quaderlage haben die entweder fin-
 gierten oder wirklichen Werkstücke, eine für den
 Ort passende Größe. Auf diese hat der Architect
 aber, um Abwechslung hervorzubringen, colos-
 sale aufrechtstehende Quader gebracht. Außer
 den oben schon gegen diese Art von Quader aus-
 gesprochenen Tadel, müssen wir in diesem beson-
 deren Falle noch den hinzufügen, daß sie gegen
 die mit vielen kleinen Details und Zierden übers-
 deckte Thür, sehr abstechen. Verschiedenheit in
 den Quadergrößen ist hier wo es darauf ankam
 eine große glatte Fläche zu bereichern und Va-
 riation in dieselbe zu bringen, gewiß sehr er-
 wünscht; nur muß stets Maaß darin gehalten

*) Um dieser Idee noch mehr zu entsprechen hat der
 Architect die Fassade hinter einem hainartig bepflanz-
 ten Vorplatz zurücktreten lassen, was er uns noch be-
 sonders in der beigegebenen perspectivischen Ansicht
 anschaulich macht.

werden. — Die erste Quaderlage, über dem Fußgesims, wiederholt sich nun, und auf dieser liegt das mit einem Labyrinth gezierte Gurtgesims, welches an die, der Thür gewissermaßen als doppelte Gewänder dienenden Pilaster (in $\frac{2}{3}$ der Höhe) auf eine nicht angenehme Art anstößt. Die drey Quaderlagen mit dem Gurtgesims, dem Sockel und Fußgesims, bilden zusammen einen so gewaltigen Untersatz, daß wenn man diesen allein sähe, man das höchste Gebäude mit den colossalsten Architecturtheilen darüber erwarten würde. Da nun dieses Gebäude ohnehin schon durch die vielen liegenden Formen die an demselben vorherrschen, bey weitem niedriger erscheint als es wirklich ist, so wirkt der hohe Untersatz der dieß noch bedeutend vermehrt in der Hinsicht besonders nachtheilig *). — Die Thür (welche doch eigentlich erst auf den Untersatz gehört) sieht dabey aus als wenn sie in denselben, als nicht dazwischen gehörig, versunken wäre, da die Oeffnung selbst ihn an Höhe kaum überschreitet, und auch ihre Bekleidung, durch alle mögliche zur Erhöhung angewandte Mittel, als: doppelte Gewänder, Basrelief, Architrav, Fries, Verdachung und wasserfallartige Abdachung (Alles in ungewöhnlicher Größe) — kaum zur Hälfte über denselben hat hinaus gebracht werden können. — Die Thüröffnung ist auf die Art der Alten, und hier gerade nicht unangenehm nach oben verzüngt, und der Sturz derselben tritt auf beiden Seiten, wo er auf den Pfosten aufliegt, über. Wenn wir uns aber in die Absichten, welche die Griechen bey dieser Gestaltung der Thüren und

*) Wir sehen eben in der perspectivischen Ansicht daß der in dieser Höhe gehaltene Untersatz auf den Seitenfassaden nicht einmal, was wir anfangs vermuthet hatten, zur Unterstützung der Fenster benutzt ist.

Fenster hatten, hineindenken, so ist diese Formung hier bey weitem weniger Bedürfniß als fast überall wo solche mit einfachen Umfassungen vorkommen.

Die Fläche oder der Schaft der Thürpilaster ist, wie wir es in den spätern Werken der Alten finden, canneliert. Das Capital entfernt sich aber sehr weit von den guten Vorbildern; es erscheint nämlich wegen seiner geringen Höhe ganz von dem Aufliegenden zusammengedrückt. — Die Fläche die sich über der Thür zwischen den oberen Theilen der Pilaster und dem Architrave bildet, ist durch eine Leyer mit Greifen, in Basrelief, ausgefüllt. Diese verbrauchte Decoration steht hier wenigstens einmal in Beziehung. — Architrav *) und Hauptgesims des Thürgebälkes sind hinsichtlich des Reichthums zu den Pilastern passend; der Fries hat ähnliche Mängel wie der des Wachthauscs **). — Die große Füllung oder Inschrifttafel in der quadrierten Wand würde freyer und das ganze Gebäude scheinbar höher geworden seyn, wenn der Architrav des Krönunggebälkes höher heraufgerückt und der Fries (der, durch seine Kahlheit die unten und oben reich verzierten Theile völlig trennend, uns hier unangenehmer als irgendwo erscheint) ganz weggelassen wäre. — Das Kranzgesims ist nach Art

*) In der Detailszeichnung der Thür finden wir bey diesem Architecturtheil eine auffallende Abweichung von der Art wie die Griechen denselben verzierten. Wichen schon die Römer von diesen ab und machten die Streifen des Architravs nach unten niedriger, so läßt sich das noch eher vertheidigen als das Verfahren unseres Arch. der die Weise der Römer völlig umgekehrt hat.

***) Man sehe die Anzeige des ersten Festes; vom 11. Jan. 1827 S. 60.

der Römisch-Corinthischen gebildet. — Die Composition des Basreliefs im Giebelfelde ist eben so geistreich als schön. Wenn wir unsern Arch. recht verstehen — Apoll, der Gott der Harmonien die Elemente, die Natur zum großen Einklang erweckend. — Ueber der Spitze des Frontons sieht man eben so passend in sehr schöner Zusammenstellung eine von zwey Delphinen getragene Peyer, über welcher ein Schwan seine Flügel schwingt; die Acroterien auf beiden Seiten tragen Dreyfüße.

Dem Plane des Gebäudes hätten wir die Bestimmung desselben nicht angesehen. Säulen sind in einem Musiksaal — so nützlich sie auch seyn mögen, so sehr sie gewiß als bereichernde Zierde dienen können — nicht zulässig, da sie, wie Theorie und Erfahrung lehren, auf den Ton zu nachtheilig einwirken. Die Sitze für die Singsenden sind sehr zweckmäßig in Halbkreise gelegt. Die Tribüne würde aber auch zur Concentrierung und Verstärkung des Tones beygetragen haben, wenn die Rückwand hinter der letzten Bank höher herauf geführt, oder besser noch wenn der Saal an dem Orte halbkreisförmig abgeschlossen wäre. — Die Säulen im Innern erinnern an die Griechisch-Dorischen. Der Architect hat diese Säulenart (welche die Griechen ohne Fuß bildeten) hier wahrscheinlich nachgeahmt, um den schmalen Gang durch vortretende Fußgesimse nicht noch mehr zu verengen; da er sie aber, um noch mehr Raum zu gewinnen, fast ganz ohne Verjüngung und einen vollen Durchmesser höher gemacht hat, als die Griechen den schlankesten Säulen dieser Ordnung gaben, so wird dadurch das Bedürfniß des Fußes wieder im hohen Grade ge-

weckt *). — Außerdem macht sich das niedrige Capital zu dem hohen Stamme sehr übel. Bey dem Fries des Gebälkes brauchen wir nur auf das hinzuweisen, was wir schon bey Erwähnung des Frieses an der Thür der Hauptfakade gesagt haben. — Die Brüstungen der Fenster sind in beiden Durchschnitten verschieden angegeben; wir ziehen für den Ort ohne Bedenken die Art vor, die wir im Längendurchschnitt finden. — Die Fensterbekleidungen selbst haben schöne Formen; sie gleichen denen am Tempel der Minerva Polias in Athen; nur daß sie über dem Sturz noch ein wellenförmiges vorragendes Gliedchen haben. Dieses Gliedchen thut sehr wohl; einmal weil es dem Fenster eine Art Krönung gibt, dann indem es den Sturz verstärkt.

Wir gehen nun zu dem Blatte über, welches die vereinte Ingenieur- und Artillerie-Schule, unter den Linden in Berlin, enthält. In der Beschreibung dazu sagt der Verfasser: ‘Bey dem Entwurfe zu diesem neuen Gebäude, welches die verschiedenen Lehrsäle des Institutes; die Locale für die Bibliothek, Instrumentensammlung, die Speisesäle, die Wohnungen vieler Zöglinge, der Directoren und Lehrer enthält; suchte ich die Verhältnisse unter den mancherley ungünstigen Bedingungen, welche die Einrichtung so verschiedenartiger Räume, auf einem doch nur beschränkten Plaze und die im allgemeinen gewünschte Sparsamkeit bey der Bauausführung forderte, möglichst so zu gestalten, daß das Gebäude an seinem Orte durch eine einfache und im Vergleich mit den nebenliegenden Privathäusern, durch eine großartige Architectur

*) Man sehe den Tempel zu Cora, im Römischen Gebirge, bey welchem der Erbauer dieß wohl gefühlt hat.

sich als ein öffentliches Gebäude ankündigen möchte.'

Das Suchen nach einer Architectur die sich vor den nebenliegenden Privathäusern auszeichnete, konnte unserm Architecten eben nicht schwer fallen. — Wenn wir die vorschinkelsche Architectur in Berlin betrachten (von der wir auch zufällig auf vorliegendem Blatte ein Beispiel in dem zur Rechten liegenden Privathause erhalten) so sehen wir daß Schinkel einen gewaltigen Schritt vorwärts, in unserer noch vor nicht langen Jahren in Berlin auf einer tiefen Stufe stehenden Kunst, gethan hat. — An den Gebäuden dieses trefflichen und genialen Mannes sind die Hauptformen in der Regel vollkommen schön; er kennt die Hauptmittel durch welche diese oder jene sonst rohe oder ungünstige Form zu veredeln ist; in seinen Werken herrscht großartige edle Einfachheit und er nähert sich dadurch den besseren Alten so viel und mehr als irgend einer der jetzt zu großen Ausführungen Berufenen. Die Zeichnungen der einzelnen Theile sind größtentheils mit vieler Treue und vielem Fleiße nach den edlen Resten der Vorzeit und was noch viel mehr ist, meistens auch ganz im Geiste derselben gebildet; und es gereicht uns zu großer Freude, das Schöne und Wahre endlich einmal in dem Grade erkannt und angewandt zu sehen.

Im Plane zeugt das große Vestibül, die doppelarmige Treppe, der der Länge nach in der Mitte angelegte geräumige Gang, die weit auseinanderstehenden Fenster der vorderen Fassade, die großen Säle und Zimmer durchaus nicht von 'Beschränkung des Places.' Es ist diesem Plane anderes nichts vorzuwerfen, als daß der linke Arm des Mittelganges nicht beleuchtet ist; auf der rechten Seite geschieht dieß durch einen klei-

nen Hof. Die Erfahrung lehrt, daß solche Gänge ein directes Licht (oder Licht au fond) sehr nöthig haben.

Daß die rechte Seite des Planes, von der Mitte aus gemessen, kürzer ist als die linke, was mit dem Aufriß nicht übereinstimmt, kann wohl nur ein Versehen des Zeichners oder Kupferstechers seyn. Die nicht angegebene aber gewiß sehr nöthige Sperre der höher als das Vestibül gelegenen Gänge durch eine Balustrade, scheint eher absichtlich weggelassen, als vergessen zu seyn. — Nun zur Fassade:

Der Untersatz, der zugleich die untere Etage bildet, erscheint aus enormen Blöcken erbaut. Der Architect glaubte vielleicht dadurch das Werk für diese Anstalt zu characterisieren. Noch mehr Stärke würde das Ganze zu haben scheinen, wenn die Fugen im Sockel — der allem Anderen zur Basis dient — nicht lauter aufrechtstehende Steine angäben. Untersätze wie dieser erregen, wie schon gesagt, immer das Bedürfniß nun verhältnißmäßig colossale Gegenstände darüber zu finden; und dieses wird auch hier wieder ganz und gar nicht befriedigt.

Fenster und Thore dieser Etage theilen den Fehler der gedrückten Form. Bey den Thoren trägt die gegebene Weite derselben, da das mittelste wahrscheinlich als Durchfahrt benutzt werden sollte, und die angenommene Höhe der Etage, die sie ohnehin schon völlig einnehmen, die Schuld. Gegen die Wahl ihrer Gewändungen, hinsichtlich deren Hauptform, läßt sich nichts einwenden. Sie trägt nicht allein dazu bey die gedrückte Form der Thore möglichst zu verbessern, sondern gibt ihm auch ein stärkeres Ansehen; was sehr noth thut. Die Abweichung von der vollkommen griechischen Weise, die Gewänder

nicht bloß, sondern auch die Oeffnung nach oben zu verzüngen, war hier nothwendig und ist gerade nicht unschön. — Außerdem sind aber diese Gewändungen gegen die übrige Etage viel zu reich. Mit Streifen und Gliederwerk stark verziert, nehmen sie sich eigen gegen die nur mit einfachen großen Blöcken umfaßten Fenster aus. Wenn man die Thorbekleidungen gegen die — unter fast gleichen Umständen — am Theater vorkommenden (an denen wir die zu große Einfachheit getadelt haben) vergleicht, so wundert man sich nicht ohne Grund, wie der Architect darin von einem Extrem in das andere verfallen konnte. Die am vorliegenden Gebäude sind übrigens durch ihren großen Reichthum bey weitem weniger störend als jene gänzlich kahlen. — Das Gurtgesims (oder eigentlich Deckgesims des Untersatzes) hat unnöthiger Weise auf der vorderen Fläche des geraden Hauptgliedes eine unausgefüllte Füllung. Ueber den Thoren tritt das Gesims schildartig vor, wodurch das feste Aufstehen der beiden Pilaster, die nur halb auf den Thorgewändern ruhen, einigermaßen vermittelt wird. — Der Uebelstand der daraus hervorgeht wenn stets ein Architecturtheil ohne nöthige Intervalle auf den andern gethürmt wird, ist hier aufs neue sehr fühlbar. (Siehe unsere Anzeige des zweyten Heftes; S. 458. 22. März 1827.) Hier wird das Unangenehme noch sehr dadurch gesteigert, daß von den zwey aufeinanderstehenden Architecturtheilen (Thorgewände und Pilaster) der untere schmaler ist als der obere, und dieser nicht einmal über der Mitte des andern steht; und überhaupt der stärkere auf dem schwächeren. Das Thorgewand ist nur dazu da um den zugehörigen Sturz zu tragen; aber nicht noch Gurtgesims, Pilaster und alles Uebrige.

Den besprochenen Untersatz einmal angenommen war freylich nichts wünschenswerther als: die Höhe des Gebäudes, das nur noch zwey niedrige Etagen zu enthalten brauchte, durch aufrechtstehende Architecturtheile für das Auge möglichst bedeutend erscheinen zu sehen. Daß der Architect hierzu nun gerade die reichsten Corinthischen Pilaster genommen hat, entspricht sonst aber eben nicht sehr dem Character des Gebäudes. — Wir sehen es überhaupt, aus an andern Orten angegebenen Gründen, nicht gerne, wenn Pilaster durch zwey Etagen durchgehen; zum wenigsten müssen in solchem Falle aber die oberen Fenster (was hier nicht gut anging) quadrat gehalten werden, um das unterstützende Gesims, welches den Pilastern sehr schadet, entbehren zu können. Die Pilaster an sich haben übrigens gute Dimensionen und stehen in schönen Intervallen. Die Formen der in diesen erscheinenden Fensteröffnungen, sind zu dem Raume in dem sie stehen sollten die allerpassendsten, wenn auch selbst nicht schön; die unteren sind schwankend hoch, die oberen gedrückt. Daß keine Gewänder um dieselben mehr Platz finden konnten, ist ein Uebel für sich: wer kann diese Fenster den reichen Corinthischen Pilastern entsprechend finden? — Die durchlaufenden Fußgesimse der letzteren passen natürlich auch nur zu den reicheren Theilen des Gebäudes; so sehr wir im Ganzen dafür sind, so hätten sie doch hier wegbleiben können, da durch sie der Streif unter den Fenstern so niedrig und bretterartig wird. — Der Mangel an nöthiger Stärke der Sturze über, und der verticalen Fugen neben den Fenstern, ist wie am ersten Gebäude dieses Hofes fühlbar. — Der Architrav ist wie das der Thür am vorigen Gebäude; der Fries un-

sculptirt; bey den Sparrenköpfen ist die regelmäßige Eintheilung über die Mitten der Fenster und Pilaster — welche hier wahrlich nicht schwierig war — vernachlässiget. Der Kinnleisten ist mit Löwenköpfen, wie sie die älteren Griechen an ihren Kinnleisten, aber zu bestimmten Zwecken, nicht bloß als Verzierung anbrachten, decorirt; eine fortlaufende Sculptur wäre dazu passender gewesen, oder wenigstens zwischen den Löwenköpfen verbindende Arabesken *). (Man erinnere sich der Victorien am Wächthause).

Wir müssen schließlich noch eine Sonderbarkeit dieses Gebäudes berühren. Anstatt auf den Ecken die einmal zur Verstärkung der Wand angenommenen Pilaster, auch den Schluß machen zu sehen, finden wir noch der übrigen Etage ganz fremdartige, scheinbar aus großen übereinanderliegenden Quader bestehende Streife; die erst zeigen, was eigentlich auf den Untersatz oder untern Stock des Gebäudes gehörte.

Da wir vielleicht schon für die Beurtheilung des vorliegenden Heftes die Grenzen dieser Anzeigen überschritten haben, so müssen wir die beiden übrigen Blätter desselben, von denen eins das Denkmal auf dem Kreuzberge bey Berlin, und das andere die neue Berliner Schloßbrücke enthält, dießmal mit Stillschweigen übergehen; ob sie gleich beide nicht weniger Interesse haben.

*) So finden wir es an späteren griechischen und von Römern erbauten Monumenten; z. B. am Minerven-Tempel zu Priene und am großen Tempel zu Balbek etc.

H a l l e.

De inscriptione Phoenicio - Graeca in Cyrenaica nuper reperta ad Carpocratianorum haeresin pertinente commentatio. Scripsit Guil. Gesenius Phil. et Theol. D. hujusque P. P. O. in acad. Frideric. Halensi etc. 1825. 30 S. in 4. mit einer Tafel in Stein-druck.

Eine vom Hn. Dr. Gesenius zuerst bekannt gemachte und erklärte Inschrift, dem Anschein nach aus höhern Alterthum, die man aber aus überwiegenden Gründen nur für spät und untergeschoben halten kann. Ihre Ueberschrift versetzt sie in das dritte Jahr der 86sten Olympiade, und dieses höhere Alter soll offenbar nach der Absicht des Verfassers auch die alterthümliche phöniciſche Schrift und das Buströphedon der griechischen anzeigen. Dennoch führt die ungenaue und späte Orthographie des phöniciſchen Theils bestimmt auf ein sehr spätes Zeitalter und Rec. stimmt ganz dem Hn. Dr. G. bey, wenn er sie etwa in das fünfte oder sechste christliche Jahrhundert herabsetzt. Der griechische Theil, welcher am deutlichsten redet, empfiehlt die Gemeinschaft der Güter und der Frauen, welche schon Zarades (Zoroaster) und Pythagoras gemeinschaftlich den Auserwählten empfohlen hätten. Unter den zahlreichen gnostischen Secten der ersten christlichen Jahrhunderte, auf welche dieser Grundsatz allein zu passen scheint, schien dem Hn. Dr. G. auf Veranlassung von Fuldners kurz vorher erschienener Abhandlung de Carpocratianis keine mehr Recht auf die Abfassung dieser Inschrift zu haben, als die des Carpocrates, welche durch jenen Grundsatz in alle Laster verfiel; vielleicht zeigt dieses auch der über dem

Emblem geschriebene Name יהוה אהוה an, da diese Secte den Verräther Judas göttlich verehrte. Die Lesung der phönicischen Buchstaben scheint dem Rec. sehr richtig getroffen zu seyn; daß der eine dreyimal vorkommende Buchstab, welcher eine seltene und zweydeutige Figur hat, dreymal ב sey, ist unstreitig richtig erkannt. Auch solche Leser, welche sich mit Paläographie weniger beschäftigen, finden in dieser Abhandlung manches Historische mit Gelehrsamkeit und genauer Sachkenntniß erläutert. Nur über den Sinn der Worte der phönicischen Inschrift könnte man noch länger zweifeln. Der Herr Verf. gibt folgende Erklärung:

שְׁלוֹם שִׁירְכָא בְּאַסְדָּאקָא עֵאִיךְ

שְׁלוֹם סְדָאקָא בְּאַתְוֹרָא הַסְטֵר

שְׁלוֹם תּוֹרָא בְּאַשְׁאֵלוֹם אַסְטֵר

Pax consortibus justitiae, fons

Pacis justitia, in lege consummatur

Pax, legem in pace perfice.

Im Einzelnen machen bey dieser Erklärung nur wenige Worte Schwierigkeiten. Das zweyte u. dritte Wort der ersten Zeile würde ohne ב etwa אַקָּא שְׁרֵכִי lauten; das folgende wegen der auch in allen aramäischen Dialecten sichtbaren und festen Form des stat. const. עֵיךְ ohne א; für אַסְטֵר am Ende der zweyten Zeile steht in der Inschrift הַסְטֵר so daß ה und ר wegen ihrer im Phönicischen mehr verschiedenen Figur nicht verwechselt gedacht werden können, auch scheinen die Bedeutungen consummari, perficere für אַסְטֵר dem Rec. nicht erweislich. Aber eine weit größere Schwierigkeit liegt im Ganzen. Die drey Zeilen sind offenbar sehr kunstreich geordnet:

an der Spitze jeder steht וְשֵׁלֵם Heil; als zwey-
tes Wort folgt in allen drey Zeilen der Name
der drey zu empfehlenden und selig zu preisen-
den Dinge: Gemeinschaft (וְרֵבִיבָה entspricht völ-
lig dem $\eta \kappa\omicron\upsilon\nu\omicron\tau\eta\varsigma$ der griechischen Hälfte), Ge-
rechtigkeit, Gesetz; das dritte setzt eine die vor-
rige Sache begleitende, jedesmahl mit der Prä-
position בְּ ; das letzte fügt eine Eigenschaft des
dritten hinzu. Die drey Zeilen werden also auch
eben so viele Sätze und Gedanken geben, und
es läßt sich zum voraus erwarten, daß diese
gleich andern gnostischen Sentenzen auf Inschrif-
ten in eine kurze und räthselhafte Form geklei-
det sind. Die Uebersetzung wäre demnach wört-
lich diese:

Fortunata communio cum justitia ut fonte!
Fortunata justitia cum lege ut praeceptore!
Fortunata lex cum salute ut stella!

Den Sinn dieser nach den Vorstellungen der
Gnostiker sehr sinnreichen Zusammensetzung er-
klärt genugsam die griechische Hälfte, welche kei-
ne wörtliche oder treue Uebersetzung, sondern
nur eine ähnliche Sentenz im wortreicheren Aus-
druck hinzusetzt. וְשֵׁלֵם kann keine semitische
Etymologie haben und ist kaum anders als aus
dem persischen سلسل Lehrer (Herr) zu erklären,
so wie וְרֵבִיבָה in der letzten Zeile gewiß der per-
sische سلسل $\alpha\sigma\tau\eta\rho$, Stern ist; die Verwechse-
lung des ו mit ב kann bey ähnlichen Erscheinun-
gen in dieser Inschrift nicht auffallen. Persische
Wörter aber dürfen wir hier sowohl als in den
überhaupt sehr ähnlichen zabischen Religionsbü-
chern erwarten; aster ist jedoch auch in die sy-
rische Sprache aufgenommen. E.

G ö t t i n g e n .

Disputationes Herodoteae duae; scripsit Henr. Ferd. Jaeger, Ph. D. 1828. 52 S. 8. Zwey sehr wohl geschriebene Aufsätze, durch welche sich ihr Verf. als Docent an unserer Universität habilitiert hat. Der erste ist überschrieben: *Nonnulla ad vitam Herodoti spectantia*. Bekanntlich muß man sich bey der interessanten Frage über das Leben Herodots — wie auch die gelehrten Untersuchungen des Hn. Prof. Dahlmann und des Dr. Heyse gezeigt haben — oft mit Wahrscheinlichkeiten begnügen. Die Schrift des Hn. Dr. Jäger enthält mehrere feine Bemerkungen, die theils als Bestätigungen, theils als Berichtigungen früherer Meinungen schätzbar sind; über das Verhältniß Herodots zu Hecataeus, dessen Schrift vermuthlich Herodot auf seinen Reisen begleitete; über die bestrittene Vorlesung zu Olympia; es hätten wohl einzelne Episoden vorgelesen werden können. Ueber die Zeit der Abfassung des Werks; sie fällt erst in das Alter des Schriftstellers. Ueber seine Reisen und seinen Aufenthalt auf Samos und zu Athen, wo er am längsten vor seiner Reise nach Thurii gelebt haben muß; gewiß nach Ol. 87, 1. wie aus der Erwähnung der Propyläen V. 77 erhellt.

Der zweyte Aufsatz ist überschrieben: *de mente Herodoti*. Unter mens versteht der Vf. seine philosophisch-religiösen Ansichten, von der Gottheit, den Dämonen, dem Fatum, der Nemesis u. also von dem Einfluß der Gottheit auf den Weltlauf, und die menschlichen Schicksale, *moderatio divina* von dem Vf. genannt. Ueber alles dieses eine Reihe scharfsinniger Bemerkungen, wozu Herodot so reichen Stoff darbietet.

Hn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

97. Stück.

Den 16. Junius 1828.

G ö t t i n g e n.

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: Bestimmung des Breitenunterschiedes zwischen den Sternwarten von Göttingen und Altona durch Beobachtungen am Ramsdenschen Zenithsector, von Carl Friedrich Gaußs. 1828. 84 Seiten in 4.

Die von dem Verf. dieser Schrift während der verflossenen Jahre im Königreich Hannover ausgeführten Messungen hatten zunächst den Zweck, die von dem Hn. Prof. Schumacher in den dänischen Staaten unternommene Gradmessung um zwey Grad weiter nach Süden auszudehnen. Eine Dreyeckskette von der südlichen Grenze des Königreichs Hannover bis Hamburg wurde in den Jahren 1821 — 1823 vollendet, und mit dem dänischen Dreyeckssystem verbunden. Um daraus ein selbstständiges Resultat als Gradmessung ziehen zu können, war noch die astronomische Bestimmung der Krümmung des ganzen Meridianbogens erforderlich, welche jedoch, wegen der in

den folgenden Jahren auf höhern Befehl unternommenen Erweiterung des Dreyecksystems zum Anschluß an die Krayenhoffschen Dreyecke, bis zum Jahr 1827 ausgesetzt bleiben mußte. Da die Bekanntmachung der trigonometrischen Arbeiten aus mehreren hier nicht anzuführenden Gründen einem größern Werke vorbehalten bleibt, so hat der Hofr. Gauß Anlaß genommen, jenen astronomischen Theil der Gradmessung jetzt sogleich als ein für sich bestehendes Werk herauszugeben, damit das Endresultat sofort den übrigen Gradmessungen beygefügt und benutzt werden könne.

Vortheilhafter liegende Endpuncte, als diejenigen, welche sich hier von selbst darboten, hätte man sich gar nicht wünschen können. Es sind die Sternwarten von Göttingen und Altona, beide mit trefflichen Instrumenten ausgerüstet, und beide, durch ein in seiner Art einziges Spiel des Zufalls, so genau in einem und demselben Meridian liegend, daß man, um einen Unterschied aufzustellen, bestimmte Plätze in den Sternwarten angeben muß: auf die Mittelpuncte der Arcen der Reichenbachschen Meridiankreise bezogen liegt nämlich die Altonaer Sternwarte nur $7\frac{1}{2}$ Toisen westlicher.

Wenn gleich die Ausdehnung des Bogens, welcher dem Stück des Erdmeridians zwischen diesen beiden Sternwarten am Himmel entspricht, schon aus den absoluten Polhöhen derselben, zu deren Bestimmung die fortgesetzten Beobachtungen fortwährend neue Beyträge liefern, sich ergibt, so war es doch von großer Wichtigkeit, die Bestimmung des Breitenunterschiedes noch auf eine andere Art, mit einem und demselben Instrument vom ersten Range, zu erhalten, und der Hofr. Gauß konnte dazu den trefflichen Ramsdenschen Zenithsector benutzen, welcher zu ähnlichen Operationen bey

der englischen Gradmessung angewandt und bekanntlich von Mudge ausführlich beschrieben ist.

Das Werk zerfällt in vier Abschnitte. Im ersten werden die beobachteten Sterne nachgewiesen. Es ist der eigenthümliche Character der neuern Beobachtungskunst, daß bey wichtigen Anlässen die Anzahl der Beobachtungen sehr vervielfältigt wird, um den Einfluß der Unvollkommenheit der Sinne und der Instrumente (denn absolut vollkommen kann keines seyn), so wie der unvermeidlichen von außen störenden Ursachen wenn auch nicht wegzuschaffen (denn das ist unmöglich) aber doch auf einen sehr kleinen Theil seiner sonstigen Größe herabzubringen. Dieser Zweck kann aber nur dadurch erreicht werden, daß man die einzelnen Fehlerquellen bey einer großen Menge von Beobachtungen auf vielfach verschiedene Art ins Spiel treten läßt. Daher können namentlich die unregelmäßigen Theilungsfehler eines nicht wiederholenden Instruments nur durch Beobachtung einer bedeutenden Anzahl von Sternen mit ungleichen Declinationen zur bestmöglichen Ausgleichung gebracht werden, und der Vf. wählte deshalb 43 Sterne in schicklichen Lagen zur Beobachtung aus, von denen manche noch in keinem Sternverzeichnisse vorkommen.

Der zweyte Abschnitt hat die Beobachtungen selbst zum Gegenstande, die in Göttingen vom Anfang Aprils bis zur Mitte des May, und nachher in Altona während des Junius angestellt wurden, und deren Anzahl sich auf 800 beläuft; sie sind alle einzeln aufgeführt, aber nicht in der ursprünglichen Gestalt des Tagebuchs, was dem Vf. unnöthig schien und den Umfang des Werks auf das Doppelte vergrößert haben würde, sondern sogleich nach den Sternen geordnet nebst ih-

ren Reductionen auf die mittlere Stellung, für den Anfang des Jahrs 1827.

Der dritte Abschnitt entwickelt die aus den Beobachtungen sich ergebenden Resultate. Das Hauptresultat ist der Breitenunterschied zwischen den beiden Sternwarten, welcher, in Beziehung auf die Plätze der Meridiankreise, nach mehrfachen von verschiedenen Gesichtspuncten ausgehenden Combinationen auf $2^{\circ} 0' 57'' 42$ festgesetzt wird, wobey nur eine wahrscheinliche Unsicherheit von $0'' 07$ zurückbleibt. Merkwürdig ist die aus den Beobachtungen auf das evidenteste hervorgehende Veränderung des Collimationsfehlers, welcher bey den Beobachtungen in Göttingen $3'' 76$, bey den Beobachtungen in Altona $1'' 39$ betrug, und diese Veränderung auf dem obwohl auf das vorsichtigste geleiteten Transport erlitten haben muß. Diese Thatsache ist besonders wichtig, um das der ältern Lapländischen Gradmessung gebührende Vertrauen zu würdigen, der man mit Recht die Unterlassung des Umwendens des Zenithsector's an jedem Beobachtungsorte zum Vorwurfe gemacht hat, und bey der die Gleichheit des Collimationsfehlers durch das, was darüber neuerlich in einer sonst sehr schätzbaren Abhandlung vorgebracht ist, keinesweges befriedigend gerechtfertigt wird. Man findet hier ferner die Beobachtungen des Wf. aus den Jahren 1820 u. 1824, welche zur Festsetzung der absoluten Polhöhe der Göttinger Sternwarte dienen; die Vergleichung des aus der hannoverschen Gradmessung folgenden Resultats für den Breitengrad mit den Dimensionen des Erdsphäroids, welche Walbef 1819 aus sämmtlichen zuverlässigen frühern Gradmessungen abgeleitet hat; die Ansichten des Wfs. von den Unregelmäßigkeiten der Erdfigur überhaupt; endlich die Verglei-

chung der aus gegenwärtigen Beobachtungen folgenden Declinationen der Zenithalsterne mit den Bradleyschen und Piazzischen Bestimmungen. Merkwürdig ist bey einem der kleinern Sterne (Piazzì XVI, 291) eine Differenz von $10'' 3$ mit Piazzì's Catalog, in welcher man nach den vom Vf. beygebrachten Gründen eine eigene Bewegung nicht verkennen kann.

Der vierte Abschnitt enthält die Bestimmung der Breite der Sternwarte Seeberg, aus den Beobachtungen, welche der Vorsteher dieser Sternwarte, Hr. Hansen, nach der mit dem Vf. genommenen Uebere einung gleichzeitig mit diesem an denselben Zenithalsternen mit dem Ertelschen Meridiankreise gemacht hat. Das auf 206 Beobachtungen gegründete Resultat erhält ein noch erhöhtes Interesse durch den Umstand, daß die Seeberger Sternwarte mit dem Hannoverschen Dreyeckssysteme durch die unter Leitung des Hn. Generalleutenants von Müßling gemessenen Dreyecke in Verbindung ist.

Endlich wird am Schluß noch das Resultat einer auf Veranlassung des Vf. von Hn. Dr. Schmidt ausgeführten neuen Berechnung sämtlicher bisherigen zuverlässigen Gradmessungen mitgetheilt, nach ähnlichen Principien zwar, wie der vorhin erwähnten Arbeit von Walbeck zum Grunde liegen, aber mit schärferer Rechnung, mit Berücksichtigung sämtlicher in den einzelnen Gradmessungen vorkommenden astronomischen Punkte (nicht bloß der Endpunkte), und mit Zuziehung der in gegenwärtigem Werke enthaltenen Resultate der Hannoverschen Gradmessung. Man kann diese Bestimmung der Dimensionen des Erdellipsoids als das zuverlässigste ansehen, was wir bis jetzt aus sämtlichen Breitengrad-Messun-

gen schließen können, und es ist interessant, dabey zugleich nach bestimmten Principien unsre Begriffe von dem Grade der Genauigkeit fixirt zu sehen, welcher dadurch bis jetzt erreicht werden kann.

P a r i s.

Bey Briere: Histoire politique et statistique de l'île d'Hayti, Saint-Domingue; écrite sur des documents officiels et des notes communiquées par Sir James Barskett, agent du gouvernement britannique dans les Antilles. Par M. Placide - Justin. 1826. 547 S. in 8.

Die von Frankreich erfolgte Anerkennung der Unabhängigkeit von St. Domingo hat in der letzten Zeit aufs neue die allgemeine Aufmerksamkeit und zwar wie zu erwarten vor allen in Frankreich selbst, auf die Insel gerichtet und zu einer Reihe von Druckschriften über dieselbe Veranlassung gegeben. Während jedoch die mehrsten derselben sich nur mit den Schicksalen der Insel seit dem Ausbruche der französischen Revolution beschäftigen, hat sich der Verfasser der gegenwärtigen Schrift ein weiteres Ziel gesteckt, indem er in elf Büchern die Geschichte von St. Domingo von seiner ersten Entdeckung an bis auf die Emancipationsordonnanz vom 17ten April 1825 abhandelt. Wiewohl sich aber derselbe vielfach besonderer wichtiger Mittheilungen berühmt, hat Refer. davon jedoch nur selten einzelne Spuren gefunden, vielmehr enthält das Buch fast nur das schon allgemein Bekannte, was oben drein nicht selten selbst mit den eigenen Worten früherer Schriftsteller wiedererzählt ist. So ist namentlich Pamphile Lacroix oft wörtlich aus-

geschrieben, so stimmt die Erzählung von den neueren Verhandlungen mit Frankreich ganz und gar mit der von Wallez überein, nur das letztere zuweilen genauer und ausführlicher ist. Nur was die Geschichte von St. Domingo vor dem Ausbruche der Revolution betrifft, hat unser Verfasser das Verdienst, daß er manche Actenstücke darin aufgenommen, die man sonst nicht leicht, wenigstens nicht so zusammengestellt findet, wie z. B. die früheren spanischen und französischen Ordonnanzen über die Organisation der Insel und den bekannten Code noir von 1685; dagegen ist die Geschichte der neueren Zeit nur durch einzelne wenige bisher unbekannte Actenstücke bereichert, worunter vornehmlich ein Brief Toussaint Louverture's an Bonaparte, als Antwort auf das von letzterem durch Leclerc dem Regergenerale übersandte bekannte Schreiben vom 18ten November 1801 angeführt zu werden verdient. Die Geschichtserzählung selbst schließt mit der Ordonnanz vom 17ten April 1825; angehängt sind derselben kurze statistische Angaben, angeblich über den gegenwärtigen Zustand der Insel, wiewohl sie sich größtentheils nur auf den Zustand vor der Revolution beziehen, unter folgenden zum Theil sonderbar zusammengestellten Rubriken: Geographie; Vorgebirge, Buchten und Flüsse; Klima, vorzüglichste Städte; Producte; die Angaben hierüber betreffen ausschließlich die Zeit vor der Revolution. Bevölkerung. Eine im Jahre 1824 von der haitischen Regierung selbst bekannt gemachte Schrift berechnet die gesammte Bevölkerung auf nicht weniger als 935,335 Köpfe, wogegen sie unser Verfasser nach Privatmittheilungen, die er seit der Ordonnanz vom 17ten April

1825 erhalten haben will, nur auf 700,000 Einwohner anschlägt, worunter 500 eingebürgerte Weiße, 10,000 nur domicilierte Fremde, 84,000 farbige Menschen aller Art und 605,000 Neger. Land- und Seemacht. Die officiellen Bekanntmachungen geben die reguläre Armee zu 45,000, die Nationalgarde zu 113,000 Mann an; unser Verfasser glaubt ebenfalls nach Privat-Mittheilungen die erstere nur auf 26 bis 27000 Mann schätzen zu dürfen; von der Nationalgarde seyen kaum 15,000 Mann gehörig bewaffnet. Ertrag von Grund und Boden, nebst einigen theilweisen Angaben über die Ausfuhr in den letzten Jahren. Abgaben und Einkünfte. Der Gesammt'ertrag aller öffentlichen Einkünfte wird gegenwärtig geschätzt auf 37 Millionen Franks. Territorialeintheilung, nicht die gegenwärtige, sondern die frühere vor der Revolution. Regierung — unter dieser Rubrik gibt der Verfasser nur die republicanische Verfassung vom 27. December 1806, ohne ihrer Revision im Jahr 1816 irgend Erwähnung zu thun. Cultur. Defentlichlicher Unterricht. Sittlicher Zustand. Von allen neuen americanischen Staaten hält unser Verfasser Hayti für den civilisirtesten, was er jedoch vorzugsweise nur von dem jüngeren Geschlechte verstanden wissen will. Als Appendix sind einige Bemerkungen über die Zölle und die Ein- und Ausfuhrgebühren auf Hayti, in Gemäßheit des letzten auf der Insel publicierten Zollgesetzes vom 8ten April 1825 angeführt. Eine Charte gestochen nach der des Ritters Lapie, ist dem Buche beygelegt.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

98. 99. Stück.

D e n 19. J u n i u s 1828.

L o n d o n.

Bey Burges und Hill: Transactions of the associated apothecaries and Surgeon-apothecaries of England and Wales. Vol. I. 1825. CLXVIII u. 424 S. in 8.

Lange Kämpfe hatte das Collegium der sogenannten Apothecaries und Surgeon-Apothecaries zu bestehen, ehe es zu einem gewissen Grade von Selbstständigkeit zu gelangen vermochte, Kämpfe, die, wenn es auch nicht vollkommen seinen Zweck erreichte, ihm doch eine bestimmte Stellung gegen das Königl. Collegium der Aerzte gaben, und die in der weitläufigen Vorrede von 168 Seiten mit allen dahin gehörenden Actenstücken und darauf Bezug habenden Parlamentacten, mitgetheilt werden, eine Weitläufigkeit, durch welche es dem deutschen Leser schwer wird sich hinzuarbeiten. Für den an weitschweifige Parlamentverhandlungen gewöhnten Engländer mögen sie immerhin von Interesse seyn, zumahl da eine so große Menge von Menschen dabey betheiltigt

waren, welches schon daraus hervorgeht, daß die Zahl der Mitglieder des Collegiums allein über 1500 beträgt. Lassen wir diese Verhandlungen auf sich beruhen, desgleichen auch den ersten Aufsatz dieser sonst so interessanten Sammlung von Abhandlungen, der 136 Seiten einnimmt, und Ansichten über die Bildung und Pflichten derer, welche sich der Ausübung der Arzney- und Wundarzneykunst widmen, enthält. Er ist von Thomas Alcock, und liefert die Beantwortung einer vom Collegium über diesen Gegenstand aufgestellte Preisfrage. Mit Recht dringt der Vf. gewiß auf eine allgemeine Bildung und auf ein systematisches Studium unserer Wissenschaft, ein Beweis, daß es auch in England oft wie bey uns geht, wo Barbiergefellen und Apothekergehülften ohne alle Vorkenntnisse auf Academien gehen, dort höchstens zwey Jahre lang das Receptschreiben zu lernen suchen, dann als Doctores legitime promoti heimkehren, und durch Charlatanerie zu ersetzen wissen, was ihnen an Kenntnissen abgeht. Doch in England wie bey uns möchte wohl eine Abänderung dieses Uebelstandes noch lange ein *pium desiderium* bleiben. — Wenden wir uns von diesem unangenehmen Gegenstand, wo doch nur tauben Ohren gepredigt wird, zu den eigentlichen medicinischen Abhandlungen. — Fall von chronischer Entzündung und Verwachsung des Herzbeutels mit dem Herzen; von James Johnson M. D. Der Kranke litt an Husten ohne Auswurf, Fieber und Abmagerung, abwechselnd mit rheumatischen Schmerzen in den Gliedern; hierzu kam später eine Apoplexie, welche ihn in acht Tagen tödtete. Das Herz schlug immer heftig, der Puls war regelmäßig aber gespannt, keine Pulsation im Epigastrium. Bey der Leichenöffnung fand man die Blutgefäße

im Gehirn überfüllt, im hintern Lappen des Gehirns eine Spalte, welche mit dem Ventric. lateralis in Verbindung stand, und etwa eine Unze Blut enthielt. Die Lungen waren gesund, das Pericardium aber durch chronische Entzündung so fest mit dem Herzen verklebt, daß man beide auch durchs Messer nicht trennen konnte. Weitere organische Verletzungen waren nicht zugegen. — Geschichte einer von selbst entstandenen Ruptur des Uterus im siebenten Monate der Schwangerschaft; von Charles Shillilo. Mit 3 Kupfern. Eine höchst interessante Geschichte. Eine zum zwölften Male schwangere Frau litt im sechsten Monate an einer heftigen Pleuritis und Peritonitis, im siebenten Monate stellten sich einige wenige Wehen mit Bluterguß aus der Vagina ein, wobey der Muttermund nur wenig offen war. Frost, heftiges Fieber, intermittierender Puls, Kälte und Schwere im Unterleibe, wie auch Schmerzen bey dem Druck folgten bald, und gegen Abend entdeckte man einen Riß im Gebärmutterhalse. Unter Zufällen mancher Art verstrichen zehn Tage, als es gelang den halb verweseten siebenmonatlichen Fötus durch die Spalte herauszuziehen. Alles schien einen glücklichen Erfolg zu versprechen, indem die Entbundene sich zusehends erholte, allein am zehnten Tage nach der Entbindung fanden sich wieder Frost, Unvermögen zu schlucken, Aphthen &c. ein, und am zwölften starb sie. Bey der Leichenöffnung fand man die Spalte im Uterus, nebst bedeutenden Zerstörungen desselben, und einen Sack, worin der Fötus gelegen hatte zwischen dem Bauchfell und den Eingeweiden. Die Mittheilung der näheren Details erlaubt leider der Umfang dieser Blätter nicht. — Fälle, in welchen gewisse, gewöhnlich für unverdaulich gehaltene Nahrungsmittel, sich als heftige

narcotische Gifte gezeigt haben. Von Charles Thom. Haden. Alle diese Fälle beweisen nur, daß auch unschuldige Nahrungsmittel bey einem schwachen oder in Unordnung gerathenen Verdauungssysteme schädlich werden, und bey der genauen Verbindung zwischen Magen und Gehirn auch letzteres afficieren können. Dieß war der Fall mit Orangen bey einer Entzündung der Schleimhäute der Eingeweide, und bey einem zu Hirnleiden geneigten Kinde, mit gebratenem Schweinefleisch bey einer siebenzigjährigen Frau, gesalzenem Schweinefleisch und Gemüse bey einigen jungen Kindern, Ochsenherz, bey einem schwachen Kinde, desgleichen auch Hammelschnitte. Wem kommen nicht täglich ähnliche Fälle vor? Zum Schluß sollen noch ein Duzend Kirschen Schuld seyn, daß eine alte Frau nach einem heftigen Schreck Apoplexie bekam (!!). — Fall von Verletzung der oberen Kinnlade; von John Powell Esq. Durch den Hufschlag eines Pferdes waren zwey der Schneidezähne, außer andern Verletzungen, gänzlich in die Nasenhöle gedrungen. Die Folge hiervon war eine bedeutende Erschwerung des Athemholens, besonders während des Schlafes, und ein unerträglicher Geruch aus der Nase. Erst zehn Jahre nach diesem Zufalle gelang es dem Wf. unter heftigen Schmerzen erst ein Stück cariöser Knochen, und dann auch die beiden Zähne durch die Nasenlöcher zu entfernen, wornach alle Beschwerden aufhörten, und kaum eine Spur von Verletzung zurückblieb. — Ueber die Behandlung schmerzhafter Uebel der Nerven, welche von örtlicher Verletzung entstehen; von George R. Rodd Esq. Das Mittel, welches der Wf. gegen Neuralgien anwendet, ist wohl ziemlich bekannt, nämlich die Belladonna. Er läßt äußerlich mit einer Auflösung des Extracts von zwey Drachmen in

einer Unze Wasser waschen, und gibt es zugleich auch innerlich. Die mitgetheilten Fälle sind die von einem Ischias nach einem Stöße und nach einer Schwangerschaft. — Fall von Aneurisma der Aorta; von John Hunter Esq. jun. Während des Lebens des Kranken ahndete man kaum die Existenz dieses Uebels. Heftige bohrende Schmerzen unter der linken Scapula, ohne Geschwulst, ohne ein dem Kranken oder dem Arzte fühlbares Klopfen, ohne Unregelmäßigkeit im Herz- und Pulschlage, in der letzten Lebenszeit mit Schlaflosigkeit, Uebelkeit und Abmagerung, waren fast die einzigen Symptome. Ein Blutspeyen machte dem Leben ein Ende. Bey der Leichenöffnung fand man in der rechten Lunge Blut extravasirt, das Herz ungewöhnlich blaß, seinen linken Ventrikel verdünnt, in der Aorta, etwa andert- halb Zoll ehe sie die innominata abgibt ein Loch von einem Zoll Weite, welches zu einem unver- letzten ungeheuern aneurismatischen Sacke führte, der acht Zoll lang war, und ein und zwanzig Zoll im Umfange hatte. Er ruhte auf den sechs obersten Rückenwirbeln, deren Körper durch Ulce- ration halb zerstört waren; die ihnen zugehörenden Rippen zeigten sich zum Theil zerbrochen. Im Sacke lagen zwey Pfund zehn Unzen Coagulum. — Ueber die Verpflegung der Kirchspielsarmen; von Robert Master Kerrison M. D. — Ohne all- gemeines Interesse. — Fälle von schlechtem Ver- fahren in geburtshülfslicher und chirurgischer Hin- sicht 2c. von David Evans Esq. Eine Samm- lung von Scandelis, zu denen sich leider auch bey uns wohl einige Gegenstücke finden ließen. Eine Hebamme skalpierte ein Kind, dessen vor- liegenden Kopf mit Geschwulst sie für die vorlie- gende Placenta hielt; bey einer kurz nach der Entbindung gestorbenen Frau fand der Vf. den

ganzen Uterus voll Blut und die Placenta lose in demselben; zwey andere starben gleichfalls an Verblutung, ohne daß die Nachgeburt entfernt worden war; eine Hebamme schnitt den vorliegenden Arm ab; ein Geburtshelfer nach der Wendung den Fuß, eine Hebamme gab bey Entzündung des Muttermundes erhitze Dinge zc. Nicht völlig so auffallend sind die chirurgischen Fälle, und sämmtlich von Nicht-Chirurgen behandelt. — Fall von Vergiftung durch Opium, glücklich gehoben durch mechanische Entleerung des Magens, so wie auch von glücklicher Operation einer Geschwulst in der Mutterscheide; von David Evans Esq. Im ersten Falle wurden etwa anderthalb Unzen Opiumtinctur mit einem halben Pfunde Brandtwein verschluckt. Der Vf. sah die dem Tode schon nahe Kranke eine Stunde nach der Vergiftung, er brachte eine biegsame Röhre in den Schlund, und sprühte ungefähr drey Pinten Wasser in den Magen, welches er durch einen Druck wieder entfernte, und so lange dieß wiederholte, bis die Flüssigkeit keinen Opiumgeruch mehr hatte. Zuletzt injicierte er noch ein Brechmittel, welches auch wirkte, und wonach alle Symptome von Vergiftung verschwanden, es stellte sich aber eine Pneumonie ein, welche trotz allen Mitteln nach sechs Tagen den Tod herbeiführte. Die Geschwulst in der Vagina in dem zweyten Falle wurde durch Einschnitte in dieselbe entleert, und verlor sich dann von selbst. Auf die gleichzeitige Schwangerschaft hatte dieses Verfahren keinen Einfluß. — Ueber venöse Congestion; von Thomas Sandwich. Was der Vf. mit dieser Abhandlung beabsichtigt, sieht Ref. nicht ein. Sie beweiset nur, daß venöse Congestionen im Gehirne, den Lungen und der Leber zuweilen vorkommen, und nach der Natur der Individuen eine verschiedene Form

annehmen, auch in ihren höhern Graden oftmahls Blütausleerungen erfordern. Wer hat wohl daran je gezweifelt, und wem sind wohl nicht solche Fälle vorgekommen? — Bericht über eine ungewöhnliche Schwangerschaft, bey welcher die Geburt eines unreifen Kindes der eines reifen um zwey Monate voranging; von W. Newnham Esq. Eine Frau wurde im siebenten Monate von einer unreifen Frucht entbunden, der schnell die Nachgeburt folgte, wonach die Wehen gänzlich aufhörten. Erst 59 Tage nachher erfolgte die Geburt des zweyten ausgetragenen Kindes ganz regelmäßig. Ein Fall der für die Geburtshülfe gewiß nicht unwichtig ist. — Fälle, welche die Wirksamkeit des Colchicum beweisen. Von G. Wallis M. D. Wenige Jahre sind kaum verstrichen seit das Colchicum auf das angelegentlichste empfohlen wurde, und schon ist es beynahе wieder in Vergessenheit gerathen. Der Vf. glaubt dieses dem Umstande zuschreiben zu müssen, daß es in den unrichten Fällen angewendet wurde, seiner Meinung nach hat es die Wirkung, daß es die Reizbarkeit der Nerven und des Gehirns herabstimmt, und dem zufolge auch die Thätigkeit des Herzens und der großen Gefäße mäßigt; als ein gewöhnliches Febrifugum wirkt. Die von ihm erzählten Fälle, welche den Beweis hierzu liefern sollen, sind folgende: 1) fieberhafter Rheumatismus bey einem vollsaftigen Manne. Nach anhaltendem Gebrauche von Abführungsmitteln, Ekel erregenden Arzeneyen, Blütausleerungen ic. nahm das Uebel zu. Er gab ihm Pulver aus 7 Gran Colchicum mit Pulv. Doveri, und nach vier Tagen war das ganze Uebel verschwunden. — 2) Hysteritis bey einem vierzehnjährigen Mädchen; auch hier waren Abführungsmittel und Blütausleerungen vorgegangen, wodurch die Entzündung einen nervösen

Character angenommen zu haben scheint. Pulver aus 3 Gran Colchicum mit Calomel hoben schnell die Krankheit. — 3) Tiefstehende Entzündung der Lungen. Husten, Brustschmerzen, trockne braune Zunge, harter Puls hatten bey einem siebenjährigen Knaben schon drey Wochen gedauert. Pulver aus 3 Gran Colchicum mit Calomel erregten einen, wie es scheint kritischen, sehr heftigen Schweiß, dem Genesung folgte. — 4) Pleuritis. Nach zweymaligem Aderlaß wurde das Colchicum mit Nitrum gereicht, Husten, Schmerz und Fieber verloren sich bald, ein Rückfall wurde durch dieselben Mittel gehoben. — 5) Phthisis pulmonalis. Scheint noch nicht ausgebildet gewesen zu seyn. — 6) Anfangender Hydrocephalus bey einem zweyjährigen Kinde. Auch hier waren die gewöhnlichen Mittel schon ohne Erfolg gebraucht; das Colchicum zu zwey Gran alle Stunde führte noch die Genesung herbey. — 7) Diabetes bey einem hysterischen Frauenzimmer. Fast unmittelbar zeigte sich nach der Anwendung des Colchicum eine Abnahme der Harnabsonderung, bey Aussetzung desselben aber wieder eine Vermehrung derselben, bis der anhaltende Gebrauch dieses Mittels das Uebel gänzlich hob. Aufmerksamkeit verdienen diese Fälle gewiß. — Ueber die Behandlung einer eigenthümlichen Art von Lahmheit; von Thomas Haden Esq. Die Art von Lahmheit welche der Gegenstand dieser Abhandlung ist, ist diejenige, welche von dem Plattfuße herrührt. Um der Fußsohle wieder die nothwendige Höhlung zu geben, wird empfohlen mehrfach zusammengelegtes Heftpflaster unter der Sohle zu befestigen, und dieses täglich etwas dicker zu machen. — Ueber die Behandlung der Klumpfüße; von demselben. Die hier empfohlene Behandlungsweise ist höchst einfach; man soll nämlich ein Stück Heftpflaster von

einem Zoll Breite und zwölf Zoll Länge nehmen, es an der äußern Seite des Beines mit seinem einen Ende festkleben, das andere über den Rücken des Fußes fortführen, die Sohle stark nach außen biegen, und sie in dieser Lage durch das Heftpflaster, welches unter ihr wieder zur äußeren Seite des Beines geführt, und dort befestigt wird, erhalten. Täglich muß das Heftpflaster erneuert und durch eine Binde unterstützt, Nachts aber zu beiden Seiten des Fußes bis zum Knie hinauf eine Schiene angelegt werden. Je jünger das Subject, desto leichter und schneller geht die Heilung.

— Bemerkungen über eine Reihe von Fällen inflammatorischer Diarrhoe, welche sich im Winter 1820 — 1821 zeigten; von Charles Thomas Hayden. Diese Diarrhoen, welche beynahc epidemisch herrschten, waren inflammatorisch = biliöser Natur, und erforderten anfänglich starke Ausleerungsmittel, welche eine bedeutende Menge Galle entfernten, dann aber ein antiphlogistisches Verhalten, selbst mäßige Blutausleerungen; Calomel, Opium und Kampfer waren indessen die Hauptmittel.

— Bemerkungen über den Bruch der Patella; von Robert Palf Mogridge Esq. Da die Vereinigung der gebrochenen Kniescheibe sehr oft nur unvollkommen von statten geht, schlägt der Vf. einen neuen, wie es scheint sehr zweckmäßigen und einfachen Apparat dazu vor, dessen Beschreibung aber ohne die dazu gehörende Abbildung unverständlich ist.

— Practische Bemerkungen über den Bruch der Patella und des Olecranon; von Thomas Alcock. Nach des Vf. Beobachtungen bedarf es nur einer sehr geringen Gewalt die getrennten Knochenstücke der Patella in Berührung zu erhalten, sobald man nur dafür sorgt, daß der Schenkel im Hüftgelenke gebogen ist, wodurch die das obere Knochensegment in die Höhe zie-

henden Muskeln erschlafft werden. Diese Kraft werde, glaubt er, hinlänglich durch nicht zu fest anliegende Binden, welche sich über der Patella kreuzen, erreicht, und die Heilung auf diese Weise ohne bedeutende Beschwerden erzielt. Ein gleiches sey mit dem Bruch des Olecranon der Fall, auch hier reiche eine anhaltende Extension des Armes beynahе einzig hin. — Einige Bemerkungen über den Nutzen des Opium in gewissen entzündlichen Krankheiten; von John Armstrong M. D. Bey allen acuten Entzündungen lassen sich bekanntlich zwey Stadien annehmen, das der erhöhten Thätigkeit und das des Collapsus; in dem ersteren derselben ist es, wo der Wf. das Opium anwendet, und zwar auf folgende Weise: hat die Entzündung in dem Theile des Bauchfells, welcher den Magen oder die Eingeweide überzieht, ihren Sitz, so läßt er in seiner Gegenwart so lange zur Ader, bis Ohnmacht eintreten will. Sobald der Kranke ein wenig zu sich gekommen ist, reicht er ihm wenigstens drey Gran gutes Opium in Form einer weichen Pille, und empfiehlt nun Ruhe und wo möglich Schlaf. Hierdurch will er es verhüten, daß die Kraft und Häufigkeit der Bewegung des Herzens, und also auch die Entzündung zurückkehrt. In vielen Fällen ist dieß Alles, was zur Heilung nöthig; findet er aber, daß nach drey bis vier Stunden die Schmerzen noch da sind, so wiederholt er den Aderlaß in demselben Maße, gibt dann aber 2 Gran Opium mit 4 — 5 Gran Calomel; sehr selten ist ein dritter Aderlaß mit Wiederholung des Opium und Calomel nöthig, aber zuweilen bey zurückbleibendem localen Schmerz Blutegel auf den Unterleib. Abführungsmittel sind nicht nöthig, da nach den Blutaussäuerungen meistens Deffnung erfolgt, mehr passen sie, wenn das Pe-

ritonaeum allein leidet, was aber wohl selten der Fall ist. Bey acuter Hepatitis tritt die nämliche Behandlung ein, jedoch sind hier Calomel und Abführungsmittel nothwendig. Sollte indessen das Gehirn an der Entzündung in diesen Fällen Theil haben, so muß man natürlich mit dem Opium sehr vorsichtig seyn, und es erst anwenden, wenn alle Symptome von Entzündung in diesem Organe verschwunden sind. Gleichfalls leistete diese Methode gute Dienste bey heftiger Entzündung des Pericardium, der Pleura und der Lungensubstanz, nicht zu empfehlen ist sie dagegen bey der der Schleimhaut der Bronchien. — Fall von einem abgestorbenen Ey; von J. Hayes. Ein im fünften Monate schwangeres Frauenzimmer bekam nach einem Schreck alle Anzeichen eines bevorstehenden Abortus, Schmerz vom Kreuz zu den Knien ziehend, Abgang von Blut, Frost mit Hitze abwechselnd, ein Gefühl von Schwere und Kälte im Unterleibe ic. Durch Ruhe und einen Aderlaß verloren sich diese Erscheinungen allmählich, sie vollendete ohne weitere Beschwerde ihre Schwangerschaft und wurde von einem gesunden Kinde entbunden. Eine Stunde nach der Entbindung erst entdeckte man ein zweytes Kind im Uterus und zwar einen schon sehr in Fäulniß übergegangenen viermonatlichen Fötus. — Zwey Fälle von Obstruction des Colon; bey dem einen vermuthete man ein organisches Leiden der Aorta und des Herzens, bey den anderen fand man sie auch; von W. C. Gallow Esq. — №. 1. Der Vf. wurde zu einem neunzehnjährigen seit vier Tagen an Kopfschmerz und Uebelkeit leidenden Mädchen gerufen, und fand sie in einem vollkommenen Zustande von Coma, mit blassem Gesichte, erweiterten Pupillen, schnellem schwachen Pulse und kalten Extremitäten. Nach einem Aderlaß,

Abführungsmitteln, Blasenpflastern u. erholte sie sich in einigen Tagen; kaum genesen stellten sich aber Symptome einer acuten Hepatitis ein, wobey die Leber stark angeschwollen zu seyn schien. Allmählich verschwand diese, es blieb aber Neigung zu Ohnmachten, beschleunigter Puls, Kopfschmerz und hartnäckige Verstopfung zurück; die Lungen fingen an zu leiden und nach neun Monaten machte Schwindsucht dem Leben ein Ende. Einige Wochen vor dem Tode waren die unteren Extremitäten ganz kalt und ödematös, beständig Verstopfung und Tenesmus zugegen, desgleichen Herzklopfen, täglich Ohnmachten, der Puls immer sehr beschleunigt, aber nicht intermittierend. —

N^o. 2. Die Schwester der vorigen Kranken. Hier fing das Uebel mit hartem trockenem Husten, Kopfschmerz, Uebelkeit, Verstopfung, eigenthümlichen Schmerzen in den Fuß- und Handgelenken, kalten Füßen, trockner Haut an. Der Unterleib war unregelmäßig aufgetrieben, schmerzhaft, Deffnung erfolgte nur künstlich mit Schmerzen und Tenesmus. Fünf Monate dauerte dieser Zustand trotz aller angewendeten Mittel, als sie über heftige Schmerzen unter dem Rande der Rippen rechter Seite, bis zum Rückgrad sich erstreckend, klagte, und man hier eine deutliche Anschwellung fühlte. Nach drey Monaten später stellte sich heftiges Herzklopfen, Taubheit der untern Extremitäten, heftiger Schmerz an den Rückenwirbeln zwischen den Schulterblättern, der durch Druck vermehrt wurde, colliquative Schweisse, Fieber, große Schwäche ein, wobey der Husten jedoch geringer wurde, und nach elf Monaten erfolgte der Tod. Bey der Leichenöffnung fand man das Colon in seiner ganzen Länge so ausgedehnt, daß es die ganze Unterleibshöhle ausfüllte und die dünnen Gedärme ganz in die Beckenhöhle gedrängt hatte,

die Leber und Lungen waren gesund aber zusammengeschrumpft, das Herz sehr erweitert und verdünnt, insbesondere der linke Ventrikel, der Arcus aortae um das doppelte erweitert, die Aorta descendens bis zu ihrem Eintritt ins Diaphragma so ausgedehnt, daß sie sechs Zoll im Umfange hatte, unterhalb dieser Stelle aber sehr verengert und vollkommen blutleer. Mit Recht gewiß schließt der Vf. das Uebel sey vom Colon ausgegangen, dieses habe die Aorta im Unterleibe comprimiert, wovon die Erweiterung derselben oberhalb des Zwerchfells und die des Herzens Folge gewesen sey. — Ungewöhnlicher Fall von Zwillingsschwangerschaft und Entbindung, so wie von einem elf Monate lang in der Gebärmutter zurückgebliebenen todten Fötus; von John Powell Esq. Eine Frau wurde natürlich, nur etwas langsam von einem gesunden Mädchen entbunden; es entstand gleich nach der Entbindung eine heftige Haemorrhagie, die aber durch Entfernung der Placenta und äußeren Druck auf den Uterus, der sich regelmäßig zusammenzog, bald gehoben wurde. Beym abermaligen Untersuchen fand man noch einen zweyten in einer Membran befindlichen, dem Anschein nach vier Monate alten Fötus, der durchaus keine Spuren von Fäulniß an sich trug. Die dazu gehörende Placenta hatte die Größe einer Handfläche; war fest, fleischartig, tuberculös und nicht schwammig, auch fehlten die Verästelungen der Umbilicalgefäße auf ihrer Oberfläche. Einen zweyten Fall beobachtete der Vf. in welchem die Placenta eine ganz ähnliche Beschaffenheit hatte, nur daß sie viele Hydatiden enthielt. Der Abortus erfolgte erst im elften Monate der Schwangerschaft; den Fötus selbst sah derselbe nicht, indem er wahrscheinlich unbemerkt mit dem Blutcoaguluen weggegangen war. Auf den er-

sten Blick scheint der erste dieser Fälle offenbar einer von Superfötation gewesen zu seyn, betrachtet man ihn aber genauer, so muß man dem Vf. Recht geben, wenn er der Meinung ist, die krankhafte Beschaffenheit der Placenta sey Ursache des zurückgebliebenea Wachsthums des zweyten Fötus gewesen, wenn gleich sie nicht einen so hohen Grad erreicht, um sein Absterben und seine frühzeitige Austreibung zu bewirken. — Fall von glücklicher Heilung eines durchschnittenen Halses; von Charles Thomas Haden. Die mit einem Rasiermesser gemachte Wunde erstreckte sich von einem Sternocleido-mastoideus zum anderen, der Schnitt ging durch die Cartilago thyroidea, so daß man die hintere Wand des Pharynx sehen konnte, ein Theil derselben war fast gänzlich getrennt, und zog sich bey jeder Inspiration in die Luftröhre. Die Verwundete hustete mit großer Heftigkeit fast unaufhörlich, Blut verlor sie sehr viel, wenn gleich keins der größeren Gefäße verletzt war und nur ein oberflächliches die Ligatur erforderte. Nachdem die Blutung aufgehört hatte, und die Wunde sehr sorgfältig gereinigt war, wurde der lose schwebende Theil des Knorpels gänzlich weggeschnitten, und zwey Ligaturen angelegt, da die Arterien aber sehr heftig schlugen, und sich der Schleim aus der Trachea durch die Wunde entfernen mußte, diese nicht fest zugezogen. Durch Sprechen und Trinken, wobey die Flüssigkeiten zur Wunde herauskamen, wurde der Husten aufs äußerste vermehrt. Nach zwey Stunden schon war die Reizung aus der Wunde verschwunden, und der Husten viel gelinder, weshalb man die Ligaturen fester zog, und sie durch Heftpflaster verstärkte; Trinken und Sprechen wurde durchaus nicht erlaubt. Bey dieser einfachen Behandlung gelang die Heilung dieser bedeutenden Halswunde,

ein Fall der indessen wohl so ganz selten nicht vorkommt. — Fall von Opiumvergiftung; v. J. Hayes. Ein Frauenzimmer verschlang ungefähr vierzehn Drachmen Opiumtinctur. Der Vf. sah sie eine halbe Stunde nach der That. Sie lag in Stupor mit halb offenem Munde und verschlossenen Augen, blauen Lippen, erweiterten Pupillen, gerötheter Conjunctiva, häufigem unregelmäßigen Pulse, langsamer erschwerter Respiration. Die Muskeln waren schlaff, zuweilen etwas convulsivisch, Vorderkopf, Schläfen und Nacken sehr heiß. Es wurde ihr so bald als möglich eine starke Auflösung von Zinkvitriol eingefloßt, welche nach einer viertel Stunde starkes Erbrechen erregte, und hiermit einige Mal fortgeföhren, zugleich Ammonium unter die Nase gehalten, und sie so viel es anging, rasch im Zimmer herumgeföhrt, zugleich kalte Umschläge auf den Kopf gemacht, und später Naphtha aufgetröpfelt, dann auch noch ein starker Aderlaß vorgenommen. Als alles Opium aus dem Magen entfernt zu seyn schien, bekam sie säuerliche Getränke, ein paar Tassen Kaffee, ein Abführungsmittel und ein Klystier. Am folgenden Tage war sie außer Gefahr und genas bald. Sehr rühmte sie später die wohlthätige und angenehme Wirkung des Auftröpfelns der Naphtha. — Bemerkungen über die Neuralgie als eine Klasse von Krankheiten, von David Uwins M. D. An diesen Bemerkungen ist nichts interessant als die am Ende angehängte Geschichte einer Aphonie. Ein Frauenzimmer litt an derselben seit länger als vier Monaten; der Vf., eine Unthätigkeit der Nerven für die Ursache derselben haltend, wandte den Galvanismus an, indem er das Epigastrium mit dem einen Pole einer schwachen Voltaschen Säule in Verbindung brachte, und den andern mit den Nackennerven, und innerlich dabey salpetersaures Silber gab. Schon nach acht Tagen war die

Aphonie gehoben. — Fall von angeborner Trennung des Gaumens, bey welchem die Vereinigung der getrennten Theile gelang; von Thomas Alcock. Der Gegenstand der Operation war ein junger Mensch von 22 Jahren, der dieses Uebel mit auf die Welt gebracht hatte. Die Deffnung nahm die ganze Länge des weichen Gaumens und der Uvula ein, so daß man bey offenem Munde den hintern Theil der Nasenlöcher sehen konnte, die Ränder standen ungefähr 3 Zoll weit auseinander, und ließen sich leicht in Berührung bringen. Mittelst einer Scheere wurden sie, wie bey der Operation der Hasenscharte wund gemacht, und dann durch zwey kleine ziemlich stark gekrümmte Nadeln zwey Ligaturen eingeführt. Bedeutende Entzündung, oder sonstige Zufälle erfolgten nicht, als man aber am vierten Tage die Ligaturen wegnahm, war die Vereinigung nur an einer kleinen Stelle zu Stande gekommen, weshalb die Operation wiederholt wurde, allein mit demselben Erfolge. Ein dritter Versuch, bey welchem man statt der Scheeren das Messer nahm, war nicht glücklicher. Bey einem vierten Versuche bediente man sich der Hasenschartennadeln, denen man eine der Gestalt des Gaumen anpassende Form gegeben hatte, und nun erst war der Erfolg erwünscht, und die Vereinigung vollständig. Eine Abbildung erläutert die Beschaffenheit des Gaumens, und die Gestalt der Nadeln. — Kurze Biographie von William Richard Morell. Er war der Sohn eines Predigers in Westminster und wurde den 11. März 1761 geboren. Er diente als Stabswundarzt in den Feldzügen in Holland, Egypten, Portugal und Italien, war dann am York Military Hospital, Chelsea angestellt, und starb am 23. März 1823.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

100. Stück.

Den 21. Junius 1828.

L o n d o n.

Travels in various countries of Europe, Asia and Africa by Edward Daniel Clarke, LL. D. Part the third. Scandinavia. Section the second. 1823. 555 Seiten in Quart. Mit vielen Kupferstichen und Holzschnitten.

Wir liefern hier die durch zufällige Umstände sehr verspätete Anzeige des letzten Theils von dem großen Reiserwerke, des für die Wissenschaften und für seine zahlreichen Freunde viel zu früh verstorbenen Clarke. Der treffliche Verf. erlebte die Vollendung der Herausgabe seines Hauptwerkes, auf dessen Bearbeitung er die größte und gewissenhafteste Sorgfalt verwandt hatte, nicht. Zwölf Kapitel des vorliegenden Bandes waren von ihm für den Druck ausgearbeitet und unter seiner Aufsicht gedruckt; die drey letzten Kapitel sind dagegen durch einige seiner Freunde, aus den Reise-Journalen und anderen unter den Papieren des Verstorbenen gefundenen, handschriftlichen Notizen, zusammen-

getragen. Dieser Band enthält den Schluß der nordischen Reisen des Verfassers. Man findet darin Nachrichten über Christiania und die Kongssberger Silberbergwerke; einen Bericht der Reise durch Wermeland, Dalekarlien, Westmannland; Bemerkungen über Upsala und Stockholm; die Erzählung einer Reise von Ubo nach Petersburg und zuletzt einige Bemerkungen über Petersburg. Daß von uns bey der Anzeige der ersten Abtheilung dieser scandinavischen Reise ausgesprochene, allgemeine Urtheil (Gött. gel. Anz. 1820. 190. St.), kann auch für die zweyte Abtheilung gelten. Ref. hatte auch bey dieser die Freude, die mehrsten Schilderungen sehr treffend zu finden und viele Ansichten und Urtheile zu lesen, die mit den seinigen vollkommen übereinstimmen. Stieß er dagegen dann und wann auf Aeußerungen, die mit seinen Meinungen im Widerspruche stehen, so durfte ihm solches wohl nicht auffallend seyn, da der Verf. und Ref. unter sehr abweichenden Verhältnissen Skandinavien bereisten; da der Deutsche das Ausland von einem ganz anderen Standpuncte betrachtet, als der Engländer; und da ja überhaupt die verschiedene Individualität und Stimmung des Reisenden, einen so großen Einfluß geltend machen, auf die Art und Weise, wie er Eindrücke empfängt und wie er das, was er findet, beurtheilt.

Das erste Kapitel handelt hauptsächlich von Christiania. Die reizende Lage der Hauptstadt Norwegens, an einem zwischen mahlerischem Gebirge weit ausgedehnten Meerbusen, versinnlicht ein sehr treuer Kupferstich. In Christiania weiß man von Bergen ungleich weniger, als von London und Paris. Auch hier also die Wahrnehmung, welche so oft sich darbietet, daß Gebirge ungleich stärkere Scheidungen der

Menschen zu bewirken pflegen, als das Meer. Mit besonderem Vergnügen las Ref. die Schilderung von Bernhard und Peter Anker und den hohen Verdiensten, die beide um ihr Vaterland sich erworben haben: 'rich men, furnished with ability, living peaceably in their habitations; honoured in their generations; the glory of their times.' Der Letztere bekleidete in späterer Zeit bekanntlich die Stelle eines norwegischen Staatsministers. Ein Besuch bey dem Gouverneur gibt dem Verfasser Veranlassung zu Bemerkungen über das Tabakrauchen und einige andere norwegische Sitten, die er strenger beurtheilt, als sie ein Deutscher beurtheilen würde. Gelegentlich auch ein unfreundlicher, offenbar durch Unkunde veranlaßter Seitenblick auf deutsche und französische Sitten. Was der Verf. über das Leben in Christiania im Allgemeinen sagt, stimmt mit dem überein, was auch Ref. dort wahrgenommen; Manches hat sich aber ohne Zweifel durch die Verbindung mit Schweden, durch die Errichtung der Universität und andere Umstände verändert. Die Schilderung von dem Landgute von Peter Anker und der gastfreyen Aufnahme, die der Verf. dort fand, versetzte den Ref. recht lebhaft dahin zurück und erneuerte in ihm die angenehmsten Eindrücke aus einer lange verflossenen Zeit. — Vergleichung zwischen den Einwohnern von Drontheim und Christiania. Die Ersteren haben nach dem Urtheile des Vf. den norwegischen Character ungleich reiner erhalten als die letzteren. Auf jene wendet er die Worte eines englischen Dichters an:

'An honest man, close button'd to the
chin;

Broad cloth without, and a warm heart
within.'

Das zweyte Kapitel ist zum Theil auch noch der Hauptstadt von Norwegen gewidmet. Die darin enthaltene Schilderung von dem Zustande der Literatur und des Buchhandels, paßt auf den gegenwärtigen nicht ganz; wenn gleich Norwegen auch seit Errichtung der Universität, nur langsame Fortschritte in dieser Hinsicht zu machen scheint. Von der norwegischen Dichtkunst sagt der Verfasser: 'it may be compared indeed to the streams from their native mountains, rolling impetuously along their valleys, but unmixed with a single drop from any of the waters of Helicon.' — Reise von Christiania über Drammen nach Kongsberg. Die geognostischen Bemerkungen über die merkwürdige Gegend von Drammen, sind nicht allein unbedeutend, sondern zum Theil auch unrichtig. Ebenso sind die geognostischen Verhältnisse der Gegend von Kongsberg durch spätere Beobachter ungleich genauer und richtiger dargelegt worden, als von unserem Verf. Was derselbe über das Aufsehen der Kongsberger Gänge in einem rothen Granite sagt, so wie die Skizze, welche dieß Verhältniß erläutern soll, weiß Ref. mit der Natur des dortigen Erzgebirges nicht zu reimen. Der Verf. meint, das Haarsilber entstehe oft durch Zersetzung von Schwefelsilber. Ref. möchte weit eher annehmen, daß das geschwefelte Silber zuweilen späterer Entstehung als das gediegene sey. Wenn der Verf. jene Bildung mit dem Erscheinen von Gediegen-Gold bey der Zersetzung des güldischen Schwefelkieses von Beresoff verglich, so bedachte er nicht, daß in diesem das Gold verlarvt — im beygemengten nicht beygemischten Zustande — enthalten ist und daher sichtbar werden kann, wenn der Kies eine Zersetzung erleidet. Auch

über den Kongsberger Bergbau und die metallurgischen Prozesse, enthalten andere Reisewerke vollständigere Nachrichten. — Rückkehr nach Christiania. Bemerkungen über sehr verschiedenartige Gegenstände: über das Alaunwerk in der Nähe der Stadt, welches später eingegangen ist; über die übertriebene Vorliebe der Damen in Christiania für englische Moden; über den Holzhandel; den Zustand der Religion in Norwegen.

Drittes Kapitel. Reise von Christiania nach Fahlun in Schweden. Der Verf. trat am 29sten October die Reise an und machte ähnliche Erfahrungen wie Ref., der in derselben Jahreszeit von Christiania nach Stockholm reiste, über die sehr schlechte Beschaffenheit der sonst so vortrefflichen Wege, bey dem Uebergange zum Winter. Der Verf. ging über Kongslinger und überschritt zwischen Magnor und Moraft die Reichsgränze, die hier, wie in andern Gegenden, an einem Durchhau in der Waldung zu erkennen ist. Auffallender Wechsel in der Kleidung der Einwohner. Die Landleute in Wermeland tragen Schwarz, welches den melancholischen Eindruck vermehrt, den die Armuth der Gegend macht. Wegen Mangel an Korn, wurde *Rumex acetosa* zum Brote genommen, welche Pflanze für ein besseres Mehl-Surrogat, als die sonst gebräuchliche Kiefernrinde gehalten wird. Die Gegend verbessert sich bey weiterer Entfernung von der Gränze. Freundliche Lage von Carlstad. Uebermaliger Wechsel der Kleidung, indem graue und blaue Farben darin vorherrschen. Eigenthümliche, durch einen Holzschnitt dargestellte Art, die Ländereyen einzufriedigen, mit gespaltenen Nadelholz-Stücken, die in geneigter Lage, zwischen je zwey neben einander stehenden und unter einander verbundenen, von jungen Stämmen genommenen

Pfählen, befestigt sind. Diese, nur für holzreiche Gegenden geeignete, durch ganz Norwegen, Schweden, Finnland, Lappland verbreitete Art der Einfriedigung, fand Ref. in einigen Alpenthalern wieder. — Philipstad. Besuch von Persberg und Långbanshytta. Nachrichten von dem dortigen bedeutenden Eisensteinbergbau und den auf den dortigen Eisensteinlagern einbrechenden, mannigfaltigen Fossilien; worüber man aber schon genauere Auskunft besitzt. — Eintritt in Westmannland. Hällefors. Nya-Kopparberg. Wasserabnahme in den schwedischen Seen. Ueppige kryptogamische Vegetation. 'Every species of morel (*Phallus* Linn.), in the most grotesque forms, like a very buffoon of plants, and of uncommon size, grows here.' — 'We observed, that in proportion as their growth was the more luxuriant, so much the more remarkable was the plant for its strange and misshapen appearance; we might almost fancy that there existed a spirit of fun and caricature in the lowest order of vegetable beings.' — Dalekarlien. Allgemeiner Character der Provinz. Ueber den dortigen schwedischen Dialect. 'We are told that in the northern district of this province a dialect is spoke closely resembling English; but the same may be said of other parts of Sweden: and more than once we had an opportunity of remarking, that when the Swedes offered examples of Swedish dialect which to them were almost unintelligible, either owing to their antiquity or to their provincial character, they were, on this account, the more intelligible to us; and so like to our old English language, that

they differed from it only as the sort of English used by Robert of Gloucester, exhibiting the transition from the Saxon to the English language, or that which Belenden adopted in his translation of Boëthius, differs from the English now in use.' Von der ursprünglichen Bestimmung der Runenstäbe, die dem Verf. Insignien gewisser Aemter gewesen zu seyn scheinen. Treffende Schilderung des Eindruckes, den der Eintritt in Fahlun gewährt.

Viertes Kapitel. Hohes Alter der Fahluner Kupfergrube. In das Urtheil des Verf. über den verstorbenen Assessor Gahn zu Fahlun, wird Jeder einstimmen, dem das Glück zu Theil wurde, die persönliche Bekanntschaft dieses hochverdienten Chemikers und Metallurgen zu machen. Befahrung der Grube. Brand in derselben. Ueber das Vorkommen und die Gewinnungsart der dortigen Minern, so wie über die eigenthümliche Verfassung und den Zustand des Bergbaues, enthalten andere Reisewerke genauere Nachrichten. Vitriolgewinnung. Kupfer-Präcipitation. Das Holz alter Gebäude hat nach Gahn's Untersuchung einen Kupfergehalt. Der Verfasser setzt bey Mittheilung dieser Bemerkung hinzu: 'One might almost fancy that the inhabitants, owing to their copper-coloured countenances, had become, in a certain degree, themselves cupreous; for they may be considered as actually eating, drinking, and breathing copper. They have copper above, below and on every side of them; and smoaking heaps of iron pyrites impregnate every gale with their suffocating vapours.' Die aus Thomson's Reise entlehnten geognostischen Bemerkungen über Dalekarlien und

die Fahluner Gegend insbesondere, sind höchst dürftig. Auch findet Ref. das bey dieser Gelegenheit über die Arbeiten Hisinger's gefällte Urtheil, sehr ungerecht; so wie sich der Verf. offenbar irrt, wenn er den Beobachtungen Thomson's einen höheren Werth beylegt, als den genauen Untersuchungen jenes hochverdienten Naturforschers. Die flüchtige Reise Thomson's war für genaue Beobachtungen nicht günstig. Von Dalekarlien sah derselbe nur einen kleinen Theil und das Mehrste was von ihm darüber mitgetheilt worden, ist, wie Ref. schon bey einer früheren Gelegenheit bemerkt hat (Gött. gel. Anz. 1816. 9. Stück S. 86) aus Hisinger's Schriften entlehnt, dessen Beobachtungen durch gewissenhafteste Treue sich empfehlen. — Säter. Eisengruben in der Nähe, auf welchen vormals Wasserbley im Gemenge mit Magneteisenstein vorkam. Aus diesem Schwefelmolybdän von der Bispsbergs-Grube, von welchem Ref. ein Stück dem verstorbenen Gahn verdankt, stellte Scheele zuerst die Molybdänsäure dar. Hedemora. Schwimmende Brücke. Tanz der Dalekarlier. Avestad. — Reise durch Westmannland. Sala. Befahrung der Salbergsgrube.

Fünftes Kapitel. Reise von Sala nach Upsala. Der Verf. fand eine auffallende Aehnlichkeit zwischen diesem Theile von Schweden und Cambridgehire. Aus dem umgedruckten Journale eines andern Reisenden von der Universität Cambridge, ist die Bemerkung hinzugefügt, daß auch die Lage und das Ansehen von Upsala Aehnlichkeit mit dem von Cambridge habe. Adam Afzelius. Thunberg. Botanischer Garten. Mineralogische Sammlung. Universitäts-Bibliothek. Manuscripte. Sehr

kurz über die Universitäts-Verfassung und Gebräuche. Ausführlich über die Cathedralkirche und ihre Denkmäler. Neuer botanischer Garten. Bemerkungen über Kleidung und Sitten der Studirenden. Ueber letztere fällt der Verf. ein sehr ungünstiges Urtheil. Er beschuldigt sie der größten Zügellosigkeit. Ehrerbietung gegen die Lehrer soll bey ihnen eben so sehr als Feinheit der Sitten mangeln; das Laster des Trunkes soll bey ihnen vorherrschen und die Wurzel von vielen andern Uebeln seyn. Ref. muß diesem harten und offenbar einseitigen Urtheile widersprechen. Der Verf. kam vermuthlich nur mit einem rohen, die Wirthshäuser und Keller besuchenden Haufen von Studirenden — der wohl auf keiner Universität ganz mangeln dürfte — in nähere Berührung, und ließ, gleich einigen neueren Berichtserstattern über deutsche Universitäten, sich verleiten, von dem unsittlichen Betragen jener, auf den Zustand der Sitten im Allgemeinen zu schließen. Ref., der nur wenige Jahre nach dem Verf. Upsala besuchte und Gelegenheit hatte, mit den dortigen Verhältnissen genau bekannt zu werden, hat den erfreulichsten Eindruck von dem Betragen der Studirenden empfangen, auf welches dort mehrere zweckmäßige Einrichtungen, die unserem Verf. ganz unbekannt geblieben zu seyn scheinen, günstig einwirken. Die ganze Verfassung der schwedischen Universitäten ist von der der englischen höchst abweichend; und gerade diese Verschiedenheit mochte mit dazu beytragen, den Professor von Cambridge gegen Upsala einzunehmen.

Sechstes Kapitel. Reise von Upsala nach Stockholm. Ueber Schwedens Hauptstadt nur aphoristische Bemerkungen. Das traurige Ende Gustavs des Dritten, das Benehmen

des jungen Königs, Gustav IV. Adolph, die herrschende Stimmung gegen ihn, so wie die damaligen politischen Verhältnisse von Schweden, gehören zu den Hauptgegenständen der Mittheilungen unsers Verfassers. Was derselbe über den Zustand der schwedischen Literatur, über die schwedischen Academien, über den Buchhandel sagt, ist aus deutschen Reisewerken vollständiger bekannt.

Siebentes Kapitel. Fortsetzung der Nachrichten über Stockholm. Die Nachtwächter gehen paarweis und führen ein seltsames Fanginstrument, womit Verbrecher am Nacken gepackt werden können und welches so eingerichtet ist, daß es sich enger schließt, sobald der Gefangene den Versuch macht zu entweichen. Diese Vorrichtung dürfte auch anderen Ländern und Städten zu empfehlen seyn, und gewiß nicht mit Unrecht bemerkt unser Verf. daß sie in London noch ungleich nützlicher seyn würde, als in Stockholm. — Einige Nachrichten von den Künstlern, den Kunst- und Naturalien-Sammlungen, der königlichen Bibliothek und den darin aufbewahrten Manuscripten. Gern stimmt Ref. in folgendes, allgemeines Urtheil über Schweden und über Stockholm ein: 'From all that we had seen of Sweden, we found much more to admire than to disapprove, and very little to censure.' — — 'The more we became acquainted with the inhabitants, the better we were pleased with them. There are few places where the traveller will find a greater facility of intimate intercourse with the different families than in Stockholm: for although the hospitality he may experience be not of that unbounded nature, which distinguishes the natives at a

distance from the capital, it is on this account less oppressive, and more according to the rules of refinement.'

Achtes Kapitel. Reise von Stockholm nach den Ålands-Inseln. Zuvörderst Bemerkungen über den höchst mannigfaltigen Gebrauch des schwedischen Ausdruckes: 'Ja så!' die Ref. sehr treffend findet. Wenn aber der Verf. behauptete: 'from the throne to the cottage it constitutes four-fifths of the remarks made by the Swedes' so meinte er dieß schwerlich im Ernst. — Die Reisenden verließen Stockholm am 14. December und begaben sich nach Grislehamn, um von da die Reise über die Ålands-Inseln nach Finnland anzutreten. Die Jahreszeit war für dieselbe sehr ungünstig. In einem kleinen Segelboote, welches auch das Fuhrwerk des Verf. aufnahm, wurde auf dem stürmischen Meere die Fahrt nach den Ålands-Inseln mit größter Gefahr unternommen. Als von dem ersten Landungsplatze die Reise über die Inseln weiter fortgesetzt werden sollte, häuften sich die Schwierigkeiten immer mehr, indem ein Theil des Meeres mit Eis belegt, ein anderer noch offen war, der zugefrorene Theil aber noch nicht überall mit Sicherheit im Schlitten befahren werden konnte. Der Vf. wurde daher nicht allein auf jenen armseligen Inseln lange aufgehalten, sondern er hatte auch bey seiner bald im Boote, bald im Schlitten unternommenen Ueberfahrt, mit den größten Mühseligkeiten und Gefahren zu kämpfen. Die Beschreibung dieser merkwürdigen Reise, die Jeden von einer ähnlichen Unternehmung in solcher Jahreszeit abschrecken muß, nimmt den größten Theil des neunten und zehnten Kapitels ein, gehört zu den interessantesten Theilen

des Werks, gestattet aber hier keinen Auszug. Nur eine Bemerkung über die bisher unbekannt gebliebene, geognostische Constitution der Landsinseln erlaubt sich Ref. auszuheben. Sie bestehen nach dem Verf. aus Granit in den mannigfaltigsten Abänderungen, hin und wieder mit ausgesonderten Partien von Feldspath, Quarz, Hornblende. Dieß Gestein soll in Massen vorkommen, die keine deutliche Stratification, kein bestimmtes Einfallen von Schichten zeigen. — Erst am 2. Januar wurde Helsing in Finnland erreicht. Von hier wurde die Reise nach Abo fortgesetzt. Der Verf. fällt über Abo als Universität ein günstigeres Urtheil wie über Upsala, zumal über die Disciplin unter den dortigen Studierenden. Alles was er über die vormalige Universität, über mehrere berühmte Lehrer an derselben, über die Schätze ihrer Bibliothek, ihrer Naturaliensammlungen u. mittheilt, kann jetzt, nach dem großen Unglücke welches jene Stadt und ihre Hochschule betroffen, und, wie es heißt, die Verlegung der letzteren zur Folge haben wird, den Leser nur mit Wehmuth erfüllen. Auch das zwölfte Kapitel ist Abo gewidmet. Von den Sitten und Trachten der Finnländer. Von dem Aeußeren der Stadt, dem Buchhandel, dem Preise der gewöhnlicheren Bedürfnisse. Bemerkungen über die Sprache der Finnländer und ihre Poesie; von ihrem Handel.

Das dreyzehnte Kapitel beschreibt die Reise von Abo nach Petersburg. Der Theil von Finnland zwischen Abo und Helsingfors ist sehr angebauet. Die wellenförmige Oberfläche des Landes stellt einen beständigen Wechsel von Wald, Feld, Wasser und Fels dar. Die Bevölkerung ist größer als in andern Theilen von Finnland. Ueberall stellen sich Höfe und Kirchen

dar. Helsingfors ist eine kleine aber wackere Stadt. Unter den Häusern sind viele aus Stein. Sie treibt einen nicht unbedeutenden Handel nach Spanien, indem sie Tannendielen dahin aus- und Salz dafür einführt. Die Festung Sveaborg ist größer als Portsmouth und nach der Meinung schwedischer Officiere, die beide Plätze sahen, stärker befestigt, als die letztere Stadt. Von Helsingfors nach Borgo, einer kleinen Stadt mit einem Gymnasium. Gegen Forsby wird das Land felsiger. Wälder von Birken und Kiefern. Bey Lovisa wurde die Grenze von Finnland und Rußland überschritten. Viele Chicanen von Seiten der russischen Mauthofficianten. Die Gegend zwischen Lovisa und der Festung Frederikshamn ist im höchsten Grade öde. So auch die zwischen Frederikshamn und Wiborg. Auf dieser Strecke von 110 Werste fand sich auch nicht ein einziges Haus, in welchem bequem zu übernachten war. Wiborg ist regelmäßig, Straßen und Plätze sind geräumig, die Häuser sämmtlich aus Backsteinen erbaut. Alles hat darin ein militärisches Ansehen. Um die Festung zu vertheidigen, soll eine Besatzung von 16,000 Mann erforderlich seyn. Die Einwohner bestehen theils aus Russen, theils aus Finnen. Jene unterscheiden sich im Allgemeinen durch ihre Bärte. Von Wiborg nach Petersburg ist die Gegend flach, mit Waldungen von Kiefern und Birken.

Die beiden letzten Kapitel handeln von Petersburg. Alles was darüber mitgetheilt worden, ist wie das über Stockholm Gesagte, nur aphoristisch und an keine strenge Ordnung gebunden. Allgemeiner Blick auf die Stadt. 'The united magnificence of all the cities of Europe could but equal Petersburg. There is nothing little or mean, to offend the eye; —

all is grand, extensive, large and open. The streets, which are wide and straight, seem to consist entirely of palaces: the edifices are white, lofty, and regular. At first sight, the whole city appears to be built with stone; but on a nearer inspection, you find the walls are of brick, covered with plaister, yet every part is so clean and in such excellent order, and has an appearance so new, that the effect is a fine and striking as if they were formed of marble. The public structures, on whatever side you direct your attention — quays, piers, ramparts — are all composed of masses of solid granite, calculated to endure for ages. It seems as if the antient Etruscans or Egyptians — stimulated by emulation to surpass their prodigious works, aided by despotic power, and instructed by Grecian taste — had arisen, to astonish the modern world. Such is the metropolis which Catherine has left!" — Kunstsammlungen. Eisberge. Academie der Wissenschaften. Die Festung. Die Münze. Die Colossal-Statue von Peter dem Großen. Lustschlösser. Fest der Weihe des Nema-Wassers. Alexander Nevsky-Kloster. — Den Beschluß machen Anecdoten vom Kaiser Paul und Bemerkungen über den Character der Kaiserin Katharina.

K ö n i g s b e r g.

De Buddhaismi origine et aetate definiendis tentamen, scripsit Petrus a Bohlen, Dr. et linguarum orientalium Professor extraord. 1827. 40 S. in 8.

Die Religion des Buddha, die herrschende Religion fast in dem ganzen jenseitigen Asien, die

wahrscheinlich mehr Anhänger zählt als die christliche, ist einer der wichtigsten, aber auch der dunkelsten Gegenstände in der Religionsgeschichte. Auch dürfen wir nicht hoffen, darüber jetzt schon ein helles Licht zu verbreiten; da nicht nur die Kunde jener Völker noch zu unvollkommen ist, sondern auch ihre heiligen Bücher uns abgehen. Der Vf. dieser gelehrten Schrift — der sich auch kürzlich durch seine Critik des von dem verstorbenen Rhode hinterlassenen Werks über die Hinduß, als einen der gründlichsten Kenner des indischen Alterthums ausgezeichnet hat, — macht auch darauf keinen Anspruch; da er, wie der Titel es aussagt, nur von ihrem Ursprunge und ihrem Alter handelt; und auch dabey sich selber bescheidet, innerhalb der Grenzen des Wahrscheinlichen stehen bleiben zu müssen. Er geht von der sehr wahren Bemerkung aus, daß eben durch ihre große Verbreitung sie große Ausartungen erlitten habe; wie z. B. bey den Tibetanern, den Mogolen u. a. und eben deßhalb ihr eigentliches Wesen schwer zu erforschen und zu bestimmen sey. Er sucht dieß daher in dem, was allen Bekennern dieser Religion gemein ist. Er rechtfertigt diese Religion gegen die Beschuldigung des Atheismus; da sie vielmehr ursprünglich so gut wie die Brahmanische eine höchste Gottheit annahm; aber von dieser darin sich unterschied, daß sie diese ruhend dachte, da hingegen die Brahmalehre sie als alles in Thätigkeit durchdringend annahm. Es sey ohne Grund, daß bey der Buddha-Religion eine esoterische oder geheime Priesterlehre statt gefunden habe, der zufolge die Seele nach dem Tode in das Nichts zurückkehre, und dieses Nichts die Gottheit sey. Sie schreibt aber eine strenge Moralität vor, und durch diese könne selbst der Weg zu der Vereinigung mit der Gottheit nach dem Tode eröffnet werden. Sie verwirft die Bedas; hat jedoch vieles von

dem Ceremoniel der Brahminen; erkennt die meisten ihrer Untergötter an, ohne jedoch sie zu verehren; läßt nur unblutige Opfer zu; verbietet auch das Verbrennen der Wittwen. Sie kennt keinen Unterschied der Kasten; jeder kann Priester werden, und aufhören es zu seyn (?); aber die Priester sind zum Eölibat verpflichtet, und leben in Klöstern, ganz im Gegensatz gegen die Braminen.

Was das Alter der Buddha-Religion betrifft, so verwirft der Verf. mit Recht die darüber aufgestellten Hypothesen, welche sie älter als den Brahma-Cultus machen wollen; so wie auch die welche ihn aus Aegypten oder Africa haben herleiten wollen, weil Budda mit Wollhaar vorgestellt werde; da dieses nach der ausdrücklichen Behauptung seiner Anbeter keinesweges Wollhaar, sondern nur gelocktes Haar sey. Merkwürdig ist die von dem Vf. gegebene Zusammenstellung der Behauptung der Völker, welche den Budda-Cultus angenommen haben, indem sie den Ursprung desselben einstimmig um etwas vor oder nach 1000 v. Chr. setzen; die Einführung aber desselben im jenseitigen Asien und auf Ceylon um 540 v. Chr. Allerdings werden diese Angaben noch einer strengern critischen Prüfung bedürfen. Als Resultat seiner Forschungen gibt der Vf. daher: daß der Budda-Cultus aus der ältern Hindus-Religion hervorgegangen, und seine ersten Sitze in der Landschaft Bahar am Ganges gehabt; und schon mehrere Jahrhunderte vor Christo sich über Indien ausgebreitet habe. Wodurch er jedoch von dort verdrängt sey, und sich über andere Länder verbreitet habe, liege noch im Dunkeln. Indes sey es aus gefundenen Inschriften gewiß, daß derselbe erst nach dem J. 1000 n. Chr. aus Bengalen, und erst später aus der diesseitigen Halbinsel verschwunden sey.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

101. Stück.

Den 23. Junius 1828.

B e r l i n.

Bey G. Reimer, 1827: Versuch einer pragmatischen Geschichte von Mecklenburg, von K. Ch. L. v. Lübow, Großherzogl. Mecklenburg-Schwerinschen Kammerherrn. Erster Theil. XX. und 330 S. in 8.

Die Geschichte von Mecklenburg ist im vorigen Jahrhundert von verdienten Forschern, Rudloff und dem jüngern Gebhardi, behandelt worden. Seit ihrer Zeit haben sich die Forderungen an den Geschichtschreiber vermehrt, indem theils der rasche Gang der Weltbegebenheiten mit größerem Nachdruck als zuvor auf diejenigen Verhältnisse hingewiesen, von denen das Leben der Völker vornehmlich abhängt, theils der Stoff der Geschichtsforschung bey uns Gegenstand einer gründlicheren Untersuchung geworden ist. Beides gilt insbesondere von der Geschichte unsers Vaterlandes, und die seit den Befreiungskriegen dafür in der Nation so lebhaft gewordene Theilnahme, die sich in mannigfaltigen allgemeinen

und landschaftlichen Bestrebungen bewährt, ist auch die erste Quelle des vorliegenden Werkes. Der Herr Verf. wollte darin für die gebildeten Freunde der vaterländischen Geschichte ein aus den Quellen geschöpftes und durch pragmatisches Urtheil klar gewordenes Bild entwerfen, wodurch sie in der Liebe zur Heimath, zu Fürsten und Volk gestärkt, und die auf Vaterlandsliebe gegründeten Tugenden in ihnen mehr und mehr entwickelt werden möchten. Ueber das Verdienstliche einer aus solchen Gesinnungen hervorgegangenen Arbeit kann es nur Eine Stimme geben; wir dürfen hinzusetzen, daß sie auch in einem weiteren Kreise, als für den sie bestimmt war, Theilnahme zu erwecken geeignet ist. Seitdem die germanischen Stämme den Westen und Süden Europas ausgefüllt, und dann Karl der Große die in der Heimat zurückgebliebenen Völkerschaften zu einem mächtigen Ganzen vereinigt hatte, wendete sich deren Kraft gegen die ihnen im Osten benachbarten heidnischen Slaven; und die Erscheinungen dieses viele Jahrhunderte fortgesetzten politisch-religiösen Kampfes, in welchem die nordwestlichen Slavenstämme germanisirt wurden, und Staaten von welthistorischer Bedeutung entstanden, Erscheinungen die zunächst auch Mecklenburg umfassen, machen dessen Geschichte zu einer sehr anziehenden Aufgabe. Der bis jetzt allein herausgekommene erste Theil begreift die Geschichte des Landes bis zum Jahre 1225, oder die Wendische Zeit; also die schwerste und dunkelste Periode. Ein Vorwort unsers Herrn Hofrath Heeren S. V — X, worin das Werk characterisirt und der ihm unter ähnlichen Geschichtswerken gebührende Platz bezeichnet wird, geht der Vorrede des Verfassers S. XI — XX vorher. Die Einleitung S. 1

— 15 enthält eine kurze Darstellung der Germanen und der Slavischen Völkerschaften. Bey letztern hätten wir ihre von Dobrowsky nach den Dialecten begründete Eintheilung in Nord- und Süd-Slaven angegeben gewünscht, wodurch sich die hier aufgestellte Uebersicht nach Slaven, Anten und Wenden anders bestimmt haben würde; in den deutschen Quellschriften des achten und neunten Jahrhunderts werden Wilidi und Sclavi (Wenedonia, Sclavania u. s. w.) ohne Unterschied von denselben Völkern gebraucht: auch die (daraus hergeleitete?) Annahme, daß die nördlichen Stämme, die kriegerischen Obotriten und Wilken sich in ihre spätern Wohnsitze in kleinen Abtheilungen eingeschlichen und von den Einwohnern friedliche Aufnahme erbeten haben, scheint ihrem ersten Auftreten in der Geschichte wenig angemessen. — In der Folge des Werks ist die äußere von der innern Geschichte getrennt, und beide in drey Perioden von 780 — 930, 930 — 1131, 1131 — 1225 erzählt. Die äußere Geschichte der ersten Periode S. 16 — 23 ist der dürftigen Quellen wegen die ärmste, hätte sich indeß aus den hier zu wenig benutzten fränkischen Annalen des 8ten und 9ten Jahrhunderts hin und wieder vervollständigen und berichtigen lassen; wie bey Helmolds aus jenen mit halbem Verständniß geschöpften Nachrichten, z. B. von Wittekind's '33 jährigem Kampfe mit Karl, Niederlage durch Mitwirkung der Obotriten, Frieden zu Salz und Abtretung von Nordalbingien.' Es ist um so mehr nöthig dieß am Eingange des Werks zu bemerken, damit der Geschichtsfreund sich beim Weiterlesen nicht zu einem ungerechten Urtheil verleiten lasse, welches er unter dem Genuß, den ihm später die ausführliche aus reinen Quellen geschöpfte und angenehm belebte

Erzählung gewähren muß, gern zurücknehmen würde. Diese Bemerkung bezieht sich auch auf die innere Geschichte dieser Periode S. 24 — 42, welche von den verschiedenen Stämmen, der Nationaleigenthümlichkeit, Gewerben, Sprache, Religion und Kirche, und der Verfassung handelt. Die älteste hier nicht erwähnte Stelle über die Ehen der Slaven findet sich in S. Bonifacius Briefen. Die Vermuthungen über den Einfluß der germanischen Sitten und Einrichtungen auf die einwandernden Obotriten und Wilzen bleiben freylich zweifelhaft, da wir diese vor ihrer Einwanderung gar nicht kennen. In dem wir deshalb an den Verf. auch keine Forderung machen, und nur auf genaue Darstellung des in den Quellen vorliegenden Thatbestandes dringen, können wir doch die Fragen nicht unterdrücken: gab es einen Stand der Freyen, oder war ursprünglich alles Adel oder Knecht? und in ersterm Falle, sind diese Freyen der nachherige Adel, und die Knechte die früheren unterworfenen Einwohner des Landes? Diese Grundverhältnisse verdienen um so mehr eine sorgfältige Erwägung, als im dritten Abschnitt die Eintheilung des Volks in Adel und Leibeigene als alt-national bestimmt vorausgesetzt wird. Bey Betrachtung des Nationalcharacters ist uns aufgefallen, daß diese Slaven doch wohl zu unkriegerisch und friedliebend dargestellt werden, dieselben unversöhnlichen Feinde der Sachsen, die — um nur von der frühesten Zeit zu sprechen — schon im Jahr 748 dem Hausmeier Pippin fast 100,000 raube Krieger (*gens aspera*. . Ann. Mett.) zuführten, jene Obotriten die unter ihrem Hauptling Thrasucho die Nordalbingen besiegten und die Macht des dänischen Gottfried durch ihren Widerstand brachen, und nach vier-

hundertjährigem wechselnden Kampfe mit den Deutschen, endlich nicht weniger durch Heinrichs des Löwen Priester als durch seine Waffen zur Ruhe gebracht wurden. Zweyte Periode. Neuere Geschichte, S. 43 — 96, zur Zeit der Sächsischen Kaiser, und Billungischem Herzoge, vorzüglich nach Helmold, der doch auch hier nicht erste Quelle ist, und Adam von Bremen; die Corveischen Annalisten und Ditmar hätten mehr berücksichtigt werden sollen. Hier werden die Regierungen Gottschalks, S. 52 — 63, Kruko's von Rügen und Heinrichs ausführlich dargestellt. Innere Geschichte, S. 96 — 159. Uebersicht der Völker, treffende Untersuchungen über die Versuche zu Einführung der christlichen Religion, Handel und Gewerbe, Sitten und Verfassung der Wenden. Dritte Periode. Neuere Geschichte, S. 160 — 280, mit Recht vornämlich nach Helmold und Arnold von Lübeck. Dauernde Begründung der politischen und religiösen Verhältnisse durch Heinrich den Löwen und Bicelins, Ditmars, Gerolds friedlichen Bekehrungseifer. Niklot und seine Nachkommen verhalten sich als bald freye bald von Sachsen und Dänen abhängige Fürsten, bis 1225 endlich auch die dänische Herrschaft abgeworfen wird, und das Land unmittelbar unter das deutsche Reich gelangt. Innere Geschichte, S. 281 — 330. Die Wirkungen der neuen Abhängigkeit, und des Untergangs der nationalen Sprache und Religion; die Entstehung von Städten, die kirchlichen Einrichtungen des Landes, der in Seeräuberey ausartende Seehandel, die Verfassung nach ihren einzelnen Bestandtheilen, dem Fürsten und dem demokratischen Adelscorps ohne Lehnverhältniß, die Verwaltung, wobey von den freyen eingewanderten Landbauern

und Städten, den Stadtrechten, den Abgaben und Diensten, werden ausführlich erläutert. Die Verhältnisse des Wendlandes zu Dänemark und dem deutschen Reiche bilden den Uebergang zu den folgenden Bänden, in denen der Herr Verfasser Mecklenburgs Geschichte bis auf den Regierungsantritt des jetzt regierenden Herrn Großherzogs herabzuführen verspricht. Möge ihm dabey die bereitwillige Unterstützung wissenschaftlicher Anstalten des Landes, namentlich der fürstlichen,itterschaftlichen und städtischen Archive nicht versagt werden. Die von uns gemachten Erinnerungen werden von dem Verf. als eben so viele Beweise nicht nur unserer Aufmerksamkeit auf sein sehr verdienstliches Werk, sondern auch des Wunsches seiner baldigen Fortsetzung angesehen werden.

H a m b u r g.

Bei Hermann Friedr. Nestler: Beiträge zur Erkenntniß und Heilung der Lebensstörungen, mit vorherrschend psychischen Krankheitserscheinungen. Von Dr. Anton Theodor (Theobald) Brück. Bevormortet von Dr. J. D. Brandis, Kön. Dänisch. Archiater, Ritter vom Dannebrog ic. Erstes Bändchen. XXVI u. 108 Seiten in 8.

Der Verfasser (gegenwärtig Privatdocent in Söttingen) schrieb diese Schrift vor zwey Jahren in St. Petersburg und Hr. Leibarzt Brandis hatte die Güte, die Herausgabe derselben zu besorgen. Es steht dem Verf. der Schrift und dieser Anzeige nicht zu, zu beurtheilen, ob die empfehlende Vorrede des berühmten Veterans der Heilkunde, welchem die Schrift dedicatiert ist,

mehr dem ernstesten guten Willen, oder der wirklichen Leistung gelte.

Der Inhalt der Schrift zerfällt in vier Abtheilungen:

I. Andeutungen über Willensfreiheit und Zurechnungsfähigkeit. Nicht durch metaphysische Speculation, sondern nur durch eine tiefere Einsicht in das Naturleben und somit in das Menschenleben wird dieser viel besprochene Gegenstand einst zur Klarheit kommen. Der Einfluß einer höheren Physiologie, wie sie in Deutschland erwacht, wird einst auch auf die Criminalrechtspflege sich erstrecken; dann wird es nicht mehr vonnöthen seyn, in zweifelhaften Fällen den Inquisiten an die Gnade des Regenten, als letzte Instanz — wie Brandis treffend sagt — zu verweisen, 'damit er das Richtschwert mit seinem Gnadenscepter vom Haupte des Schuldigen (Beschuldigten) abwende.' — Vor allem thut es bey dem jetzigen Stande der Dinge Noth, zu bestimmen: in welchen Fällen soll der Richter den Arzt über zweifelhafte Gemüthszustände zu Rath ziehen?

Diese Frage sucht der Verf. dahin zu beantworten: 1) in allen Fällen, wo der Verbrecher an einer ausgesprochenen physischen oder psychischen Krankheit leidet. 2) Bey Verbrechen, die vor oder während der Pubertätszeit, in der Schwangerschaft, im Wochenbette, in den climacterischen Jahren und im hohen Alter begangen sind. 3) Bey Verbrechen, deren Vorfahren an Seelenstörungen litten, oder deren Blutsverwandte an solchen leiden. 4) In allen jenen Fällen, wo dem Verbrechen ein absurder, schwärmerischer, unerhörter Zweck zum Grunde gelegt wird.

II. Ueber Hypochondrie. Der Verfasser sucht nicht, mit der Mehrzahl der Aerzte, den Grund der Krankheit in irgend einem Organe des Unterleibs, oder, wie neuerlich Falret, im Hirne; sondern zieht vor, diese, nur unter civilisirten Völkern vorkommende Krankheit, als begründet im verfehlten humanen Leben des Mannes — Wirken und Schaffen im höheren Sinne — darzustellen. Diese Idee von der mehr psychischen Bedeutung der Hypochondrie ist, so viel der Verf. weiß, neu.

III. Ueber Hysterie. So wie die Aufgabe des Mannes ist: höheres (geistiges, bürgerliches u.) Wirken und Schaffen, so die des Weibes: Wirken und Schaffen für das Bestehen der Gattung; und wie im ersten Falle das verfehlte Leben hypochondrisch zerfällt, so brechen über das verfehlte weibliche Leben die Proteischen Krankheitserscheinungen der Hysterie hervor.

IV. Anhang. Eine Beleuchtung der Krankheits- und Truggeschichte der bekannten Rahel Herz in Kopenhagen, als bezüglich auf den I. und III. Theil der Schrift.

Der Wunsch des Verfassers, eine Anstellung an einer Irrenanstalt zu erlangen, und so am Leben selbst dessen krankhafte Aeußerungen zu studieren, ist bis jetzt nicht erfüllt. Gelänge es der besprochenen Schrift, die Aufmerksamkeit auf die etwaigen Fähigkeiten des Verfassers zu lenken, so daß ihm eine solche Anstellung zu Theil würde: so würde das zweyte Bändchen bald folgen. Druck und Papier höchst elegant.

A. L. Brück.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

102. 103. Stück.

D e n 26. J u n i u s 1828.

L o n d o n.

Imprenta de Taylor: Noticias secretas de America, sobre el estado naval, militar y politico de los Reynos del Peru y provincias de Quito etc. escritas fielmente etc. y presentadas en informe secreto a S. M. C. el sennor Don Fernando VI. por D. Jorge Juan, y D. Antonio de Ulloa. Sacadas a luz por D. David Barry. En dos partes. 1826. 707 S. in Fol.

Es ist unmöglich die Gegenwart zu erkennen und zu verstehen ohne eine genaue Kenntniß der Vergangenheit aus der sie entsprossen, deren Fortsetzung sie ist; wenn wir daher das Mangelhafte aller bisherigen Berichte über die innere Verwaltung, die Hülfsmittel, den eigentlichen Zustand der ehemaligen spanischen Colonien in America vor ihrer Losreißung vom Mutterlande bedenken, so kann es uns nicht eben wundern, daß jenes wichtige Ereigniß selbst, und seine bisherigen und wahrscheinlichen nächsten Folgen nicht nur

von solchen die mehr oder minder entschieden einer der mehr als politischen Parteyen angehören, welche so tief in das Leben unserer Zeit eingreifen, so gänzlich mißverstanden werden, sondern auch von denjenigen, die ohne eine andere Rücksicht sich dem in unserer Zeit so glänzend und vielseitig ausgebildeten Alles umfassenden und verschlingenden Erwerbssinn hingeben. Die übertriebenen, vorschneellen Lobpreisungen der Einen, die einseitigen Schmähungen und Unglückswahrsagungen der Andern, endlich die mit unerhörtem Leichtsinne und angemessenem Verlust unternommenen Speculationen der Engländer nach Südamerica erklären sich hinreichend aus der angegebenen Ursache, und jede wohlverdiente Enttäuschung wäre nicht zu hart erkaufte, wenn unsere prahlende, selbstgefällige Ueberweisheit es uns möglich machte, daraus einige Bescheidenheit zu lernen. In diesem Fall würde denn auch das vorliegende Werk seine heilsame Wirkung nicht verfehlen, und vor Wiederholung ähnlicher practischer und theoretischer Thorheiten in Bezug auf die neuen americanischen Staaten schützen können, indem dasselbe die vollständigste, glaubwürdigste Darstellung des ehemaligen Zustandes eines großen Theils jener Länder enthält, eine Masse von neuen Thatsachen, deren Wichtigkeit für den Geschichtschreiber, den Staatsmann und den Kaufmann gleich groß ist.

Die Verfasser dieses Werkes, Don Jorge Juan und Don Antonio de Ulloa wurden im J. 1735 von der spanischen Regierung nach Südamerica geschickt, um in Verbindung mit den französischen Gelehrten Godin, Bouguer und la Condamine die bekannten Gradmessungen vorzunehmen, und da um jene Zeit eine englische Seemacht unter Admiral Anson die Küsten der Südsee be-

drohte, so wurden ihre ausgezeichneten Kenntnisse, besonders im Kriegs- und Seewesen, vielfach und zu den wichtigsten Aufträgen in Anspruch genommen, und sie so in Stand gesetzt alle Zweige der Verwaltung und ihre Resultate kennen zu lernen, während doch theils ihr persönlicher Character, theils ihre Stellung ihnen ein freyes Urtheil erhielten. Ein Theil der Erfahrungen die sie während ihres mehrjährigen Aufenthaltes in Peru und Chile gesammelt, ward schon früher in ihrer nicht genug bekannten Reisebeschreibung dem Publicum mitgetheilt; doch läßt sich leicht denken, wie sehr die lichtscheue Politik der spanischen Regierung die Grenzen dieser Mittheilungen einschränken mußte. Mit der vollsten Freymüthigkeit konnten sich die Wf. dagegen in einem geheimen Berichte aussprechen, den sie den Instructionen des Ministers Marques de la Ensenada gemäß aufsetzten und dem König Ferdinand VI. und dem Staatsrath vorlegten. Ist es nun gleich zu loben, daß die Regierung wenigstens die Wahrheit zu wissen begehrte, so ist um so mehr zu bedauern, daß die Kenntniß derselben so ganz ohne heilsame Wirkungen geblieben ist, daß das Unwesen der amerikanischen Verwaltung bis zu dem Augenblick der Emancipation zunahm, und auch (wie nicht mehr zu leugnen ist) nach diesem Ereigniß nicht aufgehört hat die verderblichsten Folgen zu haben. Auf welche Art nun jener geheime Bericht im Jahr 1823 dem gegenwärtigen Herausgeber, Hn. Barry in die Hände gefallen, wird nicht gesagt und ist zu wissen auch nicht vonnöthen, da gegen die Echtheit desselben noch kein Zweifel erhoben worden ist, was doch ohne Zweifel von Seiten der gegenwärtigen spanischen Regierung geschehen wäre, wenn sich der geringste

Grund dazu fände *). Wir gehen nun zu einer kurzen Angabe des Inhaltes dieses Werkes über, und bemerken nur noch, daß es fast ausschließlich von Peru, Quito, Neugranada und Chile handelt, was nicht übersehen werden darf, da nach Humboldts Berichten zu schließen, das Unwesen wenigstens in Mexico nicht so arg war als in den genannten Provinzen.

Das erste Kapitel handelt ausführlich von den Häfen längs der ganzen Küste von Panama bis Maldivia und den Bequemlichkeiten und Hülfsmitteln, welche sie für Handel und Schiffahrt darbieten, so wie von den Gefahren, denen die Fahrzeuge bey dem Ein- und Auslaufen oder Anfern in denselben ausgesetzt sind; da aber in der neueren Zeit diese Küsten hinreichend bekannt geworden sind, so dürfte hier wenig Neues zu finden seyn. Die nächstfolgenden sechs Kapitel handeln von den militärischen Hülfsmitteln dieser Küstenländer im weitesten Sinn, dem Zustande der Festungswerke, der Arsenale, der Schiffswerften, der Marine. Das Bild von grenzenlosem Verfall, heillosen Unordnung und gänzlicher Hülflosigkeit in diesem wichtigen Theile der Verwaltung, was wir hier finden, übersteigt alle Begriffe, und man weiß in der That nicht worüber man sich mehr wundern soll, über die Möglichkeit eines solchen Zustandes oder darüber, daß er von fremden Regierungen nicht besser benutzt worden, daß Spanien seine Colonien auch nur ein Jahr lang in einem solchen Zustande behalten konnte. Da aber in diesem Puncte durch die neueren Ereignisse wohl die größten Verän-

*) Ref. erinnert sich, daß Herr Barry durch die Journale sich erbot, jedem dem daran liege und der sich deshalb bey ihm einsinden wolle, das Mspt. und die Beweise seiner Echtheit vorzulegen.

derungen vorgegangen seyn mögen, so begnügen wir uns nur einige besonders characteristische Züge herauszuheben. Den wichtigsten Festungen war zwar eine bestimmte Besatzung zugetheilt, allein wenn sie aus Europäern bestand, so desertierten die Soldaten, ohne daß es möglich war dem Uebel zu steuern; waren es Eingeborne so war an keine Kriegszucht, an keinen Dienst zu denken. Die Besatzung von Carthagena (die Verf. sprechen gelegentlichlich auch von der Nordküste) z. B. sollte aus 770 Mann bestehen, welche für den nothdürftigen Dienst und in Verbindung mit den Milizen auch im Fall eines Angriffs hinreichend gewesen wäre, allein als die Verf. den Platz besuchten, war kaum der zehnte Theil dieser Besatzung vorhanden und bestand nur aus Invaliden. Die Schildwachen auf den wenigen Posten, welche überhaupt noch besetzt waren, wurden Monate lang nicht abgelöst, und hatten förmlich in ihren Schilderhäuschen ihre Wohnung aufgeschlagen, wo sie sich jedoch nur des Nachts einfanden; den Tag über hingegen andern Geschäften nachgingen. Doch bezogen die Officiere fortwährend den Sold für die vollständige Besatzung. Von den Kanonen der verschiedenen Forts waren nur sehr wenige brauchbar, fast alle waren ohne Pavetten, und als kurz vor der Anwesenheit der Verf. die Engländer die Stadt angriffen, verdankte sie ihre Rettung nur dem zufälligen Umstande, daß gerade einige spanische Kriegsschiffe im Hafen lagen, deren Mannschaft und Geschütz zur Vertheidigung diente. Da die Vertheidigungsanstalten von Portobello um kein Haar besser waren als die von Carthagena (die Besatzung aller Forts sollte aus 150 Mann bestehen), so dürfte die Eroberung der Stadt durch Admiral Vernon wohl kaum den Ruhm verdie-

nen der ihr geworden ist, im Gegentheil bleibt es unbegreiflich, daß Vernon mit einer Land- und Seemacht, die derjenigen von ganz Peru, Chile und Neugranada wenigstens dreyfach überlegen war, sich mit diesem ersten Vortheil begnügte. Noch elender waren alle militärischen Anstalten an den Küsten der Südsee. Callao, der Schlüssel und Hafen von Lima hatte nur eine einfache Mauer ohne Graben, und die Kanonen waren in einem solchen Zustande, daß die Kugeln kaum ein paar Schritte weit nicht sowohl flogen als rollten, da die Explosion ganz zu den Bündlöchern herausfuhr, welche drey bis vier Zoll im Durchmesser hatten. Die Besatzung bestand fast ausschließlich aus Bürgern von Lima, welche den Vortheil in die Compagnien der Artillerie oder Infanterie eingeschrieben zu seyn, den Officieren theuer bezahlten, da sie dadurch mancherley Vortheile erhielten und besonders von den Plackereyen der Civiljustiz befreyt wurden. An Dienst war natürlich nicht zu denken, der Officier bezog den Sold und wenn etwa einmal der Gouverneur der in Lima residirte eine Revue passieren wollte, so wurden die vorgeblichen Soldaten früh genug benachrichtigt, um sich auf eine halbe Stunde einzufinden, so daß die Besatzung vollständig schien, obgleich jederman wußte wie es damit stand. Unglaublich ist der gänzliche Mangel an Waffen und Kriegsbedarf der damals in jenen Ländern herrschte. In Callao waren zwar weitläufige Gebäude für Kriegs- und Schiffsvorräthe aller Art errichtet, und zahlreiche Beamte mit hohen Besoldungen dabey angestellt, dennoch waren diese Arsenale von allem entblößt und bey jeder Veranlassung mußten alle Bedürfnisse zu ungeheuren Preisen gekauft werden. Als die Verf. dem Vizekönig (Graf von Villagarcia)

vorstellten, daß es doch besser sey niedrige Preise zu benutzen um die nothwendigsten Bedürfnisse im Vorrath zu haben, erklärte dieser ganz ruhig: daran sey gar nicht zu denken, es sey unmöglich irgend Etwas in den Arsenalen aufzubewahren, denn es werde alles gestohlen. Hiervon mußten sich die Verf. bald selbst überzeugen, da die größten Unterschleife und Betriegerereyen in diesem Theil der Verwaltung ohne die geringste Scheu von allen Beamten als etwas ganz Herkömmliches, sich von selbst Verstehendes betrieben wurden. Diesem Beyspiel folgend stahl Alles was Hände hatte. Die Kanonenkugeln wurden — da der Preis des Eisens sehr hoch ist — auf dem Transport vom Arsenal nach den Schiffen gestohlen. So ist es denn erklärlich, daß als die Engländer unter Anson das Fort Vaita angriffen und eroberten, aus Mangel an Kugeln wirklich mit Piastern auf sie gefeuert wurde. Um diese Zeit wurde eine allgemeine Bewaffnung aller Milizen verordnet, allein so groß war der Mangel an Waffen, daß in Quito, einer Stadt von 60,000 Einwohnern, trotz aller Anstrengungen der weltlichen und geistlichen Behörden nur sechzig Feuergewehre zusammengebracht werden konnten, und davon bestanden viele nur aus einem alten Lauf an ein Stück Holz mit Stricken gebunden. Noch schlimmer stand es um die Kugeln, bis die französischen Astronomen ihre eigene Kugelform hergaben und durch den Aufseher ihrer mathematischen Instrumente Kugeln gießen ließen. Die Säbel für die Reiteren welche man in Lima zu schmieden versuchte, wurden ganz unbrauchbar befunden.

Nicht besser stand es mit der Seemacht. Sie bestand aus drey Schiffen von einigen funfzig Kanonen, wovon aber eines ganz unbrauchbar

war, die andern theils durch ihre schlechte Bauart, theils durch die Unordnungen am Bord, eine leichte Beute auch des schwächsten Feindes werden mußten. Habsucht der Capitaine war eine Hauptursache der Unordnungen, indem sie für ihren Vortheil eine sogenannte pulperia an Bord hielten, wo die Mannschaft allerley Lebensmittel, Brantwein, Spielkarten u. s. w. zu ungeheuren Preisen kaufen konnten; und auch im Hafen durften sie nicht anderswo kaufen. Die Unterschleife aller Art bey der Ausrüstung der beiden Schiffe für ihren jährlichen Kreuzzug waren offenkundig und ungeheuer. Die damit beauftragten Beamten betrogen gleich schamlos an der Qualität wie an der Quantität der Artikel, und der Capitain stellte ihnen dann einen Empfangschein in blanco aus, den sie nach Belieben ausfüllten. — Solcher und ähnlicher Unordnungen und Betriegeren in allen Zweigen der Militärverwaltung werden unzählige angeführt.

Das neunte Kapitel handelt von dem Zollwesen und den Unterschleifen und Betriegeren in diesem Zweige der Verwaltung, welche ausführlich anzugeben der Raum uns nicht erlaubt, so merkwürdig die hier angegebenen Thatsachen auch sind. Genug, daß hier wie in allen andern Zweigen der Verwaltung alle Beamten keine andere Rücksicht als ihren eigenen Vortheil kannten, und daß dieser durch die offenkundigsten Bestechungen ungestraft befriedigt wurde, so daß in allen Verhältnissen nur der im Nachtheil stand, der die Gesetze nicht umgehen wollte, oder ihre Diener nicht bestechen konnte.

Der wichtigste Theil dieses Werkes ist unstreitig jener der (in den vier ersten Kapiteln der zweyten Abtheilung) von dem Zustand der Indier in dem spanischen Südamerica handelt. Es

gibt verschiedene Arten von starken Geistern; und gerade eine gewisse Classe von Leuten, die sich gar trostlos über die Freygeisteren, den Unglauben der neuen Zeit gebährden, zeigen den höchsten Grad von Starkgeisteren in Bezug auf gewisse Erbstücke der guten, frommen alten Zeit, z. B. die Slaveren, die Leibeigenschaft, das Schicksal der Ureinwohner von America u. s. w. und behandeln den Ausdruck des Unwillens und des Mitleidens, den solche Dinge dem gesunden Menschenverstand abzwängen, als Affectation und Empfindsamkeit. Dieß ist in neuerer Zeit besonders auch in Bezug auf die südamericanischen Indier geschehen, und man hat verschiedentlich aus den *leyes de Indias* beweisen wollen, daß ihr Zustand, Dank der beständigen väterlichen Vorsorge der Regierung und der Geistlichkeit, wahrhaft beneidenswerth gewesen sey. Solchem Geschwätz wird hoffentlich durch das Zeugniß unserer Verf. ein Ende gemacht seyn, und man wird nicht mehr von den weisen und menschenfreundlichen Verordnungen der *leyes de India* sprechen, welche eben so wenig wie irgend ein anderes Gesetz als dasjenige der schamlosesten Geldgier, in Südamerica etwas anders als ein todter Buchstabe waren. Die Indier waren zwar dem Gesetz nach weder Slaven noch Leibeigene, sondern ausdrücklich freygesprochen, allein ihre Lage war viel trauriger als diejenige der Slaven in irgend einer europäischen Colonie, indem die Habsucht der Beamten, der Geistlichen und der Minenbesitzer sie zwang ihr ganzes Leben unter den härtesten Arbeiten zuzubringen, ohne daß ihnen auch nur der geringste Theil ihres Erwerbes zu Gute gekommen wäre, ja ohne daß, wie es doch bey Slaven der Fall ist, ihre Weiniger ihnen auch nur die nothdürftige Kost-gereicht,

oder die Art von Sorgfalt für sie gehabt hätten, welche der Eigenthümer dem Sklaven eben so wenig verweigert als einem Stück Vieh, dessen Verlust ihm Schaden brächte. Jeder Indier erwarb jährlich im Durchschnitt wenigstens tausend Piafter, und dennoch starben jährlich Tausende Hungers und die übrigen konnten mit den karglichsten, ekelhaftesten Nahrungsmitteln kaum ihr Leben fristen. Unter den Mitteln welche die Weißen *) anwandten um ihre Habsucht zu befriedigen, sind besonders folgende bemerklich: die Einziehung des Tributs durch die Corregidores, die sogen. Repartimientos, die Mita und dann fast schlimmer als diese die geistlichen Abgaben und Erpressungen. Die Corregidores waren, wenn auch nicht durch das Gesetz doch durch den Mißbrauch unumschränkte Herrn der Indier in ihrem District, deren Anzahl sich oft auf 50 — 100,000 und mehr belief. Die Indier vom 18. bis 55. Jahr bezahlten der Krone eine Kopfsteuer von acht Piafter, von der jedoch den Gesetzen nach sehr viele ausgenommen sind, z. B. die Caciken und ihre ältesten Söhne, ferner alle diejenigen welche einen Dienst an einer Kirche hatten, alle Blinden, Wahnsinnigen oder sonst Preßhaften. Auf alles dieß aber nahm die Habsucht der Corregidores keine Rücksicht. Sie bildeten zweifache Listen; die eine wonach sie den eingegangenen Tribut der Indier in die königlichen Kassen abliefern, war den Verordnungen nicht nur gemäß, sondern die Anzahl der Tributpflichtigen wurde so gering als möglich angegeben; in der andern, wonach der Corregidor den Tribut einfor-

*) Denn hier sind die Creolen eben so schuldig als die Spanier und es ist eine lacherliche Unverschämtheit, wenn sie jetzt alles Uebel der alten Zeit den Spaniern Schuld geben wollen.

berte, war dagegen die Tributpflichtigkeit allen Gesetzen zum Troß so weit ausgedehnt wie irgend möglich, und der Ueberschuß von dieser über die erste bereicherte den Corregidor. Auf diese Art bezog er oft drey bis viermahl mehr als die königlichen Kassen, indem er z. B. die Indier vom 12. und 13. bis über das 70. Jahr hinaus zwang, den Tribut zu entrichten — indem er die Verwandten von solchen, die wegen körperlicher Gebrechen vom Tribut frey seyn sollten, nöthigte ihn für jene zu bezahlen — indem er die Indier, wenn sie, was bey ihrer Einfalt und Indolenz häufig der Fall war, den Zettel verloren, der ihnen als Quittung gegeben ward, ohne Gnade zur doppelten Bezahlung des Tributs zwang. Doch es würde zu weit führen, wollten wir alle Mittel aufzählen, deren sich die Corregidores nur in diesem einzigen Zweige ihrer Verwaltung bedienten um sich auf Kosten des Staates und der Indier zu bereichern. Jede Saumseligkeit, jeder Rückstand wird mit Peitschenhieben und mit den härtesten Arbeiten in den Webereyen oder auf den Feldern der Corregidores bestraft. Dieß Alles ist aber wenig gegen die sogenannten Repartimientos. Wie nämlich der Corregidor sich den Alleinhandel mit den Erzeugnissen seines Districts anmaßte, wo solche sich zur Ausfuhr und Verkauf eigneten, so daß die Indier auch hier nur für seinen Vortheil arbeiteten, so übernahm er auch den Alleinhandel mit europäischen Waaren und andern Bedürfnissen die das Land nicht erzeugt und zwar auf folgende Art. Wer zu einem Corregimiento ernannt worden war, fand leicht in Lima einen Kaufmann, der ihm auf Credit zu hohen Preisen europäische Waaren, Zeug, Ackergeräth, Galanteriewaaren, dann Branntwein, einge-

machte Früchte u. s. w., endlich besonders eine Anzahl Maulthiere überließ. Mit diesen Waaren begab sich der Corregidor in seinen District, bereifte ihn von Dorf zu Dorf, und bezeichnete für jeden Indianer nach eigener Willkühr, ohne im geringsten seine Wünsche und Bedürfnisse zu berücksichtigen, die Waaren die er kaufen sollte und den Preis, und der Unglückliche war gezwungen für Dinge die nicht den geringsten Nutzen für ihn haben konnten, den zwanzig- bis funfzigfachen Werth zu bezahlen. Es klingt wie Spott, daß ein halbnackter Indier, der sein Leben mit den härtesten Arbeiten oft unter der Erde zubringt, gezwungen ward ein paar Ellen kostbaren Sammt zu kaufen, zu funfzig Piafter die Elle — oder einen großen Spiegel, da in seine Hütte kaum das Tageslicht den Weg findet — oder ein Rasiermesser, da er keinen Bart hat (bekanntlich reißen sie ihn aus) — oder Schreibfedern und Papier, ja sogar Bücher, da sie keinen Buchstaben kennen — Taback, da sie niemals rauchen — Wein, den sie nicht trinken zu 80 Piafter die Botija, die sie um 11 Piafter wieder an die Mestizen verkaufen müssen. Dieß ist nicht genug, denn nach einem halben Jahre hielt der Corregidor einen zweyten Umzug und nun bot er den Indiern zu noch höhern Preisen solche Dinge zum Kaufe an, die ihnen wirklich unentbehrlich waren, und die sie also ebenfalls kaufen müssen. — Am härtesten fallen die Repartimientos der Maulthiere. Der Indier mußte vierzig bis funfzig Piafter für ein Maulthier zahlen, was dem Corregidor vierzehn bis sechzehn gekostet hatte, er muß deren drey bis vier kaufen, oder so viele der Corregidor eben für gut findet, auch wenn er ihrer gar nicht bedurste, wenn er weder Raum noch Futter für sie hatte.

Um sie zu bezahlen mußte er erstlich alles hergeben was er besaß, reichte dieß nicht aus, so verschaffte ihm der Corregidor einigen Verdienst, indem er ihm erlaubte seine Maulthiere an Reisende und zum Transport von Waaren zu vermietthen (ohne diese Erlaubniß durfte es nicht geschehen) bis er den Rückstand bezahlt hatte und von dem Augenblick an wurden seine Maulthiere nicht mehr verlangt und nach wiederholten beschwerlichen Reisen über die Gebirge, wobey er kaum den nothdürftigsten Unterhalt gefunden, hatte er gar nichts verdient, sondern nur den Corregidor bereichert, und er mußte noch froh seyn, wenn seine Maulthiere unterwegs crepiert waren, da er sie doch nicht ernähren konnte. — Die Bezahlungen für die Repartimientos aller Art wurden mit unerbittlicher Strenge eingetrieben, und wer nicht zahlen konnte ward in die sogenannten obras oder Webereyen geschleppt, wo unter harter Arbeit, Hunger, schlechter Luft und grausamen Mißhandlungen die meisten in kurzer Zeit umkamen. Zum Beweise welcher ungeheuere Gewinnst den Corregidores auf diese Art zufließt, führen die Verf. einen Fall an, wo ein einziges Repartimiento, wofür der Corregidor in Lima 60,000 Piafter bezahlt hatte, ihm in seinem vierzig Stunden entlegenen Corregimiento einen reinen Gewinnst von 300,000 Piafter eintrug. — Durch solche Mittel war es den Corregidores möglich, während der fünf Jahre ihrer Amtsführung nach Abzug aller Kosten, aller Ausgaben für Bestechungen der Obern, aller oft grenzenlosen Verschwendungen selten weniger als 200,000 Piafter baar mitzunehmen. — Dieß schändliche Unwesen nahm später so sehr zu, daß, wie der Herausgeber dieses Werkes (der Süd-america sehr genau kennt) versichert, manche Cor-

regidores jährlich drey Repartimientos im Werth von 100 — 150,000 Piafter ausstellten, und dabey eine halbe Million reinen Gewinn machten. Dieß unerhörte Verfahren trieb im Jahr 1780 die Indier dieser Corregimientos zur Verzweiflung und führte zu dem bekannten unglücklichen Aufstande unter dem letzten Inca Tuzac Amaru. — Wir kommen nun zu den, wo möglich noch grausamern Bedrückungen, welche die Indier durch die Mita erduldeten. Die Mita ist eine Art von Frohndienst den die Indier theils auf den Gütern und in den Obrajes, theils in den Minen einiger großer oder begünstigter Eigenthümer verrichten mußten. Diese drückenden Frohnen unter deren Last die Indier zu Tausenden erlagen, waren durch die leyes de Indias ausdrücklich abgestellt, und einige Vicerönlige versuchten wirklich diese Gesetze in Ausübung zu bringen, allein die Klagen derjenigen, denen die Mita zu Gute kam, besonders der Minenbesitzer, welche anführten: die Erzgänge seyen zu wenig ergiebig, als daß sie durch freywillige Tagelöhner mit Vortheil bebaut werden könnten, bewogen am Ende des siebzehnten Jahrhunderts die spanische Regierung dem Vicerönlige, Herzog de la Palate aufzutragen, die Mita ohne irgend eine andere Rücksicht wieder einzuführen. Der Dienst der Mita nun sollte eigentlich für jeden Indier nur ein Jahr dauern, nach dessen Verlauf sie abgelöst werden und es ihnen frey stehen sollte, nach ihrer oft sehr weit entfernten Heimath zurückzukehren, bis die Reihe wieder an sie käme, was sich nicht sehr oft treffen konnte; allein diese Verordnungen wurden wie alle andern zu Gunsten der Indier nicht im geringsten beachtet. Die Mita ward nicht bloß in den Bergwerken, sondern auch in den Ge-

treidexplanzen (haciendas de sembradio) Pflanzungen auf den Rindvieh- oder Schaafweiden (estancias de ganado mayor und rebannos de ganado lanar) und in den Webereyen (obrajes) verrichtet; doch waren davon die sogenannten haciendas de valles, d. h. die in den Thälern nach dem Meere zu gelegenen Anfidelungen ausgeschlossen, da hier die Arbeiten größtentheils durch Negerclaven verrichtet werden. In den Getreidexplanzen erhielt jeder Mitago 14 bis 18 Piafter und ein kleines Grundstück von 20 bis 30 Varas ins Gevierte, dafür mußte er 300 Tage arbeiten. Von seinem Lohn wurden aber gleich acht Piafter abgezogen, als Tribut für den König, und zwey Piafter zwey Reales für einige grobe Kleidungsstücke die ihm der Herr zu hohen Preisen lieferte, so daß ihm zu seinem und seiner Familie Unterhalt und für die zahllosen Abgaben an die Kirche sieben Piafter sechs Reales blieben. Was er auf seinem kleinen Grundstücke bauen konnte reichte lange nicht zur nothdürftigsten Stillung des Hungers hin und er war gezwungen monatlich etwa eine halbe Fanega Mais von dem Herrn zu kaufen (anderswo durfte er es nicht) zu dem ungeheuern Preis von sechs Realen*), was fürs Jahr neun Piafter macht, so daß der Indier nachdem er 300 Tage die schwerste Arbeit verrichtet, und sich dabey mit Mais kümmerlich ernährt hatte, seinem Herrn gerade noch einen Piafter sechs Realen schuldig war. Hierzu kommt noch, daß wenn irgend ein Stück Vieh fiel, der Herr die Indier zwang das Fleisch zu unmäßigen Preisen zu kaufen, auch wenn es gar nicht mehr genieß-

*) Es ist nicht von gewöhnlichen reales de vellon, sondern von sogen. reales de a ocho die Rede.

bar war, wodurch die Schuld des Unglücklichen am Ende des Jahres noch höher anwuchs. Starb nun gar das Weib oder ein Kind des Indiers, was bey einem solchen Elend häufig geschieht, so war er rettungslos verloren, indem er um die unerhörten Begräbnißkosten zu bezahlen, einige Piaster von seinem Herrn borgen mußte. In demselben Fall befand er sich aber meist auch ohne ein solches Unglück, wenn er nur die gewöhnlichen Forderungen der Geistlichen für Messen, Beichtgeld, Processionen u. s. w. zahlen wollte, wovon nichts ihn befreyen konnte. Kurz wie er es auch anfangen mochte, nach Verlauf des Jahres, worin er 300 Tage gearbeitet hatte, war er dem Herrn weit mehr schuldig als er je zu bezahlen hoffen konnte, und mußte also seine Schuld abarbeiten, wobey er aber, da er nun nicht einmal Lohn bekam und doch den Tribut und alle anderen Ausgaben tragen mußte, nur neue Schulden machen konnte, so, daß er in der That der Slave seines Herrn wurde. Ja, wenn der Tod ihn aus diesem Elende erlöste, so waren seine Kinder gezwungen seine Schuld abzutragen, also an seiner Stelle Slaven zu werden. In dem sehr häufigen Fall eines Miswachsens, wodurch der Preis des Mais stieg, starben die Indier schaarenweise vor Hunger, wie z. B. in den Jahren 1743 und 44, da ihre Herren ihnen dieß ihr einziges Nahrungsmittel zu den unerhörtesten Preisen verkauften, ohne daß ihr Lohn im geringsten erhöht wurde.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

104. Stück.

D e n 28. J u n i u s 1 8 2 8.

L o n d o n.

Beschluß der Anzeige: Noticias secretas de America, sobre el estado naval, militar y politico de los Reynos del Peru y provincias de Quito etc. etc.

Gelang es dem Indier durch ganz besonderes Glück seine Schuld abzutragen, so kehrte er dann nach seiner Heimath zurück um wieder unter die Klauen des Corregidor zu fallen, der sehr oft damit begann ihm den Tribut für die ganze Zeit seiner Abwesenheit, obgleich er ihm während der Mita schon von seinem Lohn abgezogen worden war, noch einmal abzufordern. Nicht besser war die Lage der Mitagos bey den Vieh- und Schaafheerden und wo möglich schlimmer in den Obrajes, wo die gewöhnlichen wollenen Zeuge gewebt wurden. Mit Sonnenaufgang wurden die Indier in den Webhäusern eingesperrt, wo ihnen eine bestimmte Portion Wolle zugetheilt ward die sie verarbeiten mußten. Um Mittag wurden die Weiber hereingelassen um ihnen ihre

kümmerliche Nahrung zu bringen; dann arbeiteten sie wieder bis es dunkel ward. Hatten sie ihren Antheil nicht vollendet, so waren grausame Peitschenhiebe und Hunger ihre Strafe. Von ihrem geringen Lohn mußten auch sie den Mais und oft von der schlechtesten Gattung, oft auch faules Fleisch von gefallenem Vieh, ihrem Herrn zu hohen Preisen abkaufen. Noch trauriger war das Loos derjenigen, welche in die Obrajes geschleppt wurden, weil sie den Tribut nicht bezahlen konnten, und selten lebten sie lange genug um die geringen Rückstände abzarbeiten, sondern starben wörtlich auf dem Webestuhl, wo der Hunger, die Peitsche, die schlechte Luft sie in lebende Gerippe verwandelt hatte. Was die Mita in den Bergwerken betrifft, so reicht es hin zu sagen, daß die Arbeit noch härter und ungesunder, die Behandlung noch schlimmer war, als in den eben genannten Frohndiensten. So unglaublich es scheint, so bleiben uns noch einige der härtesten Erpressungen, deren Opfer die Indier waren, zu erwähnen übrig. Diese gehen von den Geistlichen (Curas) aus, welche nicht weniger wie die Corregidores und die Eigenthümer der Mita, keinen andern Zweck zu haben schienen, als ohne Scheu vor irgend einem menschlichen oder göttlichen Gesetz ihren rasenden Goldthirst auf Kosten der Indier zu stillen. Eines der Mittel deren sie sich hierzu bedienten, waren die Feste der Heiligen, deren sie in ihren Kirchen so viele aufstellten wie möglich, so daß auf jede Woche einige fielen, die dann um die Arbeiten der Woche nicht zu stören auf den Sonntag verlegt wurden. Jedem Heiligen ward eine Messe gelesen für vier Piafter, ein paar Worte zum Lobe des Heiligen hergesagt wieder vier Piafter, hierzu kamen die Ausgaben für Wach-

lichter und die Processionen, alle diese sich beständig wiederholenden Ausgaben mußten die Indier tragen. Hierzu kamen Geschenke an Hühnern, Schweinen, Lämmern, Kälbern, Eiern u. s. w., welche die sogenannten Majordomos, oder Anordner der Processionen und Vorsteher der den Heiligen geweihten Bruderschaften, dem Pfarrer machen mußten. Dieser ernannte die Majordomos nach Gutdünken und die Indier wurden mit der Peitsche gezwungen die kostbare Ehre anzunehmen. Zum Beweis wie weit die Erpressungen dieser Art allein gingen, führen die Verf. einen Pfarrer in der Provinz Quito an, der jährlich 200 Kälber, 6000 Hühner, 4000 Euyes (eine andere Art Hausgeflügel) und 50000 Eier einnahm, das baare Geld ungerechnet, und dieß war nicht einmal eine der besten Pfründen. Durch solche und ähnliche Erpressungen stieg die Einnahme von Pfarren deren Fixum nur 7 — 800 Piafter betrug, auf 5 — 6000 jährlich. Eine der ergiebigsten Quellen für den Cura waren die Begräbnisse, indem er dieselben, ohne im geringsten die Wünsche, oder Mittel des Verstorbenen oder der Hinterlassenen zu berücksichtigen, ganz nach eigener Willkühr so kostbar wie möglich einrichtet, und Hab und Gut des Verstorbenen als Bezahlung dafür in Anspruch nimmt. Der Herausgeber dieses Werks führt noch aus seiner eigenen Erfahrung die Rechnung für ein solches gezwungenes Begräbniß an, die sich auf 134 Piafter beläuft. Nicht zufrieden mit ihren eigenen Erpressungen wurden die Curas auch noch von ihren Beyschläferinnen dabey unterstützt, welche die Weiber und Kinder der Indier zwingen für sie zu arbeiten, Wolle zu spinnen, Hühner aufzuziehen, Gras und Holz zu schleppen &c. Ja die Verf. führen Beyspiele an, wo die Kirche

selbst von dem Cura in ein Obraje umgewandelt wurde. Daß bey einem solchen Unwesen an die Erfüllung irgend einer der Pflichten des geistlichen Amtes nicht zu denken war, braucht kaum erwähnt zu werden. Rechnet man zu allen diesen Bedrückungen noch, daß durch List, durch Drohungen, durch Benützung ihrer Einfalt und Unkunde der Geseze die Indier häufig ihrer Länderereyen beraubt wurden, daß jeder Weiße nicht nur, sondern jeder Mulatte und Mestize, ja jeder Neger sich das Recht anmaßte den Indier bey jeder Gelegenheit zu allerley Arbeiten und Dienstleistungen zu zwingen, und ihn bey dem geringsten Widerstreben oder Versehen oder auch ohne einen Vorwand ungestraft zu mißhandeln, daß sogar die Caciken, der indianische Adel, keineswegs von solchen Bedrückungen und Mißhandlungen frey bleiben; so muß man gestehen, daß das Loos der Negerclaven beneidenswerth gegen dasjenige dieser Indier ist. Es läßt sich nicht leugnen, daß das Uebermaaß von Leiden hier das Mitleid abstumpft, denn mit Recht fragt man sich: warum duldeten diese Menschen eine solche Behandlung? Dieß ist um so unbegreiflicher, wenn man bedenkt wie sehr es (wie oben gezeigt) den Unterdrückern an Zwangsmitteln fehlte, und daß theilweise Empörungen einzelner Gemeinden, welche sich in die Gebirge warfen, immer den besten Erfolg hatten, daß sogar die Empörung des Tuzec Amaru nur durch die groben Fehler der Führer scheiterte. So weit entfernt aber waren diese unglücklichen Indier durch eine so unerhörte Behandlung zum Haß gegen die spanische Regierung gereizt zu werden, daß im Gegentheil die Verf. ihnen das Zeugniß geben: sie seyen ohne Vergleich die loyalsten Unterthanen, welche S. Kath. Maj. in Südamerica

besitze, und erwähnten den Namen des Königs nie ohne die tiefste, fast anbetende Ehrfurcht. Merkwürdig ist gewiß diese so lange nachhaltende Wirkung der alten Theocratie unter den Incas, wodurch in diesem Geschlecht ein so tief eingewurzelter Slavensinn erzeugt wurde. — Noch ist zu bemerken, daß (dem Zeugniß des Herausgebers zufolge) durch die Emancipation keinesweges die Lage der Indier so sehr gewonnen hat, als man etwa glauben könnte. Erfährt man nun aber, daß dieses ganze schändliche Unwesen, einer Menge der mildesten ältern und neuern Geseze zum Troß, Jahrhunderte lang bestand, daß sogar zum Schuß dieser grenzenlos bedrückten und gemishandelten Menschen ein eigener Anwald und Pfleger ernannt und bezahlt wurde, und fragt man, wie war es dennoch möglich, daß die Geseze so mit Füßen getreten wurden? so ist die Antwort immer dieselbe: daß zur Regel, zum allgemeinen Gebrauch gewordene System der Bestechung, sicherte gerade dem größten Verbrecher die gänzlichste Straflosigkeit, indem gerade diesem und gerade durch seine Verbrechen die Mittel zu Gebote standen, die Ahndung der Geseze abzuwenden. Zahlreich und wahrhaft erstaunlich sind die Belege hiervon in diesem Werke, es würde aber zu weit führen auch nur die auffallendsten herauszuheben.

Das fünfte Kapitel der zweyten Abtheilung enthält zum Theil sehr interessante Nachrichten über die Missionen unter den Indiern, besonders der Omeguas zwischen dem Rio Nazo und Rio Negro, allein der Raum erlaubt uns keine weitere Auszüge. — Das sechste Kapitel handelt besonders von dem Verhältniß der Spanier zu den Creolen (so nennen bekanntlich die Spanier alle in America geborene Weiße) dem un-

versöhnlichen Haß zwischen ihnen, der bey allen Gelegenheiten ausbrach, in den Gerichtshöfen, in den Klöstern, in allen kirchlichen, bürgerlichen und gesellschaftlichen Berührungen, und der überall der Ausübung der Geseze, der Handhabung der öffentlichen Ruhe und Ordnung im Wege stand, und so weit ging, daß man sogar die Kinder spanischer Väter den Wunsch äußern hörte, ihre Adern von dem Blute ihres Vaters reinigen zu können. Der Herausgeber wirft den Verf. einige Parteylichkeit für ihre Landsleute vor, und besonders daß sie einen Hauptgrund dieses Hasses nicht erwähnt, nämlich die fast gänzliche Ausschließung der Creolen von öffentlichen Aemtern, welche bis zu den geringsten herab, nebst zwey und dreyfachen Expectanzen in Spanien nach Gunst und Eigennuß vergeben wurden. Das mag der Fall gewesen seyn, aber es scheint in der That nicht, als wenn durch die Zulassung von Creolen irgend etwas für das Wohl des Ganzen gewonnen worden wäre, denn die Thatsachen wovon dieß Werk voll ist beweisen, daß dieselben um kein Haar besser waren als die Spanier in America. Hier sey uns eine Bemerkung erlaubt. Man spricht oft von der Tyranny die das Mutterland über die Colonien ausgeübt; allein dieser Ausdruck ist, wie aus dem vorliegenden Werke zur Genüge hervorgeht, sehr unrichtig gewählt. Die Indier allein waren es welche von der Regierung, den Spaniern, den Creolen u. s. w. gleich grausam unterdrückt wurden; unter den übrigen Bewohnern der Colonien aber, besonders den Creolen, herrschte der höchste Grad von Zügellosigkeit und von Anarchie, ein Zustand in welchem kein Gesez etwas galt, sondern nur Gold, Verbindungen und Gewalt. Die Staatslasten welche die Südamericaner truz

gen waren (das Gold- und Silberfünftel abgerechnet) gar nicht der Rede werth, und jeder bezahlte eigentlich an Abgaben nur so viel ihm gefiel, Militärdienst oder andere persönliche Dienste fanden gar nicht statt, und daß hier nicht von Tyranny, Unterdrückung die Rede seyn konnte, beweist eigentlich schon die gänzliche Abwesenheit einer bewaffneten Macht. Alle diese Umstände mußten jedoch allerdings eben so sicher zur Empörung der Colonien führen, als wirkliche Unterdrückung und Tyranny. Eine ausführliche Darstellung des heillosen Unwesens in allen Zweigen der Verwaltung, besonders in denjenigen der Gerechtigkeit, gibt das siebente Kapitel, allein wir müssen uns kurz fassen und können es um so eher, da wirklich alle hier angeführten Thatsachen nur Belege für folgendes Resultat sind: Alle weltlichen und geistlichen Beamten in Peru u. s. w., vom höchsten bis zum geringsten hatten keinen andern Zweck als sich zu bereichern, und die Gesetze hatten durchaus keine andere Wirkung und schienen keinen andern Zweck zu haben als dem Beamten Gelegenheit zu geben sich für ihre Uebertretung bezahlen, bey Verbrechen von den Schuldigen, bey Processen aller Art von beiden Theilen bestechen zu lassen. Die Allgemeinheit, die Offenkundigkeit dieser Verhandlungen sicherten dem Einzelnen Straflosigkeit. Folgender Zug ist charakteristisch und entscheidend. Ein Vizekönig (den die Verf. aus Achtung für seinen Namen nicht nennen) hatte, nebst der Mehrzahl der Mitglieder der Audiencia von Lima einen wichtigen Rechtsfall gegen das klarste, handgreiflichste Recht entschieden. Ein einziges Mitglied der Audiencia (noch neu in Peru) hatte seinem Gewissen folgend gegen diese Mehrzahl gestimmt. Fürchtend der Vizekönig möchte dieß

übel nehmen eilt er nach der Sitzung zu ihm, und fängt eine demüthige, weitläufige Entschuldigung wegen seiner Kühnheit an. Der Vicekönig nimmt ihn sehr freundlich auf, versichert ihn der Fortdauer seiner Gnade und fragt ihn dann: ob wohl jemals Versuche gemacht worden seyen ihn zu bestechen? Der Richter bejaht es und gibt die nähern Umstände an, worauf der Vicekönig ihm die größten Lobeserhebungen wegen seiner Rechtlichkeit und Gewissenhaftigkeit ertheilt, dann an einen Tisch tretend und ein Tuch aufhebend, was über ein großes goldenes Becken voll Goldstaub, Goldbarren und Dublonen gebreitet war, setzt er hinzu: seine Gewissenhaftigkeit sey ihm sehr begreiflich, da die Versuchung der er ausgesetzt worden nur in einigen elenden Goldbarren, einigen silbernen Leuchtern und dergleichen Kleinigkeiten bestanden, aber er müsse gestehen, daß Geschenke wie er sie hier vor sich sehe hinreichen würden, Jeden zu verleiten, nicht nur die Gerechtigkeit aufzuopfern, sondern alle möglichen Verbrechen zu begehen. — Die schwankenden Grenzen der verschiedenen Competenzen (z. B. besonders der Audiencia und des Vicekönigs) die daraus entstehenden häufigen Recurse an die Audiencia und den Vicekönig, oder gar nach Europa, welche bey den großen Entfernungen und der allgemeinen Nachlässigkeit die Sachen Jahre lang in statu quo ließen, vermehrten die Unordnungen. Die dringendsten Befehle und Verordnungen aus Europa nach Lima oder von Lima nach den Provinzen blieben ohne Wirkung, wenn es den betreffenden Behörden nicht gefiel sie auszuführen. Kam ein solcher Befehl des Königs an den Vicekönig, oder an die Audiencia, so küßte man ihn, hob ihn auf den Kopf und sprach: 'ich gehorche dem

Befehl, aber ich führe ihn nicht aus, denn ich habe eine Vorstellung darüber zu machen.' Während die Vorstellung nach Spanien ging, und die Antwort, welche gewöhnlich eine neue Vorstellung nöthig machte, zurückkam, tha' man was man wollte, bis die Sache gar einschloß. — Im achten Kapitel ist die Rede von der ausschweifenden Lebensart der Geistlichkeit, von der es eigentlich hinreichend ist zu sagen, daß sie bis ins unglaubliche ging. Nicht nur die Weltpriester lebten fast ohne Ausnahme im öffentlichen Concubinat, umgeben von zahlreichen Kindern, sondern die Ordensgeistlichen trieben diesen Scandal wo möglich noch weiter. Fast jeder Mönch hatte sein eigenes Haus, wo seine Beyschläferin lebte und wo er so viel Zeit zubrachte als es ihm beliebte, indem die Clausur kaum dem Namen nach existierte; denn auch im Kloster selbst in ihren Zellen lebten die Mönche ganz ungestraft mit ihren Beyschläferinnen. Die Kinder der Geistlichen wurden mit großem Prunk getauft, ohne daß es Jemanden einfiel, das geringste Aergerniß daran zu nehmen, oder dem Vater seinen Glückwunsch vorzuenthalten. — Die Mönche hielten in ihren Häusern Gelage wo alle denkbaren Ausschweifungen begangen wurden. Aber nicht nur in diesem Punkte war das Betragen der Geistlichkeit über alle Begriffe scandalös, sondern auch in ihren beständigen Streitigkeiten unter einander und mit den weltlichen Behörden, denen sie sich bey jeder Gelegenheit auß frechste und oft mit offner Gewalt widersetzten. Alles dieses wird von den Vf. durch zahlreiche, ganz unerhörte Thatsachen erwiesen. Von diesen Ausschweifungen sprechen sie jedoch die Jesuiten ganz frey, denen sie überhaupt in jeder Hinsicht (bes. auch was die Missionen

betrifft) und bey jeder Gelegenheit das allerehrenvollste Zeugniß geben, was ein unparteyischer Beurtheiler oder Geschichtschreiber keinesweges übersehen darf. Der Herausg. fügt einige nicht uninteressante Bemerkungen über denselben Gegenstand bey. Als eifriger Anhänger der südamerikanischen Unabhängigkeit, behauptet er doch, daß einerseits die Aufhebung der Jesuiten die Losreißung der Colonien vielleicht um ein Jahrhundert früher herbengeführt habe, daß anderseits wenn der Orden fortbestanden, wenn (wie es nicht anders geschehen konnte) sein Einfluß noch zugenommen hätte, wenn besonders die Erziehung, die Missionen ganz in seine Hände gefallen wären, die Losreißung zwar später, aber auch ohne so ungeheuere Opfer und Unordnungen erfolgt wäre, und die Südamericaner viel fähiger gefunden hätte selbst zu regieren. Das neunte Kapitel handelt von den Naturerzeugnissen, dem Reichthum von Peru, Chile &c., und ist in mancher Hinsicht merkwürdig, obgleich sich die Vf. von der altspanischen Ansicht, daß das Gold und Silber allein diesen Ländern Werth gebe, nicht ganz losreißen können. Der Raum erlaubt uns bloß anzuführen, daß das Königreich Quito zwey sehr reiche Quecksilbergwerke hat, deren Wichtigkeit für den Gold- und Silbergewinn leicht einzusehen ist; die eine war die von Huancavelica, die andere in der Provinz Cuenca. Die Regierung ließ jedoch die letztere in ihrer Weisheit eingehen, um die Verwaltung zu vereinfachen und um das spanische Quecksilber bey hohen Preisen zu erhalten. Die Folge war, daß viele der einträglichsten Gold- und Silberminen ebenfalls eingingen. — Der Anhang des Werkes enthält einen achtzig Seiten langen Bericht des Intendanten von Guamanga, Demetrio

O Higgins vom J. 1782 an den Minister Ca-
 getano Soler, über den Zustand dieser Intendenz,
 woraus im Allgemeinen hervorgeht, daß um diese
 Zeit die Anarchie, das Unwesen in allen Zweigen
 der Verwaltung seit Ulloa und Jorge nur zuge-
 kommen hatte. Die Frechheit womit allen Be-
 ehlen des Intendanten, besonders wenn sie irgend
 eine Reform bezwecken, der Gehorsam verweigert
 wird, die Recurse an die Audienz, die Entschei-
 dungen dieses Gerichtshofes &c. sind in der That
 unerhört. — Ein vollständiges Register schließt
 das Werk. — Als Resultat der in demselben ent-
 haltenen neuen, zahlreichen und wichtigen That-
 sachen, drängt sich uns die Ueberzeugung auf: daß
 zwar bey der gegenwärtigen Generation in Süd-
 america, welche noch in irgend einer Berührung
 mit dem vorhergehenden heillosen Unwesen ge-
 standen, oder an den nachfolgenden Gewaltthaten
 Theil genommen hat, die Fähigkeit der gesetzlichen
 Ordnung und Freyheit nicht vorhanden seyn könn-
 ne, daß aber der aus dieser Unfähigkeit entstan-
 dene gegenwärtige Zustand, der in mancher Hin-
 sicht — was auch liberale Phrasen dagegen ein-
 wenden mögen — wenig besser ist als der frü-
 here, weit entfernt als ein Argument gegen die
 Unabhängigkeit Südamerica's dienen zu können —
 wozu die Gegenvartey ihn benutzen möchte —
 im Gegentheil die Nothwendigkeit und Heilsam-
 keit dieses Ereignisses ins hellste Licht setzt, wäh-
 rend der Tadel allein auf die frühere Verwaltung
 zurückfallen muß, von der die Gegner der Unab-
 hängigkeit, sobald einmal das Zeugniß was in
 diesem Werk vor uns liegt, allgemeiner bekannt
 seyn wird, hoffentlich nicht mehr zu reden wagen
 werden. Ref. schließt mit dem Wunsche, daß
 sich Jemand entschließen möchte dem deutschen

Publicum einen Auszug aus dem ungeschlachten Folioband dieser *Noticias secretas* zu geben.

P a r i s.

J. G. Dentu, inprimeur-libraire: Exposé par ordre alphabétique des cures opérées en France par le Magnétisme animal, depuis Mesmer jusqu'à nos jours (1774 — 1826), ouvrage où l'on a réuni les attestations de plus de 200 médecins, tant magnétiseurs que témoins, ou guéris par le magnétisme. Suivi d'un Catalogue complet des ouvrages français qui ont été publiés pour, sur, ou contre le magnétisme. Par M. S. l'un des membres fondateurs de la société du magnétisme de Paris. Mit dem Motto: Un seul fait positif, qui démontrerait évidemment l'existence d'un agent extérieur; détruirait tous les faits négatifs qui constatent seulement sa non-action, et balancerait ceux qui assignent tout à l'imagination. (Jussieu, rapport de l'un des Commissaires in 4. p. 21; in 8. p. 31.) Tome premier. XLI u. 612, Tome second 543 Seiten. 1826. 8.

Täglich erneuert sich die Klage, daß die französischen Moden in den gefallsüchtigen Köpfen unserer jüngeren und älteren schönen Welt eine viel zu wichtige Rolle spielen, und daß mancher Kopfpuz, mancher Kleidschnitt, der in Paris längst schon zu den Alterthümern gehört, in vielen deutschen Städten erst recht anfangs Aufsehen und Unruhe zu erwecken. Mögen andere untersuchen wie weit diese Klage gegründet oder wie ihr abzuhelfen sey; zu einigem Troste jedoch kann man

versichern, daß es an der Seine nicht viel anders hergehe, daß unsere Wahrheit und Thorheit trotz aller Barrieren und Zollhäuser den Weg dahin recht gut finde, und daß Vieles, worüber wir uns freuen, wenn es überstanden ist, erst in Paris anfange aufzuleben und die Gemüther zu beschäftigen. Unsere Ritter- und Räuber-Romane kommen allmählich dort in Gang, und kaum sind wir der wilden Jagd des Freyschützen los, so summt es dort anf allen Straßen vom Jungfernkranz und vom Jägerchor. Die Entzündungslehre von Marcus, die wissenschaftlich und geräuschlos in ihrem Vaterlande entsprang, hat dort in Broussais System die lärmendste Ausdehnung erlangt, und es scheint, als wenn auch Hahnemanns Homöopathie daselbst festen Fuß gewinnen wolle. Jedoch unter allen mehr in das wissenschaftliche Gebiet gehörenden Neuigkeiten des Tages, die bey uns fast ihren Kreislauf schon vollendet haben, scheint keine einen tieferen und bleibenderen Eindruck bey den Franzosen hervorgebracht zu haben, als die Lehre vom thierischen Magnetismus. Bekannt ist, wie er gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts durch Mesmer selbst zu ihnen verpflanzt, schon damals viele Anhänger sich erworben, aber, nachdem eine Commission gründlich prüfender Männer sich gegen ihn erklärt hatte, bald wieder verschollen ist. Nun, da er in dem letzten Jahrzehend wieder in Deutschland sein Haupt mächtig aufgehoben, bald aber ziemlich wieder sinken lassen, hat er, wunderbarer Weise, von Neuem großes Wachsthum in Paris erlangt. Magnetische Curen werden da in Menge unternommen, alle Arten dieses Heilverfahrens von Einzelnen und ganzen dazu eigens errichteten Gesellschaften durchprobiert, mit Enthusiasmus ihre

Resultate verkündet und mit Lebhaftigkeit ja mit Leidenschaft die Zweifler und Widersacher bekämpft. Die Begebenheit hat so viel Wichtigkeit gewonnen, daß sogar die Königl. Gesellschaft der Aerzte (l'Académie de Médecine) sich veranlaßt sah, einen Ausschuß zur Begutachtung zu ernennen.

Vorliegendes Werk scheint nun zur Absicht zu haben auf die Stimmung und Entscheidung derselben einzuwirken. Der Verf. ist ein begeisterter und unbedingter Lobpreiser des thierischen M. In der Einleitung erzählt er, wie er eigentlich aus der Arzneykunde kein Studium gemacht habe, aber vor einer Reihe von Jahren durch Verdruß, Entbehrungen et surtout de ce funeste tribut que tant de jeunes gens paient aux erreurs de leur âge in eine große körperliche Verschwächung, die mit Brustbeschwerden verbunden war, gerathen sey, wie dann ein Zufall ihn zu dem berühmten Magnetiseur Puysegur geführt und dieser ihn durch seine Behandlung geheilt habe. Après avoir recouvré la santé d'une manière si prompte et si inespérée fing er selbst an sich mit diesen Curen zu befassen und erlebte gleiche Wunder, besonders bey nervenschwachen Damen. Hierauf suchte er sich alle Schriften, die über diese Heilart in Frankreich erschienen waren, zu verschaffen. Die Resultate seines Studiums derselben sind in den zwey dicken Bänden mitgetheilt; ein anderes Werk in 4. kündigt er S. XL. an.

Ueber den Inhalt des vorliegenden Werkes läßt sich nun von Seiten einer ernsthaften Critik nicht viel sagen. Es sind lauter Krankheitsgeschichten, geordnet nach der alphabetischen Folge der Krankheiten von: Absès dans la tête bis Yeux (Maux d'), wobey in der Ueberschrift immer be-

merkt ist ob die Heilung durch magnetisme immédiat, arbre magnétisé oder baquet geschähen. Es mögen darin so ziemlich alle Krankheiten aus irgend einer französischen Pathologie vorkommen. Finden sich doch selbst Heilungen der Krätze, der Flechte, der Blattern, des Scorbutz, der Scrofulen, der Luftseuche, der Lungenschwindsucht, der Hämorrhoiden, der Ruhr, der Gehirnwassersucht, des Krebses, der Nasenpolypen, der Thränenfistel; ja eine Vergiftung durch Grünspan und eine Epidemie wichen der magnetischen Cur. Die Geschichten sind aus einer großen Zahl von Schriften, von Mesmer an bis auf die neueste Zeit, gezogen und mit einer Zuversichtlichkeit und Treuherzigkeit nacherzählt, die Bewunderung erweckt. In allen angeführten Fällen ist die Heilung schnell und vollständig erfolgt. Der Verfasser setzt in kein Factum, so seltsam oder widersprechend es auch klingt, in keinen Referenten, ob er genannt oder anonym ist, auch nur das geringste Mißtrauen; Alles ist ihm vollgültiger Beweis für die Richtigkeit seiner Ansichten, seines Glaubens, und eine siegreiche Waffe gegen die lächelnden oder spottenden Gegner. Da wir uns nicht auf dem Felde der Wissenschaft hier befinden, so glauben wir unsere Pflicht erfüllt zu haben mit der Anzeige von dem Vorhandenseyn jenes Buchs und von der Fortdauer eines Treibens, woran die um sich greifende religiöse Mystik keinen geringen Antheil zu haben scheint.

Der thierische Magnetismus ist in physiologischer Hinsicht gewiß eine sehr bedeutungsvolle Erscheinung, und es wäre vermessen den so eigenthümlichen, von so vielen und würdigen Seiten bekräftigten Aeußerungen eines in seinen

tiefften Tiefen ergriffenen Organismus ihre Realität und Wichtigkeit ganz abzusprechen. Kein denkender Arzt, der die mächtigen Hebel kennt, mit denen auch die schlummernde Psyche den Körper vielseitig zu berühren vermag, wird aus dem Kreise seiner Beobachtung und seines Nachdenkens die zarten Vorgänge ausschließen, mit denen eine ungewöhnliche und oft ungeänderte Wechselwirkung von Seelenthätigkeit und Körperzuständen verbunden ist, und die unter dem Namen von Somnambulismus, Clairvoyance &c. begriffen werden. Aber eine ganz andere Frage ist es, inwiefern er sich derselben zu therapeutischen Zwecken bemächtigen, ob er absichtlich solche unheimliche Zustände hervorrufen und gewaltsam in jenes dunkle Labyrinth krankhafter Phantome eindringen darf. Auf jeden Fall ist gewiß nicht jeder Arzt zu Versuchen dieser Art berechtigt; aber am allerwenigsten sollten Nichtärzte oder Halbärzte sich erlauben, ein leichtsinniges Spiel mit einem Heilverfahren zu üben, das, wo es auch wirklich angezeigt seyn sollte, immer zu einem reinen männlichen Ernste die genaueste Kenntniß des erkrankten Körpers und einen ausgebildeten psychologischen Tact erfordert. Jeder unbefugte Eingriff bestrafte sich meist durch eine Steigerung und Störung der behandelten Zufälle, und was dem Laien als Heilung erscheint, bewährt sich dem Kundigen als Ergebnis oder Vorbote einer viel schlimmeren oft durch keine Kunst mehr zu bewältigenden Krankheit.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. Stück.

Den 30. Junius 1828.

W e i m a r.

Reise S. Hoheit des Herzogs Bernhard zu Sachsen-Weimar-Eisenach durch Nord-America in den Jahren 1825 und 1826; herausgegeben von H. Euden. Erster Theil XXX u. 317 S. mit 16 Bignetten, 4 Kupfern, 3 Planen und 2 Charten; zweyter Theil 323 S. mit 9 Bignetten, 2 Charten und 1 Plan. 1828. gr. 8.

Wenn die hier anzuzeigende Reise ihr Interesse auch zunächst durch ihren Inhalt erhält, so dürfen wir doch wohl voraussetzen, daß daselbe durch die Person des Reisenden noch erhöht wird. Ein Prinz aus einem unserer ersten Fürstenthäuser verläßt, durch bloße Wißbegierde getrieben, auf eine Zeitlang sein Vaterland und seine Familie, um ein Land und ein Volk jenseit des Weltmeers kennen zu lernen, bey dem es weder Hof noch Fürsten gibt. Er weilt hier bis ins zweyte Jahr; bereiset es in allen Richtungen; findet die freundlichste Aufnahme; kehrt befriedigt in das Vaterland zurück; und gestattet es jetzt, daß seine gemachten Bemerkungen, die nicht dazu bestimmt waren, auch öffentlich bekannt gemacht werden dürfen.

Von einem Buche, das ohnehin bald in Aller Händen seyn wird, werden unsere Leser es um so weniger erwarten, daß wir ihnen weicläufige Auszüge daraus mittheilen, da andere vielgelesene Blätter es daran nicht werden fehlen lassen. Was man von uns erwarten kann ist, daß wir sowohl die Zwecke des durchlauchtigen Verf. als auch die Ausführung derselben, daß wir den Umfang und den Gang seiner Reise, und den Geist in dem die Erzählung derselben geschrieben ist, darzulegen suchen.

Seine Zwecke meldet uns der Herzog selber: 'Der Gedanke einer Reise nach America hat mich durch das Leben begleitet fast von meiner Kindheit an. Ich wollte die neue Welt sehen, das Land und die Menschen, das Leben und die Einrichtungen, die Sitten und die Bräuche. Je mehr ich nach und nach die alte Welt kennen lernte, desto größer wurde' das Verlangen nach der neuen.' — Dieß drückt die Zwecke so vollständig aus, daß wir Nichts hinzuzusetzen haben.

Das Werk ist zwar nicht streng in der Form eines Tagebuchs geschrieben, aber doch so daß der Vf. seine Reise nach der Zeitfolge erzählt. Allenthalben gibt er uns nur das was Er selbst gesehen und beobachtet hat, und dieß macht sie so anziehend. Wir wollen ihm darin folgen.

Die Ueberfahrt von England aus, wo der Vf. sich gegen seinen Wunsch länger verweilen mußte als er gewollt hatte, war keine der angenehmsten. Die in jenen Meeren herrschenden Westwinde verlängerten sie. Sie geschah in der Corvette *Vallas*, die von S. M. dem Könige der Niederlande (der Herzog ist bekanntlich Niederländischer General) dazu bestimmt war. Am 18. Jun. 1825 wurden in Falmouth die Anker gelichtet, erst am 26. Jul. konnte man sie auf der Rhede von Boston wieder fallen lassen. Die nördlichen Staaten nebst

Canada wurden zuerst besucht, und der Erzählung davon ist der erste Band gewidmet. Boston ist wohl vor andern Städten der Union dazu geschickt dem gebildeten Fremden zu gefallen; denn die geistige Bildung steht hier, so wie in Massachusset überhaupt, wohl am höchsten. Sowohl in Boston als der benachbarten Harvard University und nachher in Northampton wurden mehrere interessante Bekanntschaften gemacht, wodurch auch uns zugleich eine Reihe befreundeter Namen, wie so oft in der Folge des Werks, ins Gedächtniß zurückgerufen werden. Bereits hier werden wir durch den Vf. in das Americanische Leben eingeführt; man begleitet ihn auf seinen Fahrten, in die Gesellschaften und öffentlichen Institute; man wird gleichsam einheimisch. Dazu kommt die große Fertigkeit des Vf. Grundrisse und ausgeführte Zeichnungen zu entwerfen; die denn bald als Bignette, bald als Kupfer mitgetheilt werden. Von Boston ging die Reise über Northampton nach Albany am Hudsonfluß und von da zum Niagarafall. Die Fahrt ward zum Theil auf dem großen Canal, dem Erie-Canal gemacht, der damals bey Buffalo, wo er jetzt in den Erie-See geht, noch nicht ganz vollendet war. Ueber dieses große Unternehmen, das der Staat N. York allein ausgeführt hat, viele belehrende Nachrichten; selbst auch eine Zeichnung des Aquaducts durch den er über den Genesseeßuß geleitet wird. Die Niagarafälle geben eine schönere Ansicht von der Canada-Seite als von der Nordamericanischen. Die Reise ging jetzt in das britische Nordamerica, nach Canada; wo wir über den jetzigen Zustand sowohl des Landes, als der Städte Quebec und Montreal genaue Nachrichten erhalten. Die Fahrt auf dem Lawrencestrom war nicht ohne Gefahren, wenig fehlte daß das Schiff an den Felsen bey Montreal scheiterte. Bey Quebec ward das

Schlachtfeld besucht, wo General Wolf mit seinem Leben England Canada eroberte. Wo von militärischen Gegenständen die Rede ist, hört man sogleich den Mann vom Fach. Von Canada ging die weitere Reise über den See Champlain und Saratoga nach Neuyork. Unterwegs Besuch der Kriegsschule zu West-Point, bisher das einzige Lehrinstitut das von der Union (nicht von einzelnen Staaten) errichtet ist. Wir erhalten hier über die Einrichtung desselben genaue Nachricht; selbst der Lectionscatalog wird mitgetheilt. Die Einrichtung ist sowohl in Ansehung des Unterrichts als der Disciplin musterhaft. Die Hauptschwierigkeit war gute Lehrer zu finden. Alle Officierstellen bey der Armee werden aus dieser Schule besetzt; kein Wunder daß das kleine americanische Officiercorps aus den gebildetsten Männern besteht. Von Neuyork, jetzt der ersten See- und Handelsstadt der neuen Welt, wird Plan und Charte mitgetheilt, und alle Merkwürdigkeiten beschrieben. Bey dem Navy yard hätten wir gern ein Wort der Belehrung über die Einführung der großen Fregatte von 60 und mehr Kanonen in die neueste Marine gehört, die man sonst nicht kannte. Die bekannte Dampffregatte, von der so viel gefabelt wurde, wird nach Verdienst gewürdigt. Bey den Dampfbooten wird jetzt die Einrichtung Sitte, daß die Maschine sich in einem eigenen Schiffe befindet, welche das Schiff mit den Reisenden (Safety barge) zieht, wodurch diese vor den Gefahren des Zerspringens des Kessels gesichert sind. Die Reise nach Philadelphia ward theils im Dampfboot theils zu Lande gemacht. Auch von Philadelphia, der schönsten Stadt der vereinigten Staaten, wird der Plan mitgetheilt. Die eben so freundliche als ehrenvolle Aufnahme die der Herzog hier fand, machte ihm den Aufenthalt besonders angenehm. Gewiß ist auch Philadelphia

nächst Boston der Ort in N. A. wo die wissenschaftliche Bildung am höchsten steht. Man kennt auch bey uns die Thätigkeit der Philosophicall Society. — Auch die Brüdergemeine zu Bethlehem und Nazareth wurde besucht, und ihre Einrichtung beschrieben. Die Reise von Philadelphia nach Baltimore ward in der Gesellschaft des Präsidenten der V. St. gemacht, der von Philadelphia nach Washington zurückging. Baltimore, jetzt mit 75000 Einwohnern ist die am schnellsten gewachsene Stadt in America. Der Herzog fand einen Greis von 88 Jahren, der den Platz wo die Stadt jetzt steht, noch als Wald von Indianern bewohnt, gesehen hatte. Auch in Baltimore ist das gesellschaftliche Leben sehr angenehm und wird besonders durch den herrschenden Geschmack an der Musik belebt. — Von da nach Washington, der Hauptstadt der Union sind nur 35 G. Meilen. Die Anwesenheit des diplomatischen Corps erinnert hier gewissermaßen an eine Europäische Residenz. Die Bekanntschaft des Präsidenten Hr. Quincy Adams war schon früher gemacht. Ein eben so einfacher als gebildeter und unterrichteter Mann. Von dem Capitol sowohl der Plan, wodurch die für die beiden Kammern des Congresses bestimmten Versammlungssäle, als auch die andern Theile dieses großen Gebäudes deutlich werden; als auch die Abbildung. Sehr interessant ist der Besuch von Mount Vernon, dem Wohnsitz und Begräbnisort des großen Washington; und von Monticello bey dem damals noch im hohen Greisenalter lebenden ehrwürdigen Expräsidenten Jefferson, wobey zugleich eine genaue Nachricht von der unter seiner Aufsicht gegründeten Virginia University, die ihn in seinem Alter am meisten beschäftigte, gegeben wird.

Der zweyte Theil übertrifft in einer Rücksicht noch den ersten an Interesse, weil er die Reise

in die weniger bekannten theils südlichen, theils innern Staaten enthält. Von Virginien ging der Weg nach den Carolinas und Charlestown. Der Vf. machte die Reise, um den Gefahren des Klimas zu entgehen, in den Wintermonaten. Die Nähe der tropischen Länder kündigt sich schon in Virginien durch die Gewächse an; und vollends in den südlichen Staaten am Mississippi. Aber die Slaveren zeigt sich auch hier mit ihrem ganzen traurigen Gefolge. Und auch unter den Freyen ist die Abstufung zwischen den Weißen und den Quarterones so groß, daß die ärgste Aristocratie der alten Welt weniger drückend ist; und man nichts weniger als in dem Lande der Freyheit zu seyn glaubt. Wer in der guten Gesellschaft Zutritt haben will, darf in keine Gesellschaft der Quarterones gehen; und doch fand der Herzog diese anständiger und gesitteter als die der Creolen. Die Verbindungen der Quarterones mit Weißen können gesetzlich keine Ehen seyn, aber man findet daß sie von jenen meist heiliger gehalten werden, als wirkliche Ehen. Auch werden sie nach Contracten geschlossen. Nach dem neuen Staat Alabama ging der Weg durch das Land der Creek-Indianer. Alabama zieht Schaaren von Einwanderern herbey; ganze Caravanen derselben sah man mit ihren Karren und Pferden. Der längste Aufenthalt ward in Neuorleans gemacht. Auch hier fand der Herzog die freundlichste Aufnahme; zum beständigen Aufenthalt wird jedoch ein Deutscher Neuorleans aus Neigung schwerlich wählen. Von hier ging die Reise den Mississippi hinauf in den neuen Staat Missouri. Bekanntlich ward durch eine geringe Majorität im Congress die Slaveren hier zugelassen. Die Schiffahrt auf dem Mississippi ist keinesweges angenehm und ohne Gefahr. Von St. Louis, der Hauptstadt ward eine Reise nach dem Missouri gemacht, mit vielen Beschwerden.

Während in Neuorleans schon Sommer war, fiel hier am 9. April den ganzen Tag Schnee, der erste den der Verf. in America sah. Nachdem so die beiden in dem großen Louisiana bisher entstandenen Staaten der Union besucht waren, wurde der übrige Theil der Reise den Staaten im Westgebiet längst dem Ohio, besonders dem Staat dieses Namens gewidmet. In einem Dampfboot ward auch diese Reise aus dem Mississippi in den Ohio gemacht. Auch der untere Theil des Ohio bot anfangs keine schöne Gegenden dar. Aber je weiter man ihn hinauf fuhr, um desto reizender wurden sie. An den Ufern des Wabash der sich in ihn ergießt, ist das Institut des Hn. Owen errichtet, unter dem Namen New Harmony bekannt, das von dem Herzog besucht ward, und von dem noch die Gesetze in dem Anhang mitgetheilt werden. Hr. Owen, ein sehr achtungswerther Mann, glaubt zwar ein Weltverbesserer zu werden; es liegt aber wohl in der Natur eines Instituts, das auf Gütergemeinschaft gegründet ist, daß es nur einen beschränkten Umfang, und eine kurze Dauer haben kann. — Der Ohio der die Grenze zwischen Indiana und Illinois auf der einen; und Kentucky auf der andern Seite macht, ward bis Cincinnati herunter gefahren, und also alle diese Staaten berührt. Der Aufenthalt in Louisville, der Hauptstadt von Kentucky bestätigt, was wir auch aus andern Berichten wissen, daß der Zustand der Moralität, und der Civilisation hier wohl am tiefsten steht. Der von mehreren beschriebene Ohiostaat, einer der blühendsten der Union, ward in seinem Inneren bereiset, und von hier über Pittsburg der Weg nach Philadelphia und Newyork eingeschlagen; wo der Herzog am 16. Jun. 1826 sich wieder nach Europa einschiffte, und am 14. Jul. nach einer glücklichen Fahrt zu Liverpool landete. Dies wird hinreichen, den Umfang und die Rich-

tungen dieser Reise zu bezeichnen. Wenn in einem solchen Zeitraum ihr Umfang als sehr groß erscheint, so konnte nur die unermüdete Thätigkeit des Reisenden, die selbst durch vorübergehende Unpäßlichkeiten sich nicht stören ließ, es möglich machen, zugleich so viel Merkwürdiges und Beachtenwerthes — denn kaum scheint etwas der Art seiner Aufmerksamkeit entgangen zu seyn — zu umfassen. Was aber die Erinnerung daran gewiß am angenehmsten machen muß, ist die Bekanntschaft so vieler ausgezeichneten Menschen, und die mit ihnen angeknüpfte Verbindung. Sichtbar ist die Reise so gedrückt — die nothwendigen Veränderungen abgerechnet, wovon Hr. G. H. Euden in dem Vorwort Rechenschaft gibt — als sie nie-dergeschrieben wurde; einfach, ohne Schmuck, aber nicht ohne die Lebendigkeit der Erzählung, die das stete Interesse erhält. Nicht selten stießen wir auf Stellen — abhichtlich haben wir sie nicht ausgehoben, um den Lesern nicht das Vergnügen der Ueberraschung zu rauben — wo man den Fürsten über den Menschen vergißt. Sie haben uns tief ergriffen.

Das Schicksal will es, eine neue Welt, verschieden in ihren Verfassungen und Einrichtungen soll der alten gegenüber stehen. Vorurtheile — vor allem politischer Art — herrschen noch in beiden. Sie auszugleichen ist wechselseitiges Bedürfniß, bey dem großen stets wachsenden wechselseitigen Verkehr. Aber die Bekanntschaft der niedern und mittlern Stände reicht dazu nicht hin, da diese nur ihr Privat-Interesse beachten; es bedarf auch der der höheren Classen, die durch ihre Verhältnisse darüber erhoben sind. Wir fürchten nicht zu irren, wenn wir sagen, daß durch diese Reise dazu ein Schritt geschehen ist, der nicht ohne glückliche Folgen bleiben wird.